

BIOS

Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

1/2022

(35. Jahrgang)

ISSN: 0933-5315

THEMENHEFT

Neue Wege in der Biographieforschung.

*Über die Potenziale kollektivbiographischer Ansätze
für die Erforschung von Großreichen im 19. Jahrhundert*
Herausgegeben von Benedikt Tondera

Benedikt Tondera

Einleitung

Alexa von Winning

Schnittstellen: Familien, Biographien und Empires

Abdulhamit Kirmizi

Identitäten quantifizieren.

Nichtmuslime in der spätosemantischen Beamtenchaft

Tamara Scheer

*Tornisterkinder. Österreichische Identität im Wandel
von der Monarchie zur Republik*

Barbara Henning

*Ein Urgroßvater aus Zentralasien für eine Tochter
der Republik.*

*Kollektivbiographische Perspektiven auf die Nachkommen
des Propheten am Beispiel der Memoiren von Saffet
Tanman (1912-2012)*

Philipp Schedl

*„Wahrhaft russische Menschen“ und „Verteidiger
der russischen Sache“.*

*Konstruktionen kollektiver Identität bei russischen
Grenzlandnationalisten im späten Zarenreich*

Benedikt Tondera

*Erkenntnisse aus der digitalen Auswertung der
„Listen ziviler Dienstränge“ aus dem späten Zarenreich*



BIOS

Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

Herausgeber*innen: Bettina Dausien (Wien), Almut Leh (Hagen) und Alexander v. Plato (Neuenkirchen)

Beirat: Betina Hollstein (Universität Bremen), Albert Lichtblau (Universität Salzburg), Ingrid Miethe (Justus-Liebig-Universität Gießen), Gerhard Riemann (Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg), Simone Scherer (Universität Bremen), Hannes Schweiger (Universität Wien), Andrea Strutz (Universität Graz)

Redaktion: Bettina Dausien, Almut Leh, Alexander von Plato
Postanschrift: Institut für Geschichte und Biographie
der FernUniversität in Hagen, Universitätsstr. 47, 58097 Hagen
E-Mail: bios@budrich.de

BIOS erscheint halbjährlich mit einem Jahresumfang von ca. 320 Seiten.
Abonnementskündigungen müssen drei Monate vor Jahresbeginn erfolgen, anderenfalls verlängert sich das Abonnement um ein weiteres Jahr.
Das digitale Angebot, alle Informationen zum Abonnement sowie zu Einzelausgaben finden Sie auf <https://bios.budrich-journals.de>.

Bestellungen bitte an den Buchhandel oder an:
Verlag Barbara Budrich GmbH, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171 79491 50, Fax: +49 (0)2171 79491 69
E-Mail: zeitschriften@budrich.de – www.budrich.de
ISSN: 0933-5315 – ISSN Online: 2196-243X
Anzeigenpreisliste BIOS-Mediataten-2024 vom 01.01.2024
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier, CO₂-kompensierte Produktion
© Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin, Toronto

Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenden Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktionelle Hinweise

Für die Einsendung von Manuskripten bittet die Redaktion um Beachtung redaktioneller Hinweise. Sie finden diese auf: <https://bios.budrich-journals.de>.

BIOS

Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2022 (35. Jahrgang)

Themenheft:

Neue Wege in der Biographieforschung. Über die Potenziale kollektivbiographischer Ansätze für die Erforschung von Großreichen im 19. Jahrhundert
Herausgegeben von Benedikt Tondera

<i>Benedikt Tondera</i>	
Einleitung	3
<i>Alexa von Winning</i>	
Schnittstellen: Familien, Biographien und Empires	7
<i>Abdulhamit Kirmizi</i>	
Identitäten quantifizieren. Nichtmuslime in der spätselbständigen Beamtenchaft	31
<i>Tamara Scheer</i>	
Tornisterkinder. Österreichische Identität im Wandel von der Monarchie zur Republik	49
<i>Barbara Henning</i>	
Ein Urgroßvater aus Zentralasien für eine Tochter der Republik. Kollektivbiographische Perspektiven auf die Nachkommen des Propheten am Beispiel der Memoiren von Saffet Tanman (1912-2012).....	67
<i>Philipp Schedl</i>	
„Wahrhaft russische Menschen“ und „Verteidiger der russischen Sache“. Konstruktionen kollektiver Identität bei russischen Grenzlandnationalisten im späten Zarenreich	87

<i>Benedikt Tondera</i>	
Erkenntnisse aus der digitalen Auswertung der „Listen ziviler Dienstränge“ aus dem späten Zarenreich	112
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	131

Einleitung

Benedikt Tondera

Die Beiträge des Themenschwerpunktes dieses Heftes beruhen auf dem Workshop *Vielvölkerreiche als Erfahrungswelten. Imperiale Biografien im langen 19. Jahrhundert*, der im September 2021 an der Universität Oldenburg stattfand.¹ Im Zentrum des Workshops stand die Auseinandersetzung mit der Frage, welche besonderen Rahmenbedingungen Großreiche für die Entfaltung historischer Biographien boten. Reflektiert werden sollten hierbei insbesondere die zahlreichen theoretischen Neuerungen in der Erforschung der imperialen Geschichte in den vergangenen beiden Jahrzehnten, die gelegentlich unter den Schlagworten *imperial turn* (David-Fox et al. 2006) bzw. *new imperial history* (Hirschhausen 2015) verhandelt werden. In diesen Begriffen werden eine Reihe von innovativen Forschungstendenzen gebündelt, darunter die Abkehr von einer dichotomischen Zentrum-Peripherie-Logik, der Einbezug der Perspektive ethnischer Minderheiten sowie ein stärkerer Fokus auf die Bedeutung „mentaler Landkarten“. Insbesondere wird der imperiale Raum hier nicht als vormoderne, defizitäre Vorstufe des Nationalstaats gedacht, sondern als politisches, kulturelles und administratives Gebilde *sui generis*. In diesem Verständnis brachte das Großreich eigene Ordnungsvorstellungen in Bezug auf die Gesellschaft, den Staat und dessen Territorium hervor.

Letzteres bedeutet, gewendet auf die autobiographische Erfahrung jener, die in den Imperien des 19. Jahrhunderts lebten, dass diese sich fundamental von nationalstaatlich geprägten Lebensbeschreibungen unterschieden. Genau dies reflektiert das von Malte Rolf und Tim Buchen entwickelte Konzept der *imperialen Biografien* (Buchen/Rolf 2014, 2015),² das ausschließlich die Eliten der Großreiche in den Blick nimmt. Die grundlegende These lautet hier, dass es die Personen (meistens Männer) an der Spitze von Verwaltung, Militär, Wirtschaft und Wissenschaft waren, die die Großreiche im Inneren zusammenhielten. Sie entwickelten mentale Konzepte vom imperialen Raum als zusammenhängendes Ganzes und tauschten sich in öffentlichen Foren darüber aus, repräsentierten gegenüber der Bevölkerung staatliche Autorität, waren kontinuierlich beruflich wie privat über weite Distanzen mobil und verbanden auf diese Weise die verschiedenen Reichsteile miteinander.

1 Der Workshop wurde mit Mitteln der DFG finanziert. Jan Markert verfasste einen Tagungsbericht, vgl. Markert (2021).

2 In den vergangenen Jahren sind ähnlich gelagerte Konzepte entstanden, die eigene Akzente setzen. Insbesondere ist hier das Forschungsprojekt *Imperial Subjects* zu erwähnen, das an der Universität Basel von Frithjof Benjamin Schenk und Martin Aust begründet wurde, vgl. <https://dg.philhist.unibas.ch/de/bereiche/osteuropaeische-geschichte/forschung/imperial-subjects/> (13.11.2023). Zum Vergleich des Imperiale-Biografien-Konzepts mit jenem der Imperial Subjects und für weitere Hintergründe siehe Aust/Schenk (2021) sowie Rolf/Tondera (2021).

Der Oldenburger Workshop nahm diese Prämissen der *imperialen Biografien* kritisch unter die Lupe: Inwiefern eignet sich der biographische Ansatz dafür, eine Art von imperialer Kollektividentität nachzuzeichnen? Reproduziert die Engführung auf „große weiße Männer“ nicht eine problematische und verzerrte zeitgenössische Perspektive, die Minderheiten, Frauen und sozial minderprivilegierte Gruppen ausschließt? Wie tragfähig ist die Unterscheidung von „nationaler“ und „imperialer“ Biographie gerade auch mit Blick auf das späte 19. Jahrhundert, in dem ein in vielen Teileuropas aufblühender separatistischer Nationalismus einerseits und ein zentralistisch gesteuerter imperialer Nationalismus andererseits die entsprechenden Kategorien vermischt? Schließlich: Lässt sich die theoretische Komplexität von historisch-biographischer Forschung mit einer ansprechenden sprachlichen Darstellung vereinbaren?

Die in diesem Themenheft versammelten Beiträge sind ein Resultat dieses Diskussionsprozesses und entwickeln das Konzept der *imperialen Biografien* in neue Richtungen weiter.³ Die Aufsätze behandeln Beispiele aus dem Osmanischen, dem Russländischen und dem Habsburger Reich. Sie eint die Tatsache, dass alle sich mit Kollektivbiographien beschäftigen. Darüber hinaus adressieren sie einige der oben genannten Kritikpunkte: Bei Alexa von Winning treten Frauen in Gestalt der Mansurov-Schwestern als Protagonistinnen von „weiblichem *empire building*“ im ausgehenden Zarenreich in Erscheinung. Von Winnings Beschäftigung mit der russischen Adelsfamilie belegt, dass auch außerhalb der männlich dominierten beruflichen, administrativen und militärischen Felder Einflussphären existierten – in diesem Fall die Religion –, in denen Frauen selbstständig agieren konnten und Gestaltungsmöglichkeiten hatten. Religionspolitik erscheint bei von Winning darüber hinaus als Austragungsort von inter-imperialer Kooperation und Konkurrenz: Die gesamte Mansurov-Familie nutzte die Orthodoxie als Mittel, den eigenen Einflussbereich innerhalb des sozialen Gefüges des Zarenreiches auszuweiten. Zugleich stellte sie sich damit innerhalb und außerhalb der russländischen Grenzen in den Dienst der Romanov-Autokratie.

Dass Loyalität zum Herrscherhaus keineswegs nur Angehörigen der Titularnationen vorbehalten war, stellt Abdulhamit Kirmızı in seinem Beitrag heraus. Kirmızı kritisiert in diesem Zusammenhang die verbreitete Praxis, Nationalität als Kollektiveigenschaft aufzufassen und Angehörigen ethnischer Gruppen kulturelle Homogenität zu unterstellen. In seiner quantitativen Studie zu nichtmuslimischen Beamten in Diensten des Osmanischen Reichs vertritt er die These, dass diese sich selbst nicht als Vertreter einer klar definierten ethnischen Gemeinschaft sahen, sondern eine aus vielen kulturellen Einflüssen gespeiste gemischte Identität besaßen. Kirmızı erkennt außerdem in den von ihm untersuchten Dokumenten der staatlichen Bürokratie ungeachtet des zeitgenössisch schlechten Images von Sultan Abdulhamit II. als „großem Schlächter“ keinerlei Anzeichen einer Benachteiligung der nichtmuslimischen Beamten unter dessen Herrschaft.

Wie auch Tamara Scheer in ihrem Beitrag über die „Tornisterkinder“ belegt, gab es neben der Nationalität weitere wichtige Bezugspunkte für die Identität imperialer Akteure. In ihrer das gesamte 19. Jahrhundert umspannenden Untersuchung zu Angehörigen der Habsburgermonarchie zeichnet Scheer nach, wie die Armee für Vertreter verschiedenster Ethnien als Identitätsanker diente, der sprachliche, religiöse und andere

³ Mit Ausnahme des Artikels von Abdulhamit Kirmızı wurden alle hier versammelten Beiträge ursprünglich als Vorträge auf dem Oldenburger Workshop präsentiert und diskutiert.

kulturelle Eigenschaften überwölbte. Ihr Beitrag betont auch die Auf- und Abstiegsdynamik, die innerhalb von Großreichen in einer Institution wie dem Militär möglich war – ein weiterer Beleg dafür, dass *imperiale Biografien* keineswegs auf die Eliten der Großreiche beschränkt waren, alleine schon deswegen, weil diese keine statische Bezuggröße darstellten, sondern sich im steten Wandel befanden.

An diesen Gedanken knüpft auch Barbara Henning an, die über „Prophetennachkommen“ im Osmanischen Reich und in der postosmanischen Zeit bis in die Gegenwart berichtet. Hennings Beitrag beinhaltet eine starke erinnerungskulturelle Komponente. Er zeigt auf, welche Strategien Angehörige einer ehemaligen imperialen Elite nutzten, um sich auch unter neuen republikanischen Verhältnissen bestimmte Distinktionsmerkmale zu erhalten und wie sie Umbruchserfahrungen in eine konsistente autobiographische Erzählung einfügten. Hennings Text verdeutlicht dabei die Persistenz kollektiver Identitäten über tiefgreifende politische Veränderungen und lange Zeiträume hinweg. Der von ihr porträtierten Saffet Tanman und ihrer Familie gelang es, sowohl in der Eigen- als auch in der Fremdwahrnehmung ungeachtet des radikalen Systemwechsels „oben zu bleiben“. Die gedachte imperiale Ordnung blieb insofern offenbar für weite Teile der postosmanischen Gesellschaft relevant – ein Hinweis darauf, dass nach *imperialen Biografien* auch in postimperialen Räumen gesucht werden kann.

Phillip Schedls Beitrag zu den „Grenzlandnationalisten“ im Russländischen Reich rückt die räumliche Dimension *imperialer Biografien* in den Blick. Schedls Protagonisten – Russen aus den Grenzregionen des Zarenreiches – definieren sich einerseits über ihre Ethnizität, andererseits über ihre Tätigkeit in den Randregionen des Imperiums. Für sie ist es die Peripherie des Großreiches, an dem sich das Schicksal der Autokratie entscheidet. Denn genau dort verdeutlicht sich die Heterogenität und Vulnerabilität der Vielvölkerreiche am stärksten, sei es in kulturellen, politischen und administrativen Autonomierechten ethnischer Minderheiten, in kriegerischen Konflikten mit der indigenen Bevölkerung oder in Konflikten mit konkurrierenden angrenzenden Staaten. Schedl zeigt, dass die von den Grenzländern nach Petersburg getragene Erzählung eines bedrohten Russentums den hauptstädtischen Diskurs im ausgehenden 19. Jahrhundert überproportional stark beeinflusste.

Auch in meinem Beitrag geht es um die räumliche Dimension *imperialer Biografien*. Mithilfe des digitalen Tools *nodegoat*, das biographische Bewegungen im zeitlichen und räumlichen Verlauf darstellt, werden Berufs- und Ausbildungswege von Beamten des späten Zarenreichs visualisiert. Es geht dabei um die Frage, wie Mobilität zu bewerten ist: Handelte es sich wirklich um ein Privileg der Eliten, regelmäßig weiträumige Distanzen zu überwinden, und wie wirkte sich die Nähe zum Zarenhof auf die berufliche Laufbahn aus? Was erzählt Mobilität über die Binnendifferenzierung der imperialen Staatsdiener?

Die hier versammelten Beiträge legen auf den ersten Blick den Eindruck nahe, dass die historische Sicht auf die *imperiale Biografie* wenig zu tun hat mit der zeitgenössischen soziologischen Debatte über die *imperiale Lebensweise*, die von Ulrich Brand und Markus Wissen initiiert wurde (Brand/Wissen 2017). Im ersten Fall geht es um die Art und Weise, wie sich der historisch-politische Kontext imperialer Staatlichkeit auf die dort lebenden Eliten auswirkte (und *vice versa*); im letzteren darum, wie globale Machtstrukturen bestimmte Konsum- und Produktionsmuster hervorbringen, die bestehende wirtschaftliche Asymmetrien zwischen Weltregionen verfestigen und Ressourcenverschwendungen sowie Umweltzerstörung befördern. Gerade angesichts des

zeitgenössischen Auflebens imperialer Ambitionen in Nachfolgestaaten der Großenreiche lohnt es sich aber möglicherweise dennoch, über die Frage zu reflektieren, inwiefern Eliten in modernen Staaten bewusst oder unbewusst Denkmuster und Verhaltensweisen der imperialen Oberschicht des 19. Jahrhunderts reproduzieren.

LITERATUR

- Aust, Martin und Frithjof Benjamin Schenk (2021): Imperial Subjects. Patterns of Identification and Self-Perception in the Continental Empires of Eastern Europe, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 68, Heft 2, 256-269. <https://doi.org/10.25162/jgo-2020-0009>
- Brand, Ulrich und Markus Wissen (2017): Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus, München: Oekom-Verlag.
<https://doi.org/10.14512/9783960061908>
- Buchen, Tim und Malte Rolf (Hg.) (2015): Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850-1918)/Elites and empire; imperial biographies in Russia and Austria-Hungary (1850-1918), Berlin, Boston, Massachusetts: De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110416121>
- David-Fox, Michael, Peter Holquist und Alexander Martin (Hg.) (2006): The Imperial Turn. *Kritika*, Volume 7, Number 4, Bloomington, Indiana: Slavica Publishers.
<https://doi.org/10.1353/kri.2006.0049>
- Hirschhausen, Ulrike von (2015): Diskussionsforum: A New Imperial History? Programm, Potenzial, Perspektiven, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 41, Heft 4: Entwicklungsarbeit und globale Modernisierungsexpertise, 718-757. <https://doi.org/10.13109/gege.2015.41.4.718>
- Markert, Jan (2021): Tagungsbericht: Vielvölkerreiche als Erfahrungswelten. Imperiale Biographien im langen 19. Jahrhundert, in: H-Soz-Kult, 23.11.2021,
www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127725 (23.11.2023)
- Rolf, Malte (Hg.) (2014): Geschichte und Gesellschaft, 40, Heft 1: Imperiale Biographien.
<https://doi.org/10.13109/gege.2014.40.1.5>
- Rolf, Malte und Benedikt Tondera (2021): Imperial Biographies Revisited. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 68, Heft 2, 270-281. <https://doi.org/10.25162/jgo-2020-0010>

Schnittstellen: Familien, Biographien und Empires

Alexa von Winning

Ein Individuum will Punkt sein und springen können. So beschreibt Sten Nadolny in seinem *Ullsteinroman* das menschliche Bedürfnis nach Individualität, Autonomie und Emanzipation von der Herkunftsfamilie: „Ein Floh namens Ich, der bei Bedarf woandershin springt als andere dachten oder wünschten.“ (Nadolny 2003: 12) Dieser implizite Antagonismus zwischen Individuum und Familie prägt viele Biographien und Autobiographien des 19. und 20. Jahrhunderts. War die Familie in den Schilderungen der Kindheits- und Jugendjahre des oder der Protagonist:in noch eine geduldete „Wegbereiterin“ für spätere Erfolge, nahm sie spätestens mit der Adoleszenz in vielen (auto-)biographischen Texten die Rolle eines „Individuationshindernisses“ ein. Das Individuum musste sich von ihr befreien, um seinen „individuellen Entfaltungssehnsüchten“ und seinem Streben nach Selbstverwirklichung nachzugehen (Zimmermann/Zimmermann 2008: 7 f.). In den intensiven Debatten um konzeptionelle Neuerungen, die die historische Biographik seit der Jahrtausendwende beschäftigen, kommt die Familie und ihr Verhältnis zum Individuum allerdings kaum vor. Es geht um Neubestimmungen von Subjektivität, um gebrochene anstelle von linearen Lebensläufen und um das komplexe Verhältnis zwischen Mensch und Gesellschaft. Das Individuum wird als „Kreuzungspunkt von Einflüssen“ verstanden, das gesellschaftliche Strukturen verändern, aber nicht außerhalb von ihnen agieren kann (Bödeker 2003: 26). Dabei machen die Überlegungen aber einen weiten Bogen um die Familie, obwohl sie für die meisten Individuen die erste Form von Gesellschaft ist, mit der sie zu tun haben.

Die historische Familienforschung (oder *historical kinship studies*) macht demgegenüber eher einen Bogen um einzelne Menschen. Sie untersucht vor allem die Bin nenstruktur von Familien und steht in sozialgeschichtlicher, biographiekritischer Tradition. Familienhistoriker:innen fragen nach alters- und geschlechtsspezifischen Hierarchien, nehmen die typischen Rollen der einzelnen Familienmitglieder und ihre Veränderungen über die Zeit in den Blick und zeichnen demographisches Verhalten nach (Gestrich 2003). Außerdem betont die historische Familienforschung die gesellschaftlichen Funktionen von Familien als Sozialisationsinstanzen und Wirtschaftseinheiten. Denn Familien waren nie „separate domestic units“ (Hareven 2000: 4). Sie interagierten mit anderen menschlichen Lebensbereichen wie etwa Bildung, Arbeit oder Religion und mit so fundamentalen gesellschaftlichen Prozessen wie der Industrialisierung und Urbanisierung. Seit einigen Jahren rücken auch Emotionen verstärkt ins Blickfeld. Die moderne Familie tritt in diesem Forschungszweig als „auf Dauer angelegte Sorgegemeinschaft“ in Erscheinung, die neben der materiellen Unterstützung auch auf Verantwortlichkeit und Vertrauen baut (Eibach 2022: 13 ff.).

Trotz dieser Gegensätze lohnt es sich, Biographien und Familien zusammenzubringen. Denn geschichtswissenschaftliche Familienbiographien sind eine fruchtbare Möglichkeit, drei Ebenen zusammenzudenken: die individuelle, die familiäre und die gesellschaftliche. Sofern sie nicht bei der bloßen Nacherzählung eines Familienschicksals stehen bleiben, können Familienbiographien einerseits die Bedeutung des familiären Rahmens für individuelle Lebenswege ausleuchten und andererseits die Rolle von Familien in historischen Gesellschaften an einem konkreten Beispiel in den Blick nehmen. Für diese Verzahnung ist es notwendig, die Familie nicht als Container zu behandeln, der die verwandten Individuen nur zusammenhält und als gegeben hingenommen wird. Sie sollte als Bindeglied zwischen Individuum und Gesellschaft in die Analyse einbezogen werden: als ein zentraler und spezifisch strukturierter Handlungsräum, in dem sich gesellschaftliche Prozesse niederschlagen und in dem Individuen auf Veränderungen und Herausforderungen reagieren. Die historische Familienforschung nutzt hierfür die Begriffe des „missing link“ oder „broker“ zwischen Individuen und sozialem Wandel (Hareven 2000: 321). Außerdem sind Familien keine ahistorischen Selbstverständlichkeiten, sondern müssen von ihren Angehörigen erschaffen und aufrecht erhalten werden. „There is nothing natural about the development of cohesive family feeling“, schreibt David Sabean treffend: „If kinship networks are to have any meaning in practice, they have to be cultivated and maintained through considerable labour.“ (Sabean 2011: 235).

Dieses Verständnis von familienbiographischer Arbeit liegt meiner Untersuchung einer russischen Adelsfamilie und ihres Wirkens zwischen 1855 und 1917 zugrunde.¹ Anhand der drei wichtigsten imperialen Projekte der Familie werde ich ihre Rolle im russischen *empire building* analysieren. Dabei erlaubt es mein Fokus auf die Institution der Familie, vernachlässigte Perspektiven auf Bürokratie, Kommunikation und Mobilität zu eröffnen sowie Verbindungen zwischen entfernt liegenden Orten zu ziehen und langfristige Kontinuitäten zu untersuchen. Das Beispiel der Mansurovs zeigt zum einen, dass der Einfluss der Familie für die Lebenswege ihrer individuellen Angehörigen geschlechts-, generations- und kontextabhängig zwischen Ermächtigung, Zwang und Emanzipation schwankte. Der prägende Begriff für das Verhältnis zwischen den einzelnen Angehörigen und der Familie ist nicht Antagonismus, wie in der biographischen Tradition. Treffender ist Ambivalenz – auch wenn diese durchaus antagonistische Elemente enthalten konnte, etwa wenn Töchter sich gegen den Willen ihres Vaters stellten. Zum zweiten belegt eine Analyse der Mansurovs, wie wichtig Familien für das Funktionieren der großen Empires des 19. Jahrhunderts waren. Hier wird die Bindegliedfunktion besonders deutlich. Denn Familien waren im russländischen Reich zugleich ein Instrument für Individuen, um sich in die Gesellschaft einzufügen und auf sie zu wirken, sowie für die Gesellschaft und insbesondere den Staat, um diese Individuen zu regulieren und zu kontrollieren (Winning 2022: 7 ff.). Der familienbiographischen Untersuchung ist ein kurzer Forschungüberblick zu Familien in der Imperialgeschichte vorangestellt, um das russländische Reich und die Unternehmungen der Familie Mansurov besser einzuordnen.

¹ Der Beitrag basiert auf einem größeren Forschungsprojekt, dessen Ergebnisse veröffentlicht sind (Winning 2022). Die Angaben zu Archivdokumenten verwenden die folgenden Abkürzungen der russischen Bezeichnungen: f. (fond, Bestand), op. (opis', Findbuch), kart. (karton, Karton) d. (delo, Akte), ed. chr. (edinica chranenia, Aufbewahrungseinheit), l./ll. (list/listy, Blatt/Blätter) und ob. (oborot, Rückseite).

Familie in der Imperialgeschichte

Die historische Forschung hat vielfältige und enge Verbindungen zwischen Empires und Familien aufgezeigt. Familien waren einerseits ein Fundament von historischen Großreichen und trugen entscheidend zu ihrem Funktionieren bei. Andererseits veränderten diese Großreiche auch die familiären Strukturen und Praktiken. Mit der *new imperial history* und ihrem Fokus auf den ungleichen, aber flexiblen räumlichen Verbindungen zwischen Zentrum und Peripherien sind insbesondere Familiennetzwerke und familiäre Kommunikationsflüsse in den Vordergrund getreten. In diesen Netzwerken zirkulierten Patronage und Kontakte, Geld und Waren sowie Wissen und Imaginationen innerhalb des gesamten Empires. Außerdem waren sie fundamental für zahlreiche individuelle und kollektive Unternehmungen, die das Empire transkontinental festigten und ausbauten (Cleall et al. 2013; Buettner 2004). Familiäre Verbindungen waren dabei sowohl mit staatlichen Bürokratien als auch mit Wirtschaftsunternehmen und Handelsnetzwerken verflochten (Laidlaw 2005; Lutz/Sabean 2022; Dohrn 2018).

Familien hatten in Empires aber nicht nur große ökonomische und organisatorische Bedeutung, sondern waren auch ein wichtiges Thema und ein zentraler Ort für ideelle Auseinandersetzungen. Das Familienleben fungierte als zentraler Marker für ethnische und – im kolonialen Denken des 19. Jahrhunderts – „rassische“ Identität, etwa wenn eine spezifische eheliche Arbeitsteilung als Kennzeichen von *whiteness* und europäischer Zivilisation galt. Mutterschaft, Häuslichkeit (*domesticity*) und Kindererziehung wurden zum Beispiel im britischen Empire zu zentralen Gradmessern für den „Entwicklungsstand“ einer Gesellschaft. Die „Zivilisierung“ vermeintlich rückständiger Familienformen war ein Ziel der kolonialen Herrschaft und wichtiger Baustein für ihre Legitimation (Buettner 2004; Hall 2004). Auf diese Weise wurden im Familienheim imperiale Machtverhältnisse definiert, demonstriert und herausgefordert. Der Fokus auf Familie und Geschlecht wird in der *new imperial history* vor allem für die Geschichte des britischen Empire dazu genutzt, diese „affektiven Dimensionen von imperialer Macht“ zu untersuchen (Ballantyne/Burton 2009).

Zugleich veränderten imperiale Prozesse und Strukturen etablierte Familienverhältnisse oder schufen neue intime Beziehungen etwa zwischen Siedlerfamilien und lokalen Hausbediensteten. In den subjektiven Erfahrungen der britisch-indischen „empire families“ (Buettner 2004) stehen vor allem die langen räumlichen Trennungen im Vordergrund, die dem gängigen, an Intimität und Nähe orientierten Familienideal widersprachen und aufgrund der oftmals engen Kontakte zur kolonisierten Bevölkerung die europäische Identität der weißen Familien gefährdeten. Dies brachte einen spezifischen „discourse of family sacrifice“ hervor, der die Opfer betonte, die Familien für das Empire auf sich nahmen. Das britische Empire selbst wurde zudem mithilfe von Familienmetaphern dargestellt. Das Mutterland England wachte in diesen Imaginationen über die abhängigen Kolonien, die je nach dem Grad ihrer vermeintlichen politischen Eigenständigkeit als erwachsene oder aber als kleine, völlig dem Empire unterstellte Kinder beschrieben wurden (Hurd 1924; Hall/Rose 2006).

Im Gegensatz zum britischen Reich wurde die Geschichte russländischer Familien bislang selten mit den Begrifflichkeiten und Schwerpunkten der Imperial- und Kolonialgeschichte untersucht. Es dominieren alltags-, gender-, ideen- und sozialgeschichtliche Ansätze (Kucher/Winning 2015). Aber auch in diesen Studien tritt die Familie als

fundamentale gesellschaftliche Institution hervor. Über sie liefen Kernprozesse des imperialen Staats ab: Sie diente als symbolische Repräsentation der Monarchie und war ein Mittel der Eliten, um politische Loyalität zu demonstrieren. Der Gebrauch familiärer Analogien und Metaphern erlaubte es der Publizistik, trotz der scharfen Zensur über Staat, Monarchie und Gesellschaft zu debattieren (Kucher/Winning 2015: 235 ff.). Für die Zentralregierung war die Regulierung von Familien schließlich ein Instrument, um die Gesellschaft zu steuern und zu kontrollieren – darunter auch die nicht-russischen Bevölkerungsteile, die über Jahrhunderte der territorialen Expansion unterworfen und in den Staat integriert wurden (Crews 2003; Freeze 2002, 2019; Whelan 1999).

Schließlich stützte sich auch das russländische Reich auf Familienetzwerke, um sein heterogenes Territorium zusammenzuhalten, Kommunikation über weite Distanzen sicherzustellen und Barrieren zwischen unterschiedlichen Institutionen zu überwinden. Das hier behandelte Fallbeispiel einer Adelsfamilie, deren Angehörige zwischen 1850 und 1917 in Sewastopol, Jerusalem, Konstantinopel und Riga als imperiale Akteur:innen für den russischen Staat tätig waren, zeigt eindrucksvoll, wie wirkmächtig familiäre Ressourcen im transnationalen *empire building* waren. Die Familie Mansurov verweist auf Ähnlichkeiten in den Herrschaftspraktiken von See- und Landimperien, deren Vergleichbarkeit zwar postuliert, aber selten in den Blick genommen wird (Hirschhausen 2015: 741 f.). Hier wie dort profitierten Familien von ihrer Fähigkeit, sich fließend zwischen privater Kommunikation und öffentlichem Raum sowie zwischen formalen Institutionen und informellen Kontakten zu bewegen. Es waren männliche wie weibliche Angehörige beteiligt, sodass Familien ein vielfältigeres Bild von imperialen Akteur:innen zeigen als es der alleinige Blick auf staatliche Institutionen vermag.

Aufholen nach dem Krimkrieg

Die Mansurovs gehörten zwar zum alten russischen Adel, hatten um 1850 aber nur wenig Land und kaum leibeigene Bauern. Sie waren auf den Staatsdienst angewiesen, um Einkommen und Status zu sichern. In den Jahrzehnten zwischen dem Krimkrieg (1853-56) und dem Beginn des Ersten Weltkriegs reisten ihre Angehörigen für das Reich umher und lebten für einige Monate oder mehrere Jahre an verschiedenen Orten in Russland und jenseits seiner Grenzen. Boris Mansurov (1826-1910) wurde 1855 im Krimkrieg als junger Beamter nach Sewastopol entsandt, um dort die medizinische Versorgung der Marinesoldaten zu sichern. Nach Ende des Krieges zog er weiter und koordinierte in den frühen 1860er Jahren den Bau eines großen russisch-orthodoxen Pilgerkomplexes in Jerusalem. Der Komplex gehörte zu den ersten europäischen Bauwerken jenseits der Stadtmauern Jerusalems und sollte die russische religiöse Präsenz im Nahen Osten unterstreichen.

Sein Sohn Pavel (1860-1932) war in der russländischen Botschaft im Osmanischen Reich tätig und initiierte die Gründung des Russischen Archäologischen Instituts in Konstantinopel (RAIK) im Jahr 1894. Das Forschungsinstitut war der byzantinischen Archäologie gewidmet und konkurrierte bis zu seiner Schließung bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit ähnlichen Einrichtungen in Westeuropa. Die beiden Töchter Ekaterina (1861-1926) und Natalja (1868-1934) lebten gemeinsam mit ihrer Mutter in Riga. Dort gründeten sie 1889 eine Sonntagsschule, die sich bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs zu einem großen orthodoxen Frauenkloster mit einer Einsiedelei,

umfangreichen karitativen Anlagen und einer mächtigen Kirche entwickelte. Sie wurde von Pilgern als „grandioser, rettender Leuchtturm der Orthodoxie an den Ufern der Ostsee“ beschrieben (Voronova 1907: 31).

Ähnlich wie die von Elizabeth Buettner untersuchten britisch-indischen Familien beschrieben auch die Mansurovs die Zerstreuung ihrer Familie als Makel (Buettner 2004). Sie litten an dem Widerspruch zwischen dem dominanten adligen Familienideal, das in der Tradition des Sentimentalismus Nähe und Intimität zelebrierte, und ihrer nomadenhaften Realität. Sie unternahmen vergebliche Versuche, an einem ihrer Aufenthaltsorte ein Familienheim zu errichten, das der gesamten Familie ein Zufluchtsort sein und zumindest phasenweise Vereinigungen ermöglichen sollte (GARF, f. 990, op. 1, d. 3, l. 3). Doch dieses Leid an der Zerstreuung bewirkte mehr als einen „discourse of family sacrifice“. Das Streben nach Intimität allen wiederkehrenden Trennungen zum Trotz war der emotionale Treibstoff, der die Familie zusammenhielt und zu einem effektiven Netzwerk werden ließ. Auch wenn sie ihr gemeinsames Heim verließen, nahmen die Mansurovs die familiären Ressourcen und Praktiken mit sich und setzten sie in der Ferne geschickt ein. Die Idealisierung des häuslichen Familienlebens sorgte außerdem dafür, dass die Familienmitglieder ihre Verbindung zum politischen, religiösen und kulturellen Leben in Russland stets aufrechterhielten (Winning 2022: 1 ff.).

Die Institutionen und Gebäude, die die Mansurovs in Jerusalem, Konstantinopel und Riga schufen, waren Teil einer politischen Strategie. Sie gehörten zur Antwort des russländischen Reichs auf die enormen Herausforderungen, denen es sich zur Mitte des 19. Jahrhunderts gegenüberstand. Russland konnte mit der westeuropäischen Dominanz in der Welt und insbesondere mit der rasanten Industrialisierung nicht Schritt halten. Im Krimkrieg spielten industrielle Technologien – moderne Artillerie, Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegrafen – aber eine wichtige Rolle. Für den russländischen Staat war der Krieg daher eine große Herausforderung. Seine Streitkräfte bestanden größtenteils aus ungebildeten Leibeigenen; schlechte Straßen und das Fehlen von Eisenbahnen führten zu chronischen Versorgungsengpässen. Die Wirtschaft des Landes war nicht in der Lage, die für einen modernen Krieg erforderlichen wirtschaftlichen Ressourcen bereitzustellen (Figes 2010).

Die Niederlage im Krimkrieg beeinträchtigte Russlands Ansehen bei den anderen europäischen Mächten und reduzierte seine internationalen Einflussmöglichkeiten empfindlich. Zwar waren die territorialen Verluste gering, doch die Zerstörung der Flotte und die Entmilitarisierung des Schwarzen Meeres demütigten die Zarenregierung (Figes 2010: 411 ff.). Die Katastrophe zwang Zar Alexander II. dazu, die strukturellen Probleme des Landes anzugehen. Er leitete interne Reformen ein, darunter die Aufhebung der Leibeigenschaft sowie die institutionelle Modernisierung, und beschleunigte die Industrialisierung des Landes. Außerdem unternahm er Bemühungen, Russlands Position in der globalen Arena wiederherzustellen. Dazu erneuerte er Bündnisse mit anderen europäischen Mächten, verteidigte die russische Vorherrschaft auf dem Balkan und trieb die Expansion in Zentralasien und dem Fernen Osten voran (Winning 2022: 1 ff.).

Neben traditioneller Diplomatie und militärischer Expansion strebte die russländische Führung aber auch danach, den Rang des Landes als europäische Großmacht in Religion, Kultur und Wissenschaft wiederherzustellen (für ein weiteres Beispiel vgl. Bailey 2020). In diesen transnationalen Sphären wurden Familien wie die Mansurovs zu imperialen Akteur:innen, die in direkter Konkurrenz zu vergleichbaren Akteur:innen

aus Großbritannien, Frankreich und Deutschland operierten. In engem Zusammenspiel mit der Bürokratie, der Wissenschaft und den Medien trugen die Mansurovs dazu bei, die Expansion und Verdichtung des russländischen Reichs innerhalb und außerhalb seiner Grenzen voranzutreiben. Ihr Netzwerk erleichterte die Kommunikation zwischen Russland und der weiteren orthodoxen Welt. Ihre Angehörigen erweiterten die institutionelle Basis des Landes in den Bereichen Religion und Wissenschaft.

Imperiale Konkurrenz und religiöser Bauboom

Der vermeintliche Niedergang des Osmanischen Reichs – die „östliche Frage“ im zeitgenössischen diplomatischen Jargon – heizte den europäischen Wettstreit um Einfluss in seinen Gebieten an. Palästina und Syrien, die osmanischen Provinzen in der Levante, waren wichtige Schauplätze dieser Rivalität. Während Syrien vor allem mit wirtschaftlichen Mitteln unterwandert wurde, dominierten religiöse Maßnahmen die Konkurrenz um Palästina, darunter die Gründung christlicher Einrichtungen aller Art, die Entsendung kirchlicher Würdenträger und die Unterstützung einheimischer Christ:innen (Hopwood 1969: 1 ff.; Frary/Kozelsky 2014). Das wachsende öffentliche Interesse an den biblischen Schauplätzen und die steigende Zahl christlicher Reisender verstärkten den Appetit europäischer Staaten und Kirchen. Großbritannien richtete 1838 ein Konsulat in Jerusalem ein und versuchte, Schutzmacht der örtlichen jüdischen Bevölkerung zu werden. Drei Jahre später wurde in Jerusalem ein gemeinsames anglikanisch-preußisches Bistum gegründet, das eine Keimzelle für eine wachsende protestantische Gemeinde werden sollte. 1847 setzte der Vatikan das lateinische Patriarchat von Jerusalem wieder ein. Aus Angst, ins Hintertreffen zu geraten, beanspruchte Nikolaus I. die Autorität über alle orthodoxen Christ:innen unter osmanischer Herrschaft. Er verwies auf den Vertrag von Küçük Kaynarca aus dem Jahr 1774, der dem russländischen Reich das Recht einräumte, in Konstantinopel eine orthodoxe Kirche zu errichten und ihre Schutzmacht zu sein. 1839 wurde in Beirut ein russisches Konsulat eröffnet. 1847 folgte die Gründung der Russischen Geistlichen Mission in Jerusalem (Dixon 2012: 139 ff.; Kane 2015: 78 ff.; Hopwood 1969: 1 ff.).

Nach der Niederlage im Krimkrieg erneuerte die Petersburger Regierung diese Bemühungen um Präsenz in der Region mit doppelter Anstrengung. Der Pariser Friede, der den Krimkrieg beendete und die russische Niederlage besiegelte, verhinderte allerdings zwei frühere Einflussmittel. Die Entmilitarisierung des Schwarzen Meeres machte den Wiederaufbau der russischen Schwarzmeerflotte unmöglich; zudem hob der Vertrag den russischen Anspruch auf Schutz der christlichen Bevölkerung des Osmanischen Reichs auf und übertrug ihn an Frankreich und Großbritannien (Figes 2010: 411 ff.). Die militärischen und diplomatischen Mittel Russlands waren damit drastisch beschränkt. Stattdessen setzte die Regierung in Petersburg unter Federführung von Großfürst Konstantin Nikolaevič, Bruder von Zar Alexander II. und seit 1855 Marineminister, auf den Ausbau ziviler Handelsschifffahrt als Zugangsmittel zu Palästina. Im Juni 1856 wurde die Russische Gesellschaft für Dampfschifffahrt und Handel (*Russkoe obščestvo parochodstva i torgovli*, ROPiT) gegründet, deren Schiffe ab 1857 Häfen im Schwarzen und im Mittelmeer ansteuerten (Mosse 1954).

Die Schiffe der ROPiT sollten nicht nur Handels- und Poststationen, sondern auch religiöse Ziele miteinander verbinden. Die Beförderung russischer Pilger:innen zu den

Heiligen Stätten in Palästina und Syrien versprach der Gesellschaft zusätzliche Einnahmen, sodass sie und ihr Protektor Konstantin Nikolaevič daran interessiert waren, die Zahl der frommen Reisenden zu erhöhen.² Mit diesem Auftrag wandte sich der Großfürst an Boris Mansurov. Er sollte „unter dem Anschein eines Privatreisenden“ nach Palästina und Syrien reisen und Informationen und Eindrücke für einen Reiseführer für russisch-orthodoxe Pilger:innen sammeln (Vach 2014: 34 f.). Westlichen „guides des voyageurs“ nachempfunden, sollte der Reiseführer russische Gläubige zur Pilgerfahrt animieren.

Der geplante Reiseführer kam zwar nicht zustande, aber Boris Mansurov verfasste einen zweihundertseitigen Bericht an den Großfürsten, in dem er die Potentiale und Schwierigkeiten des russisch-orthodoxen Pilgerwesens genau beschrieb. Er empfahl, in Jerusalem eine eigene russische Infrastruktur für die Pilger:innen zu errichten, statt sich wie bisher auf die Zusammenarbeit mit dem lokalen griechisch-orthodoxen Klerus zu verlassen. Ein russischer Alleingang schien ihm erfolgversprechender als die mühsame pan-orthodoxe Kooperation mit den griechischen Bischöfen – und Erfolg war angesichts der britischen und französischen Fortschritte aus seiner Sicht dringend vonnöten (für den Bericht vgl. Lisovoi 2015: 489 ff.).

Mit der Unterstützung von Großfürst Konstantin Nikolaevič legte Boris Mansurov dem Zaren im Frühjahr 1859 einen weiteren Bericht vor, der das Bauprojekt schilderte, mögliche Bauplätze benannte und eine Schätzung der erforderlichen Mittel beinhaltete (Lisovoi 2000: 129 ff.). Alexander II. ordnete die Gründung eines Sonderkomitees für den Bau des Pilgerkomplexes an und stellte ihm 500.000 Rubel aus staatlichen Mitteln zur Verfügung. Der kaiserlichen Zustimmung ging harte Lobbyarbeit des Großfürsten voraus, denn sein Vorstoß brüskierte etablierte russische Akteure in Palästina. Außenminister Gorčakov und der Heilige Synod der Russisch-orthodoxen Kirche (ROK) hatten kein Interesse an einem weiteren Konkurrenten um Geldtöpfe und Zugang zum Herrscher. Doch sie mussten sich dem Willen des Zaren fügen und entsandten eigene Vertreter in das neugegründete Komitee (Vach 2011).

Mit unablässiger Protektion durch Konstantin Nikolaevič und unter Boris Mansurovs Führung entstand in den Jahren zwischen 1857 und 1864 der große Pilgerkomplex. Während Konstantin Nikolaevič die Aufmerksamkeit des Herrschers sicherte und Grundstücke unweit der Altstadt von Jerusalem erwarb, sorgten Boris Mansurov und sein direkter Vorgesetzter Aleksandr Golovnin für einen verlässlichen Kommunikationsfluss zwischen Jerusalem und Petersburg. Golovnin war die rechte Hand des Großfürsten, und so entstand in den frühen 1860er Jahren eine nahezu reibungslose Kommunikationskette, die Boris Mansurov, Golovnin, den Großfürsten und schließlich den Kaiser selbst verband. Anliegen und Informationen aus Jerusalem trafen schnell in der Hauptstadt ein und fanden dort das richtige Gehör. Die architektonische Planung und Gestaltung lag in den Händen von Martin I. Eppinger (1822-72). Der Pilgerkomplex umfasste nach seiner Fertigstellung eine mächtige Kathedrale, zwei große Pilgerherbergen, ein Krankenhaus mit sechzig Betten, ein Domizil für die geistliche Mission und mehrere kleinere Gebäude. Die prächtig gestaltete Kathedrale sollte nach dem Willen des Zaren „im Osten die Erhabenheit der orthodoxen Liturgie zeigen, die Russland seit jeher kennt“ (RGB NIOR, f. 433, kart. 2, ed. chr. 31, l. 30).

² Neben orthodoxen Reisenden gerieten mit der Zeit auch muslimische Hadsch-Pilger:innen in den Fokus der Regierung (Kane 2012: 107 ff.).

Alle Weltreligionen verstärkten im 19. Jahrhundert ihre Bautätigkeit, sowohl in ursprünglichen als auch in neu eroberten Gebieten (Bayly 2005: 359 ff.). Die europäischen Reiche versuchten, die Narrative, Akteur:innen und Infrastrukturen ihrer Religionen für imperiale Zwecke einzusetzen. Tatsächlich waren die christlichen Kirchen oft genug mächtige Alliierte für den europäischen Kolonialismus, vor allem in informellen Randgebieten der Empires. Aber die Hoffnungen waren oft größer als die Erträge. Kirchen erwiesen sich häufig als ambivalente, schwer zu kontrollierende und zuweilen kritische Partnerinnen, die eigene Ziele verfolgten und in Konkurrenz zu den staatlichen Institutionen agierten (Ballantyne/Burton 2012: 322 ff.; White/Daughton 2012; Porter 2004). Von dieser Konkurrenz zeugt auch das russische Beispiel. Tatsächlich waren die dynamischen Jahre zwischen 1857 und 1864 eher ein kurzes Intermezzo, in dem dank günstiger Umstände und beherzter Akteur:innen sichtbare Fortschritte erreicht wurden. Als Großfürst Konstantin Nikolaevič das Wohlwollen des Herrschers verlor, erlahmte auch der Schwung des Palästinaprojekts und Rivalitäten zwischen den verschiedenen Akteur:innen nahmen zu. Erst mit dem Auftreten eines neuen Akteurs am Ende des 19. Jahrhunderts – anstelle eines kleinen bürokratischen Komitees übernahm eine frischgegründete zivilgesellschaftliche Organisation die Federführung – kam neue Bewegung in das russische Engagement in Palästina (Winning 2022: 76 ff.).

Kommunikation zwischen Jerusalem und Petersburg

Der genaue Blick auf die bürokratischen Prozesse rund um die Errichtung des Pilgerkomplexes zeigt, wie sehr die offizielle Kommunikation zwischen Jerusalem und Petersburg mithilfe informeller, privater Mittel unterfüttert und dadurch geschmeidig gemacht wurde. 1859 heiratete Boris Mansurov Maria Nikolaevna Dolgorukova (1833-1914), Angehörige einer alten Adelsfamilie und mit einer erheblichen Mitgift ausgestattet. Die Eheschließung bedeutete für Boris Mansurov einen beträchtlichen Zuwachs an Reichtum und Ansehen. Darüber hinaus gewann er mit Maria eine wichtige Partnerin für seine weitere Karriere im Staatsdienst. Das sah auch sein Vorgesetzter Golovnin so. Er beglückwünschte nicht nur das Ehepaar selbst zu seiner Heirat, sondern auch den Großfürsten Konstantin Nikolaevič. Er schrieb an Maria:

Sie werden sich mit dem historischen Werk verbinden [das Boris Mansurov in Jerusalem verfolgt, A. W.] und Sie werden ihn als neue Muse mit schönen Ideen inspirieren und ihm Mut machen, wenn das Werk Schwierigkeiten aufweist. Ich kann unseren Großfürsten zu Ihrer Hochzeit mit Mansurov nur beglückwünschen, denn diese Verbindung wird den Erfolg der Unternehmungen des Monseigneurs in Jerusalem noch mehr sichern (GARF, f. 990, op. 2, d. 392).

Was Golovnin „Muse“ nennt, ist treffender mit dem anthropologischen Begriff *incorporated wife* beschrieben. Er bezeichnet Frauen, die entscheidend an den Karrieren ihrer Ehemänner mitwirken, ohne dabei einen eigenen professionellen Status zu haben (Reynolds 1998). Gemeinsam mit Boris pflegte Maria Mansurova die Beziehung zu Golovnin und dessen Mutter, der wichtigsten Frau im Leben des Vorgesetzten ihres Mannes. Sie intervenierte an Boris' Stelle, wenn er durch Krankheit oder Abwesenheit verhindert war oder wenn seine Bemühungen erfolglos zu bleiben drohten (Winning 2022: 60 ff.). Sie begann außerdem, sich in die russisch-orthodoxen Verhältnisse in

Palästina einzuarbeiten. Boris dankte seiner Frau dafür, dass sie „sich so mutig und liebenswürdig auf den Dienst an Russland und der Orthodoxen Kirche vorbereitet“ (GARF, f. 990, op. 1, d. 37, l. 34ob.). Langjähriges wohltätiges Engagement unterstrich ihre Respektabilität und Frömmigkeit. Während des Krieges mit dem Osmanischen Reich 1877/78 gründete Maria Mansurova in Moskau ein Krankenhaus für verletzte Soldaten und leitete eine Näherei, in der Leinen und Kleidung für die Armee hergestellt wurden. Sie erhielt später eine Auszeichnung für ihre Leistungen und nahm die Versorgung von Soldaten während des russisch-japanischen Krieges 1904/5 wieder auf. Maria unterstützte außerdem das Rote Kreuz, indem sie Wohltätigkeitskonzerte organisierte (GARF, f. 990, op. 2, d. 358; GARF, f. 990, op. 1, d. 75, ll. 48-83; GARF, f. 990, op. 1, d. 76). Diese Mitwirkung von Maria und später der gemeinsamen Kinder war nicht nur für die Pflege der dienstlichen Beziehungen wichtig. Sie förderte auch Boris' Reputation als Kenner und Fürsprecher der russischen Orthodoxie in Palästina, die wiederum entscheidend für sein Fortkommen im Staatsdienst war.

Die orthodoxe Tradition schrieb Müttern und Töchtern eine besondere Verantwortung für die Einhaltung religiöser Pflichten zu (Wagner 2007). In der personalisierten Staatsbürokratie des russändischen Reichs waren weibliche Mitwirkung und Verhalten daher ein elementarer Faktor, der den Erfolg des Ehemannes und Familienvaters beeinflusste – in religiösen Kontexten umso mehr (zur Personalisierung der Staatsbürokratie vgl. Lincoln 1988; Orlovsky 1983). Ebenso wie die Position eines Mannes in der Rangtabelle als Zeugnis seiner dienstlichen Errungenschaften und seiner persönlichen Qualitäten angesehen wurde, mussten auch dienstliche wie persönliche Erwartungen erfüllt werden, um sich Aufstiegsmöglichkeiten zu sichern (Bennett 1977: 21; Zorin 2011: 53). Um das Image eines kompetenten und aufopferungswilligen Staatsdieners zu formen, bedurfte es daher verschiedener Arenen, Strategien und Akteur:innen. Die Familie half dabei, zwischen diesen Sphären zu navigieren und breite Kommunikationsregister zu bespielen. Sie wird so – wie in britischen Beispielen untersucht – auch hier als Partnerin von Imperien und ihren weitgespannten, oft personalisierten Verwaltungen sichtbar.

Imperiale Konkurrenz in der Archäologie

Konstantinopel war die diplomatische Drehscheibe in der europäischen Rivalität um Einfluss im Osmanischen Reich. Dank seiner Position in der russändischen Botschaft, wo er seit 1883 tätig war, konnte Pavel Mansurov die Bemühungen seines Vaters um die russische Präsenz in Palästina unterstützen. Ein eigenes Tätigkeitsfeld fand er in der Archäologie, die europäische Großreiche im 19. Jahrhundert ebenso wie religiöse Verbindungen nutzten, um Territorien und Einfluss zu beanspruchen. Pavel war selbst nicht wissenschaftlich tätig, initiierte und realisierte in den Jahren von 1887 bis 1894 aber die Gründung des RAIK. Zusammen mit Botschafter Aleksandr Nelidov (1838-1910) und dem Wissenschaftler Fedor Uspenskij (1845-1928) sicherte er trotz anfänglicher Schwierigkeiten die Finanzierung des Instituts und begleitete es bis zu seiner feierlichen Eröffnung im Jahr 1895 (Üre 2014; Basargina 1999; Gerd 2006: 156 ff.).

Das RAIK bedeutete Russlands Eintritt in die kompetitive und politisierte Welt der Archäologie. Zur Hochzeit des europäischen Imperialismus dienten spektakuläre antike Exponate als Trophäen der nationalen Wissenschaften; archäologische Errungenschaf-

ten waren Marker von staatlichem Prestige. Verbindungen aus der Vergangenheit legitimierten zeitgenössische Ansprüche auf imperiale Einflussnahme. Archäologie und Politik waren auch praktisch eng verflochten, denn die Forschung war auf diplomatische Unterstützung angewiesen, um Grabungs- und Ausfuhrerlaubnisse zu erhalten (Üre 2014; Marchand 2009, 1996). Pavel Mansurovs Exposé zur Gründung des Instituts warb folgerichtig mit dem außenpolitischen Potential einer solchen Einrichtung. Es sollte sich in seiner Arbeit besonders auf die Gebiete des Balkans konzentrieren und religiöse Stätten untersuchen. Denn unter den Völkern des Balkans wachse die Sympathie für den Westen und das gehe mit antirussischen Sentiments einher, so Mansurovs Skizze. Dagegen müsse man die „natürlichen Bindungen“, die zwischen Russland und den Balkanvölkern aufgrund ihrer tiefen religiösen und historischen Gemeinsamkeiten herrschten, mithilfe moderner archäologischer Forschung stärken (Mansurov 1999).

Unter Uspenskijs Leitung wurde das Institut bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu einem Knotenpunkt für die russländische und internationale Byzantinistik. Seine Forschungsagenda konzentrierte sich auf byzantinische und slawische Antiquitäten und widmete der Geschichte der Orthodoxie viel Aufmerksamkeit. Das Institut unterstützte seine Wissenschaftler in ihren Verhandlungen mit osmanischen Behörden, vergab Stipendien und verfügte über Kontakte zu Forschungseinrichtungen und Universitäten im russländischen Reich und in ganz Europa. Forschungsergebnisse wurden im Bulletin des Russischen Archäologischen Instituts in Konstantinopel (*Izvestija Russkogo Archeologičeskogo Instituta v Konstantinopole*) veröffentlicht, von dem zwischen 1896 und 1912 sechzehn Bände erschienen. Die Zeitschrift erlangte schnell den Status eines internationalen Organs für byzantinische und slawische Studien. Das RAIK selbst gilt als Schlüsselinstitution im „goldenem Zeitalter“ der Byzantinistik zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Üre 2014; Basargina 1999). Die politische Bilanz fiel indes schwächer aus: Serbische und bulgarische Archäologen fanden auf ihren Expeditionen keine Belege für die unauflösliche Zugehörigkeit ihrer Völker zu einer orthodoxen Gemeinschaft unter russischer Führung. Sie interessierten sich viel mehr für Spuren ihrer nationalen Traditionen und versuchten, eigene zeitgenössische Gebietsansprüche zu untermauern (Kirin 2010).

Transnationale religiöse Verbindungen

Mit der familienbiographischen Linse wird ein Aspekt in der Dimension des RAIK sichtbar, der bei der Arbeit mit offiziellen Dokumenten verborgen bleibt. Neben den imperialen Ambitionen erhoffte sich Pavel Mansurov von der Arbeit des Instituts auch eine Wirkung nach innen, auf die russische Gesellschaft und ihre Wertschätzung der Orthodoxie. In Briefen an seinen Vater beklagte er die „Unerfahrenheit, Unwissenheit und Sorglosigkeit“ der russischen Bevölkerung in religiösen und kirchlichen Fragen. Die Forschungen des RAIK sollten hier eine Verbesserung bewirken: „Ich hoffe außerdem, dass meine Akademie den Aufbau einer ernsthafteren Einstellung der russischen Gesellschaft zum Osten fördern wird“ (GARF, f. 990, op. 1, d. 82, ll. 70ob.-71). Dies zeigt, dass die Lektüre privater Briefe und Notizen neue Perspektiven auf imperiale Akteur:innen und ihre Motive eröffnet. Pavel Mansurov verfolgte neben den offiziellen imperialen Zielen eine eigene Agenda. Er wollte nicht nur russländische Interessen in der Rivalität mit den westeuropäischen Mächten vertreten und das Reich stärken. Er

wollte es zudem auch verändern und in seinem Innern eine andere, transnational und pan-orthodox ausgerichtete Religiosität erreichen.

In Jerusalem und Konstantinopel hatte die Familie Mansurov die nicht-russischen Zweige der Orthodoxie kennen- und schätzen gelernt. Anstelle einer unilateralen Instrumentalisierung der Religion für russländische politische Zwecke plädierte sie ab den 1880er Jahren für die pan-orthodoxe Kooperation zwischen den verschiedenen Patriarchaten, wenn auch unter russischer Führung.³ Pavel Mansurov wollte mit dem RAIK die Bedeutung der Orthodoxie für Russland aufzeigen – und zwar „nicht als Entwicklung des russischen Lebens, sondern als Kirche, die selbst den russischen Staat und das russische Volk geschaffen hat. Die Orthodoxie ist nicht ein russischer Glaube, nicht unser Werk; die Kirche existierte vor uns und wird existieren, wenn es Russland vielleicht schon nicht mehr gibt“ (GARF, f. 990, op. 1, d. 82, ll. 71-71ob.).

Von Konstantinopel aus publizierte Pavel Mansurov 1889 in der literarisch-historischen Zeitschrift *Russisches Archiv* (*Russkij Archiv*) einen ersten Artikel, der diesem Zweck gewidmet war. Der kurze Aufsatz erzählt die Geschichte eines russischen Abts auf Athos, der sich um die Aufrechterhaltung der russischen Verbindung zum „orthodoxen Osten“ verdient gemacht habe (Mansurov 1889). Diese Verbindung zu den anderen orthodoxen Kirchen sei für Russland und seine Stärke überlebenswichtig, wenngleich Mansurov den Abt auch dafür lobte, dass er in seinem Zusammenleben mit den nicht-russischen orthodoxen Klöstern russische Interessen gewahrt habe. Als stärkster orthodoxer Staat hatte Russland in seinen Augen einen rechtmäßigen Anspruch auf Vorherrschaft.

Nach seiner Rückkehr ins russländische Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts erweiterte Pavel Mansurov sein Bemühen um eine Erneuerung der orthodoxen Spiritualität im russischen Volk. Sie war in seinen Augen nun nicht mehr allein durch den sich von Westen her ausbreitenden Nationalismus und Säkularismus gefährdet. Auch der parlamentarischen Demokratie mit ihren „persönlichen Ansichten und kurzlebigen Meinungen“ fehle es an religiöser Verwurzelung (RGB NIOR, f. 265, kart. 134, ed. chr. 27, l. 3ob.). Er versuchte, seine Erfahrungen mit der nicht-russischen Orthodoxie in Konstantinopel als Quelle für Russlands Erneuerung fruchtbar zu machen (Mansurov 1904, 1909). In orthodoxen Kreisen traf er damit auf großes Interesse, denn die Suche nach einer Kirche, die Ost und West vereinen könnte, war ein zentrales Thema des russischen Silbernen Zeitalters, einer kulturellen Blütezeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Shevzov 2013; Evtuhov 1997: 53). Pavel Mansurov war in verschiedenen religiösen Laienorganisationen tätig, die das freiere Klima nach der Revolution von 1905 und die offenen Debatten innerhalb der ROK für ihr Engagement nutzten.

Außerdem trat er in Kontakt mit anglikanischen Gruppen, weil er der Ansicht war, dass man gegen die universale Bedrohung des Säkularismus auch das universale Christentum in Stellung bringen müsse (RGB NIOR. f. 265, kart. 193, ed. chr. 12, l. 235). Mit einigen Mitstreitern gründete er eine russische Zweigstelle der Anglican and Eastern Churches Association und wurde so zu einem Teilnehmer einer transnationalen

³ Viele Pan-Ideologien setzten sich transnationale Kooperation zum Ziel, waren aber gleichzeitig ein Instrument expansionistischer Nationalstaaten oder Imperien. Auch transnationale religiöse Netzwerke hingen oft einer universalen religiösen Doktrin an (im Fall von Pavel Mansurov dem Panchristentum), aber ihre Aktivitäten waren oft von impliziten Vorstellungen von nationaler oder imperialer Überlegenheit geprägt (vgl. Rosenberg 2012b: 849 ff.). Für die Ansichten der Mansurovs zur gesamtorthodoxen Welt und Russlands Position darin, vgl. Winning 2022.

religiösen Interessensgruppe (Winning 2022: 142 ff.; Lodyženskij/Mansurov 1912). Erst die Familiengeschichte der Mansurovs zeigt, wie sehr dieser religiöse Aktivismus nach 1905 eine Folge ihrer früheren Projekte jenseits der russländischen Grenzen war. Sie gingen nicht nur in imperialem Auftrag nach Jerusalem und Konstantinopel. Über die Familienverbindungen kamen transnationale Erfahrungen und ein veränderter Blick auf das eigene Land zurück ins Zentrum des russländischen Reichs.

Familie und Mobilität

Pavel Mansurovs Beispiel unterstreicht außerdem die Bedeutung der Familie für die imperiale und transimperiale Mobilität von Eliten. Die Triebkräfte ihrer Bewegungen waren vielfältig und sollten nicht auf die Dynamiken einer von Männern dominierten Welt der Politik und des Staatsdienstes reduziert werden. Mobile Karrierewege von Staatsangestellten werden üblicherweise als ein Attribut von Imperien verstanden und als Konsequenz ihrer Größe und ihres internationalen Engagements untersucht (Rolf 2014; Moya 2011; Pries 2010). Doch diese Zwänge und Chancen des Imperiums überlagerten sich mit familiären, gesundheitlichen und – im Falle der Mansurovs – religiösen Erwägungen.

Boris Mansurovs Engagement in Jerusalem war die Voraussetzung für Pavels Umzug nach Konstantinopel im Jahr 1884, wo er zu einem Experten für religiöse Fragen des Balkans wurde. Pavel stimmte seiner Entsendung nach Konstantinopel aber nicht zuletzt deshalb zu, weil sie ihm die Möglichkeit bot, mit seiner Familie in ein wärmeres Klima zu ziehen, das dem schlechten Gesundheitszustand seiner Frau zugutekommen würde. Als er sich nach mehr als zehn Jahren Dienst in Konstantinopel mit seinem Vater über mögliche Nachfolgepositionen beriet, war Sofia Mansurovas (1860-1923) Gesundheitszustand immer noch seine Hauptssorge. Ihre Anfälligkeit schränkte seine Möglichkeiten auf Städte mit gemäßigtem Klima ein, die zudem auf dem Seeweg erreichbar waren. Für sich selbst hoffte Pavel Mansurov auf einen „ruhigen Ort“, an dem er an den ostkirchlichen Fragen weiterarbeiten könne, damit seine Erfahrungen auf diesem Gebiet „nicht nutzlos verloren gehen“ (GARF, f. 990, op. 1, d. 84, l. 41ob.).

Nach vierzehn Jahren im Osmanischen Reich zog die Familie für einige Jahre nach Belgrad, um 1904 vor dem Schuleintritt des ältesten Sohnes in das russländische Reich zurückzukehren. Dort pendelten Pavel und seine Frau Sofia zwischen Moskau, wo das religiöse Leben am lebendigsten war, und einem Gut in der Region Tambov. Weitere „private“ Faktoren, die häufig die Karriereentscheidungen von hochrangigen Staatsdienstern beeinflussten, waren etwa die Notwendigkeit, sich um kranke Verwandte zu kümmern, Sorgen um das Familieneinkommen oder der Wunsch, Verwandte in der Nähe zu haben. Familiäre Motive und Rhythmen verbanden sich mit imperialen Anreizen und persönlichen Interessen, während sich das Individuum seinen Weg durch den imperialen Raum suchte. Der Blick auf das Privatleben als Mobilitätsfaktor betont außerdem die Entscheidungsmacht der mobilen Individuen, deren Wege nicht allein von institutionellen und imperialen Belangen bestimmt wurden (Siegelbaum/Moch 2014: 1 ff.).

Weibliches Empire Building im Klosterwesen

Pavel hatte das Familienetzwerk geographisch um Konstantinopel und wissenschaftlich-politisch um die Archäologie erweitert. Seine Schwestern fügten ihre eigenen Kontexte hinzu: Riga und das Klosterwesen. Ekaterina und Natalja ließen sich mit ihrer Mutter Maria am Ende des 19. Jahrhunderts im Westen des russländischen Reichs nieder. Der Grund für ihren Umzug war ebenfalls privat, weil die Familie für Nataljas heftiges Rückenleiden die Hilfe deutschbaltischer Ärzte brauchte. In Riga setzten die drei Frauen das wohltätige Engagement fort, das sie schon in Petersburg und Moskau betrieben hatten. Daraus wurde schnell ein größeres Unterfangen zur Unterstützung der russischen Orthodoxie in der lutherisch geprägten Region. Das Beispiel ihres Frauenklosters zeigt erneut die Nützlichkeit der Familie für individuelle Ambitionen, denn mit ihrer Hilfe konnten die Schwestern zu imperialen Akteurinnen werden. Väterliche Patronage und familiäre Reputation halfen dabei, Barrieren zwischen kirchlichen und staatlichen Institutionen zu überwinden und die imperiale Politik der „Russifizierung“ für eigene Zwecke zu nutzen. Zugleich zeigt das Beispiel von Ekaterina und Natalja Mansurova aber auch die Kosten des familiären Zusammenhalts deutlicher, als es bei den Männern der Familie ersichtlich ist. Denn die Familie verlangte kollektive Arbeit und Unterordnung von ihren Angehörigen – nicht nur, aber besonders von Frauen (Winning 2023).

Mit ihrem Frauenkloster übersetzten Ekaterina und Natalja Mansurova eine imperiale Herrschaftsstrategie in lokale Zusammenhänge. Die Petersburger Regierung strebte zum Ende des 19. Jahrhunderts eine stärkere Integration der westlichen Provinzen in das Reich an. Diese politische Strategie gilt in der neueren Forschung zu Recht als ein inkohärentes und reaktives Programm mit geringem Erfolg (Rolf 2015; Brüggemann 2018). Der ROK bot sie aber große Möglichkeiten zur Expansion, denn die Regierung baute unter anderem auf die symbolische Verdichtung des Empires durch repräsentative Architektur. Kirchen und Klöster gehörten dazu, sodass in den drei Ostseeprovinzen zwischen 1883 und 1900 49 orthodoxe Kirchengemeinden gegründet wurden. Hinzu kamen mehrere Klöster und imposante Kathedralen in großen Städten wie Vilnius, Reval, Łódź, Warschau oder Riga (Gavrilin 1999; Rolf 2015: 168 ff.; Hirschhausen 2006: 300 ff.). Das Frauenkloster der Mansurov-Schwestern steht in einer Reihe mit diesen religiösen Gründungen. Alle beteiligten Akteur:innen inszenierten und legitimierten es als orthodoxen Vorposten des russländischen Reichs. Dieser imperiale Rahmen prägte seine Architektur, die symbolischen Inszenierungen bei Feierlichkeiten, die Berichterstattung in der kirchlichen Presse und zahlreiche private Pilgerberichte (Winning 2023).

Zugleich fügte sich das Kloster aber auch in kirchliche Entwicklungen ein. Es war Teil einer reichsweiten Renaissance des Klosterwesens, insbesondere von Frauenklöstern, die die russische Orthodoxie zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfasste und die zu ihrer Lebendigkeit um die Jahrhundertwende beitrug (Kenworthy 2010; zu globalen Aspekten dieser Renaissance vgl. Bayly 2005: 325 ff.). Die Entwicklung des Klosters folgte den typischen Mustern, die die Gründung und Erweiterung von weiblichen Gemeinschaften prägten – dank der familiären Unterstützung lief sie nur erheblich schneller ab als üblich (Wagner 2006). Das Rigaer Kloster begann 1889 als informelle religi-

öse Frauengemeinschaft, erlangte 1892 die Anerkennung als formelle Frauengemeinschaft (*obščina*) und wurde 1902 zum vollwertigen Kloster (*monastyr'*) erhoben.⁴ Boris Mansurov half insbesondere dabei, materielle Schwierigkeiten zu überwinden, etwa indem er in Petersburg größere Spenden aus der Staatskasse und vom Heiligen Synod erwirkte oder mithilfe des örtlichen Rigaer Bischofs Grundstückskäufe erleichterte. Ekaterina und Natalja genossen zudem die Unterstützung eines Moskauer Klosters bei der Gestaltung des geistlichen Lebens in ihrer Einrichtung.

Nach der Jahrhundertwende wurde die imperiale Aufladung des Klosters lauter und militärischer. 1907 wurde eine große Steinkathedrale fertiggestellt, die der Rigaer Bischof in aufwendigen Feierlichkeiten mit zahlreichen lokalen und auswärtigen Gästen weihte. Die stolzgeschwellte patriotische Publizistik bezeichnete die neue Kathedrale als „Zitadelle“ und „geistige Festung“, die die russische Präsenz an der Ostsee festige (Makarevskij 1907: 9). Eine orthodoxe Zeitung in Riga bemerkte, dass die große Kathedrale der „Bedeutung und Größe des Klosters als einer Gemeinschaft entspreche, die die große historische Mission übernommen hat, ein Licht der Orthodoxie in der fremden Dunkelheit zu sein“ (Anonym 1907: 871). Auch ihre architektonische Gestaltung entsprach dem in den russländischen Westgebieten üblichen neoklassischen Stil, um die imperialen Machtansprüche zu unterstreichen (Wortman 2003).

Wie beim RAIK lässt sich auch beim Rigaer Kloster eine Diskrepanz zwischen der bombastischen Rhetorik und den tatsächlichen Erfolgen feststellen.⁵ Die Bindung der imperialen Herrschaft an die Orthodoxie und die russische Nationalität, die die beiden letzten Zaren Alexander III. und Nikolaus II. forcierten, wirkte in den westlichen Randgebieten beileibe nicht stabilisierend. Riga wurde während der Revolution von 1905 von heftigen Unruhen und Aufständen erschüttert (Hatlie 2014: 14 ff.). Die Rhetorik der gemeinsamen Mission von Reich und Kirche hielt sich dennoch, auch wenn sie wohl nur unter russischen Eliten der Stadt Verbreitung und Zuspruch fand. Klerikale Presseorgane dominierten die russischsprachige Presselandschaft in den baltischen Provinzen (Brüggemann 2008). Für Ekaterina und Natalja Mansurova bedeutete der Aufstieg ihres Klosters trotz der skeptisch zu beurteilenden politischen Bilanz beträchtliche Autorität, denn als Leiterinnen beaufsichtigten sie die vielfältigen geistlichen und wirtschaftlichen Aktivitäten des Klosters (zur Autorität von orthodoxen Äbtissinnen vgl. Wagner 2010). Ihr Beispiel unterstreicht die Bedeutung religiöser Handlungsfelder für weibliche *agency* und zeigt weibliche *empire builders*, die notorisch schwer zu finden sind. So breit die Handlungsspielräume der Schwestern waren, so fragil waren sie allerdings auch, wie ein heftiger Konflikt mit ihrem Vater und Unterstützer zeigt.

Loyalität, Autonomie und Streit

Im August 1894, noch lange bevor das Kloster seine letzten imperialen Höhen erreicht hatte, traten Ekaterina und Natalja als orthodoxe Nonnen in ihre eigene Einrichtung ein. Ekaterina leitete das Kloster fortan und Natalja übernahm einige Jahre später die Aufsicht über eine Einsiedelei, die 1899 etwas außerhalb von Riga errichtet wurde. Der

4 Der Einfachheit halber verzichte ich in den meisten Fällen auf die Unterscheidung und bezeichne die Einrichtung als Kloster. Erst mit der Erhebung zum vollwertigen Kloster (*monastyr'*) wurde Ekaterina zur Äbtissin.

5 Bailey stellt eine ähnliche Diskrepanz für andere kirchliche Projekte der „public diplomacy“ des 19. Jahrhunderts fest, die Russlands Ansehen im Ausland stärken sollten (Bailey 2020).

Klostereintritt der Schwestern verursachte einen tiefen Bruch in der Familie. Boris Mansurov protestierte heftig und brach kurz darauf jeglichen Kontakt zu ihnen ab. In den Briefen an seine Frau Maria, die mit den Töchtern in Riga blieb, beschwieg er die Existenz des Klosters. Er betrat es erst 1909 wieder, wenige Monate vor seinem Tod und nachdem die Familie sich versöhnt und anlässlich der Goldenen Hochzeit der Eltern eine gemeinsame Reise nach Berlin unternommen hatte (GARF, f. 990, op. 1, d. 40, ll. 1-1ob.).

Die Erfolge der Mansurovs in den Jahrzehnten seit dem Ende des Krimkriegs beruhten auf kollektiven Anstrengungen, und die Effizienz ihres Netzwerks hing von der engen Zusammenarbeit der männlichen und weiblichen Angehörigen ab.⁶ Nur so konnte die Familie auf verschiedenen Ebenen, in unterschiedlichen sozialen Räumen und mit mehreren Semantiken agieren. Anstatt ihre Energie den Bedürfnissen und dem Fortbestand der Familie zu widmen – bei weitem nicht nur, aber auch durch Ehe und Nachwuchs –, entschieden sich Ekaterina und Natalja für ihr Kloster. Der Rückzug der Schwestern schwächte das Familiennetzwerk dabei nicht nur in praktischer Hinsicht. Die offene Konfrontation zwischen Vater und Töchtern stellte auch ideologische Grundlagen der sozialen und politischen Hierarchie im russländischen Reich in Frage.

Im Kern war der Konflikt eine Auseinandersetzung um die Loyalität der Töchter: Galt sie in erster Linie der Familie oder hatten sie das Recht, sich zugunsten der eigenen religiösen Bedürfnisse und Ambitionen vom Dienst an der Familie abzuwenden? Mütter und Töchter waren Forderungen nach Loyalität stärker ausgesetzt als Männer. Dass Frauen durch ihren vermeintlich „sorgenden“ und „selbstlosen“ Charakter besonders zum Dienst an Anderen berufen waren, legitimierte die familiären Ansprüche in den Augen konservativer ebenso wie progressiver Publizist:innen (Engel 2004: 68; Wagner 2007). Zwar konnten sich auch junge Männer nicht einfach von familiären Erwartungen lossagen; von ihnen wurde ebenfalls Loyalität gegenüber den Eltern und dem Zaren erwartet. Adlige Männer hatten jedoch mehr Möglichkeiten, ihre familiären Pflichten mit einer Tätigkeit außerhalb der Familie zu verbinden, zum Beispiel durch den Besuch einer Universität, den Eintritt in den Staatsdienst oder die Aufnahme industrieller Tätigkeiten (Friedman 2005: 99 ff.). Wenn hingegen die persönlichen Wünsche der Frauen nicht innerhalb der Familie erfüllt werden konnten, kollidierten sie schnell mit den geschlechtsspezifischen Erwartungen an weibliche Selbstlosigkeit.

Legitimität und Ausmaß weiblicher Autonomie inner- und außerhalb der Familie – die „Frauenfrage“ – wurden in der russländischen Gesellschaft vor dem Hintergrund der Großen Reformen und des rapiden gesellschaftlichen Wandels intensiv diskutiert. Die Unterordnung der anderen Familienangehörigen unter den Willen des *pater familias* blieb jedoch bis 1917 gesetzlich festgeschrieben, auch wenn liberale Forderungen nach einer Stärkung der Rechte von weiblichen und minderjährigen Familienangehörigen die unbeschränkte patriarchale Macht stark unter Druck setzten (Wagner 1994). Die Debatten waren zugleich Auseinandersetzungen um die autokratische Ordnung in Russland, um die mit familiären Metaphern und Analogien gerungen wurde (Wagner 1995). Konservative Verteidiger:innen der alten Ordnung brachten gegen die Kritik das Ideal der familiären Einvernehmlichkeit in Anschlag. Anstelle von rechtlichen Ein-

⁶ Ähnlich argumentieren auch Sarah Chapman und Kim Reynolds, auch wenn ihre Studien andere Epochen und Regionen untersuchen (Chapman 2001; Reynolds 1998).

schränkungen sollte sich der Vater moralisch verpflichten, gewissenhaft für seine Familie und seine Untertanen zu sorgen. Frau und Kinder sollten sich seiner wohlwollenen Autorität freiwillig unterwerfen und sie dadurch legitimieren (Martin 1998).⁷ Ekaterina und Natalja Mansurovas offener Bruch mit dem Vater war ein Angriff auf diese Einvernehmlichkeit.

Mit seinem Kontaktabbruch beraubte Boris Mansurov seine Töchter der familiären Intimität, die die Grundlage des funktionierenden Familiennetzwerks war und in der adeligen Kultur eine zentrale Rolle spielte (Cavender 2007: 26 ff.). An die Stelle von Liebe, Zärtlichkeit und Vertrautheit trat eine „vollkommene Gleichgültigkeit“, wie Ekaterina in einem Brief beklagte (GARF, f. 990, op. 1, d. 78, l. 17). In den ersten Jahren nach dem Klosterereintritt wurde das Schweigen zwischen Vater und Töchtern nur durch seltene Bitten von Ekaterina und Natalja um ein Zeichen der Annäherung unterbrochen. Diese Briefe waren zaghafte Versuche, wieder eine Form der Interaktion herzustellen. Sie erzählen von dem emotionalen Leid, das die Gleichgültigkeit des Vaters bei den Töchtern hervorrief. Sie wolle ihm sagen, schrieb Ekaterina in einem Brief aus dem Jahr 1896, „dass ich ständig daran denke, was für ein Glück es wäre, zu dir zu kommen, dich zu küssen – zu wissen, dass wir uns sehr bald sehen werden. Und warum ist es verboten? Papa, lieber Papa, warum.“ (GARF, f. 990, op. 1, d. 78, l. 17-17ob.)

Familien, Biographien und Empires

„Familie – was ist das? Jeder weiß es, außer man fragt ihn.“ (Nadolny 2003: 12) Für Empires des 19. Jahrhunderts war die Familie eine zentrale soziale Institution, die zu ihrem Funktionieren ebenso wie zu ihrer Expansion und Verdichtung beitrug, dabei aber nicht einseitig als „building block“ verstanden und nicht romantisiert werden sollte (Cleall et al. 2013). Häusliche Ressourcen und Instrumente – Flexibilität, Vertrauen, Dauerhaftigkeit sowie die große Vielfalt von Akteur:innen, Kommunikationsmitteln und Semantiken – halfen mobilen Familien der Oberschichten dabei, Distanzen zu überwinden: Geographische und institutionelle Distanzen ebenso wie generationelle Grenzen und solche zwischen den Geschlechtern. Mit ihrer Hilfe wurden individuelle Angehörige zu erfolgreichen *agents of empire*, die imperiale Strategien umsetzten, bürokratische Abläufe beschleunigten und unterschiedliche Finanzquellen kombinierten. Die Kehrseite dieser Ermächtigung waren Anpassung und zuweilen Konfrontation, denn familiärer Zusammenhalt und Schlagkraft waren nicht ohne individuelle Unterordnung zu erreichen. Der Druck zur Unterordnung traf überproportional, wenn auch nicht ausschließlich, junge und weibliche Mitglieder.

Auch für die Empires war die Indienstnahme ihrer mächtigen, mobilen Familien nicht ohne Risiken. Wo Familie und Staat eine enge Allianz eingingen, warfen häusliche Konflikte ihren Schatten auf die ideelle Untermauerung der staatlichen Ordnung selbst. Außerdem öffneten mobile Familien, die in imperialem Auftrag über die Grenzen der Reiche hinausgingen, „ihre“ Staaten für die Ambivalenz internationaler Verflechtungen. Großreiche versuchten im 19. Jahrhundert zwar, territoriale Grenzen zu definieren und Einflusssphären zu markieren, aber die Verflechtungen, die daraus resultierten, waren von Abgeschlossenheit und Durchlässigkeit, von Fluss und Stabilisie-

⁷ Das „family model of authority“ war ein gesamteuropäisches Phänomen. Zu seinem Gebrauch in Frankreich und England vgl. Hunt 1992 und Sinha 2004.

rung zugleich gekennzeichnet (Rosenberg 2012a). Expansion war nie sicher und territoriale Kontrolle nie völlig stabil, sondern sie beinhalteten immer auch wachsende Heterogenität und Austausch. Die Familie konnte beide Dynamiken vorantreiben. Sie war ein Instrument das *empire building*, aber auch ein Einfallstor für Rückwirkungen aller Art (*reverse flows, counterflows*), die das Empire schwer kontrollieren konnte – etwa ein veränderter Blick auf die eigene Religion und ihre transnationalen Traditionen, die die imperiale Instrumentalisierung herausforderten wie im Falle der Mansurovs. Damit ähnelt die Familie anderen materiellen Formen imperialer Infrastrukturen. Transportwege und Kommunikationsnetze – Schiffsroute, Eisenbahnen, Telegrafenlinien, Fotografien – trugen die Macht eines Reiches in weit entfernte Regionen. Aber sie transportierten auch unerwünschte Fracht wie Krankheiten und ließen sich von nationalistischen und anderen Gegner:innen der Großeichen usurpieren (Ballantyne/Burton 2012: 348 ff.). Die Ambivalenz der Familie als imperiales Instrument war wiederum in ihrem Streben nach häuslicher Intimität begründet, die zu häufigen Rückreisen in die Zentren der Reiche führten und dadurch die Zirkulation von Menschen und Ideen ermöglichten. Ihre hohe zeitliche Kontinuität erlaubte zudem die Weitergabe von Ideen und Ressourcen an die nächste Generation.

Der Fokus auf die Familie nimmt eine größere Bandbreite von individuellen Akteur:innen in den Blick als viele andere Zugriffe auf die Imperialgeschichte. Er zeigt Männer in familiären, gemischtgeschlechtlichen Kontexten, anstatt sie herauszulösen und künstlich als Angehörige einer vermeintlich rein männlichen Welt des imperialen Staatsdienstes darzustellen. Familiengeschichten zeigen das weite Handlungsspektrum von Frauen der gesellschaftlichen Elite, deren Wirken sich nicht als häuslich und unpolitisch trivialisieren lässt. Um diese Dimensionen der Imperialgeschichte zu erfassen, ist die Arbeit mit privaten Quellen nötig. Denn öffentliche Repräsentationen spiegeln meist die Sicht des europäischen 19. Jahrhunderts auf sich selbst, die von „separate spheres“, Normen der bürgerlichen Häuslichkeit (*domesticity*) und geschlechtlicher Polarität geprägt war.⁸ Imperiale Expansion konnte darin nur die Angelegenheit der Söhne sein. Informalität und Grauzonen erlaubten aber viel mehr Vermischung der Sphären und der Geschlechter, als es die zeitgenössischen Repräsentationen vermuten lassen (Antonova 2013; Winning 2023).

Mit ihrem mikrogeschichtlichen Fokus können Familienbiographien viel dazu beitragen, diese Grauzonen zu erhellen. Sie sollten dafür stärker Anregungen der historischen Biographik berücksichtigen. Bei der Auswahl geeigneter Studienobjekte dominieren in familienbiographischen Arbeiten bis heute zwei Muster. Aufmerksamkeit finden meist entweder herausragende Dynastien (Livingstone 2021; Lemster 2021) oder aber Familien, die sich als repräsentativ und idealtypisch darstellen lassen (Bauer 2022; Specht 2006; Schraut 2005). Letzteres provoziert unweigerlich Zweifel von Seiten der Biographik, schließlich ist jedes Individuum ein Sonderfall. Aber auch die Fixierung auf herausragende Persönlichkeiten will die Biographik seit langem überwinden. Einen Ausweg bietet die Suche nach aussagekräftigen Familien, die vor der Folie historiographischer Probleme zu diesen etwas beitragen können – sei es wie hier die *new imperial history*, die Ideengeschichte (Randolph 2007) oder die Wissenschaftsgeschichte (Coen

⁸ Für die häuslichen Normen, die natürlich weder in Russland noch in Westeuropa jemals vollständig in die Praxis umgesetzt wurden, vgl. Greene 1998; Kelly 2007; Chase/Levenson 2000; Hall 1990.

2007). Den genannten Studien ist gemein, dass sie die Familie als politischen und gesellschaftlichen Faktor ernstnehmen und ihrer Wirkmacht kontextsensibel nachgehen. Damit hilft familienbiographische Arbeit auch dabei, die Wechselwirkungen zwischen Individuum und Struktur mit einem konkreten Fokus zu untersuchen. Das ist eines der zentralen Anliegen der neuen Biographik, um alte Schwächen der Herauslösung und Heroisierung von Individuen zu überwinden. Die Familie ist ein idealer Ausgangspunkt, um diese methodischen Forderungen stärker in die konkrete biographische Arbeit zu übertragen, wo sie bis heute zu wenig Spuren hinterlassen haben (Caine 2019: 119 ff.).

LITERATUR

- Antonova, Katherine Pickering (2013): *An Ordinary Marriage. The World of a Gentry Family in Provincial Russia*, New York, Oxford: Oxford University Press.
<https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199796991.001.0001>
- Bailey, Heather L. (2020): *The Public Image of Eastern Orthodoxy. France and Russia, 1848-1870*, NIU Series in Orthodox Christian Studies, Ithaca, London: Cornell University Press.
<https://doi.org/10.7591/cornell/9781501749513.001.0001>
- Ballantyne, Tony und Antoinette M. Burton (2009): Introduction. *The Politics of Intimacy in an Age of Empire*, in: Tony Ballantyne und Antoinette M. Burton (Hg.): *Moving subjects. Gender, mobility, and intimacy in an age of global empire*, Urbana: University of Illinois Press, 1-28.
- Ballantyne, Tony und Antoinette M. Burton (2012): *Empires and the Reach of the Global*. In: Emily S. Rosenberg (Hg.): *A World Connecting, 1870-1945. A History of the World*, Bd. 5, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press, 283-431.
- Basargina, Ekaterina Iu. (Hg.) (1999): *Russkij archeologičeskij institut v Konstantinopole. Očerki istorii*, St. Petersburg: Rossijskaja Akad. Nauk, Inst. Rossijskoj Istorii.
- Bauer, Sonja-Maria (2022): *Ganz normale Leute. Eine Familie und ihr Traum vom sozialen Aufstieg (1850-1950)*, Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur.
- Bayly, Christopher A. (2005): *The Birth of the Modern World, 1780-1914. Global Connections and Comparisons*, Blackwell History of the World, Malden: Blackwell Publishers.
- Bennett, Helju Aulik (1977): *Evolution of Meanings of Chin. An Introduction to the Russian Institution of Rank Ordering and Niche Assignment*, in: California Slavic Studies, Bd. 10, 1-43. <https://doi.org/10.1525/9780520319998-001>
- Bödeker, Hans Erich (2003): Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand, in: Hans Erich Bödeker (Hg.): *Biographie schreiben. Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft*, Bd. 18, Göttingen: Wallstein Verlag, 9-63.
- Brüggemann, Karsten (2008): Wie der Revaler Dom zum Moskauer Kreml wurde. Zur lokalen Repräsentation imperialer Herrschaft im späten Zarenreich, in: Jörg Baberowski, David Feest und Christoph Gumb (Hg.): *Imperiale Herrschaft in der Provinz. Repräsentationen politischer Macht im späten Zarenreich, Eigene und fremde Welten*, Bd. 11, Frankfurt am Main, 172-195.
- Brüggemann, Karsten (2018): *Licht und Luft des Imperiums. Legitimations- und Repräsentationsstrategien russischer Herrschaft in den Ostseeprovinzen im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 21, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11sn5f4>
- Buettner, Elizabeth (2004): *Empire Familie Britons and Late Imperial India*. Oxford: Oxford University Press.
- Caine, Barbara (2019): *Biography and History. Theory and History*, London: Bloomsbury Academic.

- Cavender, Mary W. (2007): Nests of the Gentry. Family, Estate, and Local Loyalties in Provincial Russia, Newark: University of Delaware Press.
- Chapman, Sara (2001): Patronage as Family Economy. The Role of Women in the Patron-Client Network of the Phéypeaux de Pontchartrain Family, 1670-1715, in: French Historical Studies 24, Heft 1, 11-35. <https://doi.org/10.1215/00161071-24-1-11>
- Chase, Karen und Michael Levenson (Hg.) (2000): The Spectacle of Intimacy. A Public Life for the Victorian Family, Literature in History, Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Cleall, Esme, Laura Ishiguro und Emily J. Manktelow (2013): Imperial Relation: Histories of Family in the British Empire. In: Journal of Colonialism and Colonial History, 14, Heft 1. <https://doi.org/10.1353/cch.2013.0006>
- Coen, Deborah R. (2007): Vienna in the Age of Uncertainty. Science, Liberalism, and Private Life, Chicago: University of Chicago Press.
<https://doi.org/10.7208/chicago/978022611780.001.0001>
- Crews, Robert (2003): Empire and the Confessional State. Islam and Religious Politics in Nineteenth-Century Russia, in: American Historical Review, 108, Heft 1, 50-83.
<https://doi.org/10.1086/533045>
- Dixon, Simon (2012): Nationalism versus Internationalism. Russian Orthodoxy in Nineteenth-Century Palestine, in: Abigail Green und Vincent Viaene (Hg.): Religious Internationals in the Modern World. Globalization and Faith Communities since 1750, Palgrave Macmillan Transnational History Series, New York: Palgrave Macmillan, 139-162.
<https://doi.org/10.1057/9781137031716.0012>
- Dohrn, Verena (2018): Die Kahans aus Baku. Eine Familienbiographie, Göttingen: Wallstein Verlag.
- Eibach, Joachim (2022): Fragile Familien. Ehe und häusliche Lebenswelt in der bürgerlichen Moderne, Berlin, Boston: De Gruyter Oldenburg. <https://doi.org/10.1515/9783110749496>
- Engel, Barbara Alpern (2004): Women in Russia, 1700-2000. Cambridge: Cambridge University Press.
- Evtuhov, Catherine (1997): The Cross and the Sickle. Sergei Bulgakov and the Fate of Russian Religious Philosophy, 1890-1920, Ithaca: Cornell University Press.
<https://doi.org/10.7591/9781501724022>
- Figes, Orlando (2010): Crimea. The Last Crusade, London: Penguin.
- Frary, Lucien J. und Mara Kozelsky (Hg.) (2014): Russian-Ottoman Borderland The Eastern Question Reconsidered. Madison: University of Wisconsin Press.
<https://doi.org/10.1353/imp.2014.0109>
- Freeze, ChaeRan Y. (2002): Jewish Marriage and Divorce in Imperial Russia. Hanover, New York: Brandeis University Press. <https://doi.org/10.1353/imp.2002.0060>
- Freeze, ChaeRan Y. (2019): Zinaida Poliakova's Life and Time. An Introduction, in: Dies. (Hg.): A Jewish Woman of Distinction. The Life and Diaries of Zinaida Poliakova, The Tauber Institute Series for the Study of European Jewry, Waltham, Massachusetts: Brandeis University Press, 1-166. <https://doi.org/10.2307/j.ctv102bgmz.5>
- Friedman, Rebecca (2005): Masculinity, Autocracy, and the Russian University, 1804-1863. Basingstoke: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1057/9780230500235>
- Gavrilin, Aleksandr V. (1999): Očerki rižskoi eparchii 19-ogo veka [Beiträge zur Rigaer Diözese im 19. Jahrhundert], Riga: Filokalija.
- Gerd, Lora A. (2006): Konstantinopol' i Peterburg. Cerkovnaja politika Rossii na pravoslavnom Vostoke (1878-1898) [Konstantinopel und Petersburg: Die Kirchenpolitik Russlands im orthodoxen Osten (1878-1898)], Moskau: Indrik.
- Gestrich, Andreas (2003): Einleitung. In: Andreas Gestrich, Jens-Uwe Krause und Michael Mitterauer: Geschichte der Familie. Europäische Kulturgeschichte, Bd. 1, Stuttgart: Kröner, 3-19.

- Greene, Diana (1998): Mid-Nineteenth-Century Domestic Ideology in Russia. In: Rosalind J. Marsh (Hg.): *Women and Russian culture. Projections and self-perceptions, Studies in Slavic Literature, Culture, and Society*, Bd. 2, New York: Berghahn, 78-97.
<https://doi.org/10.2307/j.ctv287sk3x.9>
- Hall, Catherine (1990): The Sweet Delights of Home. In: Michelle Perrot (Hg.): *A History of Private Life*. Translated by Arthur Goldhammer, From the Fires of Revolution to the Great War, Bd. 6, Cambridge, Massachusetts: Belknap Press of Harvard University Press, 47-93.
- Hall, Catherine (2004): Of Gender and Empire. Reflections on the Nineteenth Century, in: Philippa Levine (Hg) (2004): *Gender and Empire*. Oxford, New York: Oxford University Press, 46-76.
- Hall, Catherine und Sonya O. Rose (2006): Introduction. Being at home with the Empire, in: Dies. (Hg.): *At home with the empire. Metropolitan culture and the imperial world*, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 1-31.
<https://doi.org/10.1017/CBO9780511802263.001>
- Hareven, Tamara K. (2000): Families, history, and social change. Life-course and cross-cultural perspectives, Boulder: Westview Press.
- Hatlie, Mark R. (2014): *Riga at War 1914-1919. War and Wartime Experience in a Multi-Ethnic Metropolis*, Studien zu Ostmitteleuropaforschung, Bd. 30, Marburg: Verlag Herder-Institut.
- Hirschhausen, Ulrike von (2006): Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860-1914, *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, Bd. 172, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht. <https://doi.org/10.13109/9783666351532>
- Hirschhausen, Ulrike von (2015): A New Imperial History? Programm, Potenzial, Perspektiven, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 41, Heft 4, 718-757.
<https://doi.org/10.13109/gege.2015.41.4.718>
- Hopwood, Derek (1969): *The Russian Presence in Syria and Palestine 1843-1914. Church and Politics in the Near East*, Oxford: Clarendon Press.
- Hunt, Lynn (1992): *The Family Romance of the French Revolution*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Hurd, Percy (1924): *The Empire, A Family Affair. Being a Popular Survey of the Self-Governing Dominions, Crown Colonies & Protectorates and Mandated Territories under the British Crown and a Recital of Empire Policy*, London: Philip Allan & Co.
- Kane, Eileen M. (2012): Odessa as a Hajj Hub, 1880s-1910s. In: John Randolph und Eugene M. Avrutin (Hg.): *Russia in Motion. Cultures of Human Mobility since 1850, Studies of World Migrations*, Urbana: University of Illinois Press, 107-125.
- Kane, Eileen M. (2015): *Russian Hajj. Empire and the Pilgrimage to Mecca*, Ithaca, New York: Cornell University Press. <https://doi.org/10.7591/9781501701313>
- Kelly, Catriona (2007): *Refining Russia. Advice Literature, Polite Culture, and Gender from Catherine to Yeltsin*, Oxford: Oxford University Press.
- Kenworthy, Scott M. (2010): *The Heart of Russia. Trinity-Sergius, Monasticism, and Society after 1825*, New York: Oxford University Press.
- Kirin, Asen (2010): *Eastern European Nations, Western Culture, and the Classical Tradition*. In: Susan A. Stephens und Phiroze Vasunia (Hg.): *Classics and National Cultures*, Oxford, New York: Oxford University Press, 141-162.
<https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199212989.003.0008>
- Kucher, Katharina und Alexa von Winning (2015): Adlige Familie und Kindheit in Russlands langem 19. Jahrhundert. Privates Leben und öffentliche Interessen, in: *Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas*, 63, Heft 2, 233-255. <https://doi.org/10.25162/jgo-2015-0008>
- Laidlaw, Zoë (2005): *Colonial Connections 1815-45. Patronage, the Information Revolution and Colonial Government*, Studies in Imperialism, Bd. 59, Manchester, New York: Manchester University Press.

- Lemster, Michael (2021): Die Grimms. Eine Familie und ihre Zeit, München, Salzburg: Benvento.
- Lincoln, Bruce W. (1988): In the vanguard of reform. Russia's enlightened bureaucrats, 1825-1861, DeKalb: Northern Illinois University Press.
- Lisovoi Nikolai N. (Hg.) (2000): Rossija v Sviatoj Zemle [Russland im Heiligen Land], Bd. 1. Moskau: Meždunarodnye otноšenija.
- Lisovoi, Nikolai N. (Hg.) (2015): Rossija v Sviatoj Zemle. Dokumenty i materialy v trech tomach. Bd. 1, Imperatorskoe Pravoslavnoe Palestinskoe Obščestvo [Russland im Heiligen Land. Dokumente und Materialien in drei Bänden. Bd. 1: Kaiserlich-Orthodoxe Palästinasellschaft], Moskau: Meždunarodnye otноšenija.
- Livingstone, Natalie (2021): The Women of Rothschild. The Untold Story of the World's Most Famous Dynasty, Glasgow: John Murray Press.
- Lodyženskij, Nikolai N. und Pavel B. Mansurov (1912): Obščestvo revnitelej edinenija vostočno-pravoslavnoj i anglikanskoj cerkvi (London). Materialy iz otčetov 1906-1910 godov [Gesellschaft der Eiferer der Vereinigung der orthodoxen und anglikanischen Kirchen], St. Petersburg: Tipografija P.B. Korotaevoj.
- Lutz, Martin und David W. Sabea (2022): Kinship, conflict and transnational coordination. The Siemens family's globalisation strategies in the nineteenth century, in: Social History, 47, Heft 2, 141-168. <https://doi.org/10.1080/03071022.2022.2044206>
- Makarevskij, Michail (1907): Sviato-Troice-Sergieva obitel' i sobor vo imja Presvatoj Troicy v Rige. K toržestvu osvjaščenija sobora 18 nojabrja 1907 goda [Die Hl. Dreifaltigkeits-Sergius-Gemeinschaft und die Kirche zur Hl. Dreifaltigkeit in Riga. Zu den Feierlichkeiten der Kirchweihe am 18.11.1907], Sankt Petersburg: Sinodal'naja Tipografija.
- Mansurov, Pavel B. (1889): Makarij Afonskij. In: Russkij Archiv, 8, 569-576.
- Mansurov, Pavel B. (1904): Očerki s pravoslavnogo Vostoka [Berichte vom orthodoxen Osten], Bd. 1-3, Sergiev Posad: Sviato-troickaja Sergieva Lavra, sobstvennaja tipografija.
- Mansurov, Pavel B. (1909): Konstantinopol'skaja cerkov'. Očerk osnovnych načal' stroja ee v XIX veke [Die Kirche Konstantinopels. Bericht der grundlegenden Anfänge ihrer Ordnung im 19. Jahrhundert], Moskau: Pečatnja A.I. Snegirevoj.
- Mansurov, Pavel B. (1999): Dokladnaja Zapiska ot 30 Marta 1887 g. [Notiz vom 30. März 1887] In: Ekaterina Iu. Basargina (Hg.): Russkij archeologičeskii institut v Konstantinopole. Očerki istorii [Das russische archäologische Institut in Konstantinopel], St. Petersburg: Izdanie Dmitrij Bulanin, 167-71.
- Marchand, Suzanne L. (1996): Down From Olympus. Archaeology and Philhellenism in Germany. 1750-1970, Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400843688>
- Marchand, Suzanne L. (2009): German orientalism in the age of empire. Religion, race, and scholarship, Publications of the German Historical Institute, Cambridge: Cambridge University Press.
- Martin, Alexander M. (1998): The Family Model of Society and Russian National Identity in Sergei N. Glinka's *Russian Messenger* (1808-1812). In: Slavic Review, Interdisciplinary Quarterly of Russian, Eurasian, and East European Studies, 57, Heft 1, 28-49. <https://doi.org/10.2307/2502051>
- Mosse, Werner (1954): Russia and the Levant, 1856-1862. Grand Duke Constantine Nicolaevich and the Russian Steam Navigation Company, in: Journal of Modern History 26, Heft 1, 39-48. <https://doi.org/10.1086/237662>
- Moya, Jose C. (2011): The Historical Emergence and Massification of International Families in Europe and Its Diaspora. In: Christopher H. Johnson, David Warren Sabea, Simon Teuscher und Francesca Trivellato (Hg.): Transregional and Transnational Families in Europe and Beyond. Experiences since the Middle Ages, New York: Berghahn Books, 23-40.
- Nadolny, Sten (2003): Ullsteinroman. Roman, Berlin: Ullstein.

- Anonym (1907): Novyj sobornyj chram Sv. Troice-Sergieva ženskogo monastyrja i toržestvo osvjaščenja ego [Die neue Kirche des Hl. Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster und die Feierlichkeit zu ihrer Weihe], in: Rižskie Eparchial'nye Vedomosti, 1.12.1907, 871-875.
- Orlovsky, Daniel (1983): Political Clientelism in Russia. The Historical Perspective, in: Thomas H. Rigby und Bohdan Harasyiv (Hg.): Leadership selection and patron-client relations in the USSR and Yugoslavia. London: Cambridge University Press, 174-199.
<https://doi.org/10.4324/9781003341116-5>
- Porter, Andrew N. (2004): Religion versus Empire? British Protestant Missionaries and Overseas Expansion, 1700-1914, Manchester: Macmillan Education.
- Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung, Wiesbaden: VS Verlag.
- Randolph, John (2007): The House in the Garden. The Bakunin Family and the Romance of Russian Idealism, Ithaca, New York: Cornell University Press.
<https://doi.org/10.7591/9781501732300>
- Reynolds, Kim D. (1998): Aristocratic Women and Political Society in Victorian Britain. Oxford: Clarendon. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198207276.001.0001>
- Rolf, Malte (2014): Einführung: Imperiale Biographien. Lebenswege imperialer Akteure in Groß- und Kolonialreichen (1850-1918), in: Geschichte und Gesellschaft, 40, Heft 1, 5-21. <https://doi.org/10.13109/gege.2014.40.1.5>
- Rolf, Malte (2015): Imperiale Herrschaft im Weichselland. Das Königreich Polen im russischen Imperium (1864-1915), Ordnungssysteme, Bd. 43, Berlin: De Gruyter Oldenbourg.
<https://doi.org/10.1515/9783110345377>
- Rosenberg, Emily (2012a): Introduction. In: Emily Rosenberg (Hg.): A World Connecting, 1870-1945. A History of the World, Bd. 5, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press, 3-25.
- Rosenberg, Emily (2012b): Transnational Currents in a Shrinking World. In: Emily Rosenberg (Hg.): A World Connecting, 1870-1945. A History of the World, Bd. 5, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press, 813-996.
- Sabean, David W. (2011): German International Families in the Nineteenth Century. The Siemens Family as a Thought Experiment, in: Christopher H. Johnson, David Warren Sabean, Simon Teuscher und Francesca Trivellato (Hg.): Transregional and Transnational Families in Europe and Beyond. Experiences since the Middle Ages, New York: Berghahn Books, 229-252. <https://doi.org/10.1515/9780857451842-014>
- Schraut, Sylvia (2005): Das Haus Schönborn. Eine Familienbiographie, katholischer Reichsadel 1640-1840, Paderborn: Schöningh.
- Shevzov, Vera (2013): The Burdens of Tradition. Orthodox Constructions of the West in Russia (Late 19th-Early 20th cc.), in: George E. Demacopoulos und Aristotle Papanikolaou (Hg.): Orthodox Constructions of the West. Orthodox Christianity and Contemporary Thought, New York: Fordham University Press, 83-101. <https://doi.org/10.5422/fordham/9780823251926.003.0006>
- Siegelbaum, Lewis H. und Leslie P. Moch (2014): Broad Is My Native Land. Repertoires and Regimes of Migration in Russia's Twentieth Century, Ithaca, New York: Cornell University Press. <https://doi.org/10.7591/9780801455148>
- Sinha, Mrinalini (2004): Nations in an Imperial Crucible. In: Philippa Levine (Hg.): Gender and Empire. Oxford, New York: Oxford University Press, 181-202.
<https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199249503.003.0008>
- Specht, Heike (2006): Die Feuchtwangers. Familie, Tradition und jüdisches Selbstverständnis im deutsch-jüdischen Bürgertum des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen: Wallstein Verlag.

- Üre, Pinar (2014): Byzantine Heritage, Archaeology, and Politics between Russia and the Ottoman Empire. Russian Archaeological Institute in Constantinople (1894-1914), Zugleich Dissertation Department of International History of the London School of Economics and Political Science 2014, London. Online als PDF:
https://etheses.lse.ac.uk/1005/1/Ure_byzantine_heritage_archaeology.pdf
- Vach, Kirill A. (2011): *Velikij Knjaz' Konstantin Nikolaevič i russkoe palomničestvo v Svjatuju Zemlju. K 150-letiju osnovaniya Russkoj Palestiny 1860-1864* [Großfürst Konstantin Nikolaevič und das russische Pilgertum im Heiligen Land. Zum 150. Jubiläum der gründung des Russischen Palästina 1860-1864], Moskau: Indrik.
- Vach, Kirill A. (2014): „Za šestvju Boga s Zapada na Vostok“. U istokov Ierusalimskogo proekta Rossii posle Krymskoi vojny [„Im Gefolge Gottes vom Westen in den Osten.“ An den Wurzeln des Jerusalemer Projekts Russlands nach dem Krimkrieg], in: Kirill A. Vach und Alexa von Winning (Hg.): *B.P. Mansurova iz putešestviya po Pravoslavnому Vostoku. 1857* [B.P. Mansurov von der Reise im Orthodoxen Osten. 1857], Moskau: Indrik, 15-46.
- Voronova, E. (1907): *Teplyj ugolok. Troice-Sergiev ženskij monastyr' v g. Rige. Vpečatlenija palomnicy* [Gemütlicher Winkel. Das Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster in Riga. Eindrücke einer Pilgerin], Sankt Petersburg: Típo-litografija M.P. Frolovoj.
- Wagner, William G. (1994): Marriage, Property and Law in Late Imperial Russia. Oxford Historical Monographs, Oxford: Oxford University Press.
<https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198204473.001.0001>
- Wagner, William G. (1995): Family Law, the Rule of Law, and Liberalism in Late Imperial Russia, in: *Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas*, Neue Folge 43, Heft 4, 519-535.
- Wagner, William G. (2006): The Transformation of Female Orthodox Monasticism in Nizhnii Novgorod Diocese, 1764-1929. In: *Journal of Modern History*, 78, Heft 4, 793-845.
<https://doi.org/10.1086/511203>
- Wagner, William G. (2007): „Orthodox Domesticity“: Creating a Social Role for Women, in: Mark D. Steinberg und Heather J. Coleman (Hg.): *Sacred Stories Religion and Spirituality in Modern Russia* Bloomington. Indiana-michigan Series in Russian And East European Studies, Bloomington: Indiana University Press, 119-145.
- Wagner, William G. (2010): *Fashioning Ideals of Monasticism and Womanhood. The Nizhnii Novgorod Convent of the Exaltation of the Cross, 1802-1857*, in: Gary Marker, Joan Neuberger, Susan Rupp und Marshall Poe (Hg.): *Everyday Life in Russian History. Quotidian Studies in Honor of Daniel Kaiser*, Bloomington: Slavica Publishers, 85-102.
- Whelan, Heide W. (1999): Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility, Köln, Weimar, Wien: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/boehlau.9783412322342>
- White, Owen und James P. Daughton (Hg.) (2012): *In God's Empire. French Missionaries in the Modern World*, New York: Oxford University Press.
<https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780195396447.001.0001>
- Winning, Alexa von (2022): *Intimate Empire. The Mansurov Family in Russia and the Orthodox East, 1855-1936*, Oxford: Oxford University Press.
- Winning, Alexa von (2023): Väter und Töchter. Frauen als imperiale Akteurinnen zwischen Religion und Familie im Russländischen Imperium, in: *Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, 34, Heft 1, 97-112.
- Wortman, Richard (2003): The „Russian Style“ in Church Architecture as Imperial Symbol after 1881. In: James Cracraft und Daniel Rowland (Hg.): *Architectures of Russian Identity. 1500 to the Present*, Ithaca, New York: Cornell University Press, 101-16.
- Zimmermann, Christian von und Nina von Zimmermann (2008): *Familiengeschichten – Familiensstrukturen in biographischen Texten. Zur Einführung*, in: Christian von Zimmermann und Nina von Zimmermann (Hg.): *Familiengeschichten. Biographie und familiärer Kontext seit dem 18. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Campus, 7-25.

Zorin, Andrei (2011): Leaving Your Family in 1797. Two Identities of Mikhail Murav'ev, in: Mark D. Steinberg und Valeria Sobol (Hg.): Interpreting Emotions in Russia and Eastern Europe. DeKalb: Cornell University Press, 44-61.
<https://doi.org/10.1515/9781501757174-005>

Zusammenfassung

Für Empires des 19. Jahrhunderts war die Familie eine zentrale soziale Institution, die zu ihrem Funktionieren ebenso wie zu ihrer Expansion und Verdichtung beitrug. Zugleich konnten Familien Empires durch ihre grenzüberschreitende Flexibilität destabilisieren. Der Beitrag reflektiert Potential und Ansätze familienbiographischer Forschung am Beispiel einer russischen Adelsfamilie, die zwischen 1850 und 1917 imperiale Projekte des Russländischen Reichs in Jerusalem, Konstantinopel und Riga vorantrieb. Dazu gehörten das orthodoxe Pilgerwesen, religiöse Archäologie und ein Frauenkloster. Männliche und weibliche Akteure nutzten unterschiedliche Strategien und Rhetoriken, um am religiösen *empire building* nach der russischen Niederlage im Krimkrieg mitzuwirken. Die Familie fungierte als Bindeglied zwischen den Individuen und der imperialen Gesellschaft. Sie war ein zentraler Handlungsräum, in dem sich gesellschaftliche Prozesse niederschlugen und in dem Menschen auf Veränderungen reagierten. Wenn Familienbiographien Ansätze der historischen Familienforschung mit denen der Biographik kombinieren, können sie drei fundamentale Ebenen verbinden: die individuelle, die familiäre und die gesellschaftliche. Der Fokus auf die Familie hilft außerdem dabei, geschlechterhistorische Fragen zu bearbeiten. Familiengeschichten zeigen Männer in gemischtgeschlechtlichen Kontexten und nicht nur als Angehörige einer vermeintlich rein männlichen Welt des imperialen Staatsdienstes. Außerdem zeigen sie das weite Handlungsspektrum von Frauen der gesellschaftlichen Elite.

Identitäten quantifizieren

Nichtmuslime in der spätsmanischen Beamtenchaft

Abdulhamit Kirmizi

Seit den 1980er Jahren, nochmals verstärkt in den 1990er Jahren, beschäftigen sich Menschen mit Fragen nach ihrer Identität. In den letzten vier Jahrzehnten dominierten Identitätsfragen auch die Geistes- und Sozialwissenschaften.¹ Ethnische, nationale und religiöse Zugehörigkeiten werden als analytische Kategorien verwendet und rahmen viele historische Untersuchungen in der Osmanistik ein. Beginnend mit der Veröffentlichung von *Christians and Jews in the Ottoman Empire: The Functioning of a Plural Society* (Braude/Lewis 1982) wurde die Situation von Christen und Juden im Osmanischen Reich immer wieder untersucht. Der vorliegende Beitrag wird sich mit einem Aspekt dieses großen Themas befassen, indem er sich auf den Staatsdienst von Nichtmuslimen konzentriert. Die Anstellung nichtmuslimischer Beamter in der Zentral- und Provinzverwaltung war eines der eigentümlichsten Merkmale der expandierenden modernen osmanischen Bürokratie im neunzehnten Jahrhundert. Muslime, Christen und Juden teilten sich hier Büros und Schreibtische als gleichberechtigte Kollegen. Viele sprachen neben der erforderlichen Betriebssprache der Verwaltung, nämlich Türkisch, weitere Sprachen ihrer Berufsgenossen. Sie profitierten von den gleichen Mäzenatentums- und Vetternwirtschaftsnetzwerken, die die Einstellung und Beförderung erleichterten. Kurz gesagt, sie teilten einen Geist der Kollegialität in einem multikonfessionellen Arbeitsumfeld. Sie waren in den Diensten eines Staates, der auf anderen als ethnischen oder nationalen Grundlagen aufbaute.

Der derzeit vorwiegende Fokus auf monolithische (ethnische) Identitäten macht es allerdings schwer, die vergangene soziale Realität dieser Beamten eines Reiches mit multivalenten Identitäten zu studieren. Wie auch von Makdisi erläutert, ließen sich „verschiedene Religionsgemeinschaften nicht zwangsläufig in ein einziges Gemeinschaftsbewusstsein oder eine gemeinsame Identität umsetzen. Orthodoxe Christen auf Kreta lebten in einer völlig anderen Umgebung als orthodoxe Christen in Damaskus. Sie sprachen verschiedene Sprachen und lebten offensichtlich unterschiedliche Kulturen“ (Makdisi 2029: 31). Außerdem neigt die in der modernen Geschichtsschreibung

1 Auf dieses problematische Thema werde ich hier nicht näher eingehen. Es sei stattdessen auf Maleševics Kritik verwiesen, dass „Identität“ als ein problematisches westliches Idiom populär gemacht wurde, um mit der neuen Post-Cold-War-Realität und dem Ende von „Klasse“ als gesellschaftlichem Leitkonzept zurechtzukommen. Er kritisiert die vermeintliche universalistische Erklärungskraft des Konzepts der „Identität“, das im akademischen Diskurs dominiert und als ein mächtiges ideologisches Mittel benutzt wird. Sein besonderes Interesse gilt der konzeptionellen Mehrdeutigkeit und Plastizität des Begriffs „ethnische Identität“ (Maleševic 2003 2006). Eine weitere wichtige Studie, die den Umgang mit dem Begriff problematisiert, siehe Brubaker/Cooper 2000.

vorherrschende Identitätsperspektive dazu, den „osmanischen Teppich“, in dem verschiedene Gemeinschaften in komplizierten Mustern miteinander verwoben waren und deren Farben gelegentlich ineinander übergingen, in ein Nebeneinander einzelner Fäden aufzulösen. Dabei ist es irreführend, einen Christen oder Juden mit dessen Glaubensgemeinschaft gleichzusetzen (Makdisi 2019: 14 ff.). Für die nichtmuslimischen Beamten war Kollegialität oft weitaus wichtiger als andere Zugehörigkeiten. In Anbetracht der Möglichkeit, dass ihre Religion für ihre Interpretation der osmanischen Welt nicht von zentraler Bedeutung war, kann eine Studie über nichtmuslimische Beamte helfen, die komplexen Praktiken flexibler Identifikation und vielschichtiger und situativ wechselnder Loyalitäten zu rekonstruieren, indem die gesamte Melange osmanischer Identifikationen und Loyalitäten sichtbar und nachvollziehbar gemacht wird. Darüber hinaus soll die vorliegende Untersuchung auch die Rolle des Staates als Bereitsteller eines institutionellen Rahmens für diese komplexen Prozesse verdeutlichen.

Anderseits wurde die Rolle von Christen und Juden in der osmanischen Verwaltung bislang nicht gründlich unter Einbezug von quantitativen Methoden und Archivmaterialien geprüft und blieb daher nur anekdotischer Natur. Bisher durchgeführte qualitative Untersuchungen zur Bürokratie und Beschäftigung von Nichtmuslimen weisen aufgrund des Fehlens umfassender quantitativer Analysen gewisse Mängel auf. Viele Fragen sind hier offen: Wie hoch waren ihre Anzahl und ihr Prozentsatz? Wie hoch waren die jeweiligen Anteile der armenischen, griechischen und jüdischen Beamten? Welche Konfession hatte unter ihnen die Mehrheit? Aus welchen Regionen und sozialen Schichten kamen die nichtmuslimischen Beamten? Wo haben sie ihre Karriere in der Bürokratie begonnen?

Vor dem Hintergrund dieser Fragen nimmt diese Untersuchung nichtmuslimische Beamte in der Gesamtheit mit quantitativen Methoden in den Blick. Meine Hauptquelle sind die Personalregister, die zwischen 1879 und 1914 in 201 Bänden Akten von etwa 50.000 Personen enthalten. Auf welche Weise sind Nichtmuslime in den Personalregistern aufgeführt? Sind die Personalregister für eine systematische statistische Untersuchung der kollektiven Merkmale der Beamten geeignet? Sind sie nützlich, um Muster und Trends innerhalb des Beamtenstums zu erkennen und durch eine quantitative Analyse Einblick in den sozialen, kulturellen und historischen Kontext zu gewinnen, in dem die Beamten lebten? Beispielsweise wird anschließend anhand einiger Ergebnisse des Projekts geprüft, was eine solche Studie zur Sozialgeschichte des Beamtenstums als auch zur Verwaltungsgeschichte beitragen kann.

Nichtmuslimische Beamten in Personalregistern: Quelle und Methodik

Quantitative Methoden und computergestützte Analyseansätze haben die Geschichtswissenschaften in den letzten Jahrzehnten grundlegend verändert. Die quantitative Prosopografie ist in vielerlei Hinsicht ein Versuch, einige der traditionellen Fallstricke historischer Forschung zu vermeiden, nämlich die Gefahr, aus einer Handvoll anekdotischer Einzelfälle voreilige Verallgemeinerungen zu ziehen. Prosopografische Forschung sammelt und analysiert stattdessen statistisch relevante Mengen biographischer Daten über eine genau definierte Gruppe von Personen. Durch das Sammeln und Analysieren riesiger Datenmengen zu dieser Gruppe werden die besonderen Merkmale und Eigenschaften dieser Kohorte als Ganzes sichtbar. Dadurch wird das Risiko verringert,

dass außergewöhnlichen und folglich nicht repräsentativen Einzelfällen unangemessenes Gewicht beigemessen wird (Verboven et al. 2007: 36). Mein Projekt befasst sich nicht mit einer zufällig ausgewählten Elitegruppe von Beamten, sondern mit der Gesamtheit aller nichtmuslimischen Beamten unabhängig von ihrem Rang. Dies ist die umfassendste quantitative prosopografische Studie über die osmanische Bürokratie, die unter Verwendung von Personalakten erstellt wurde.

Die wichtigste Quelle zur Bestimmung der Humanressourcen der späten osmanischen Bürokratie sind zweifellos die Personalregister (*sicill-i ahval defterleri*). Diese Aufzeichnungen, beginnend im Jahr 1879, befinden sich in 201 großen Bänden im Osmanischen Archiv (BOA. DH.SAID.d) und enthalten die Akten von etwa 50.000 Personen, darunter Staatsbeamte christlicher und jüdischer Herkunft. Der außerordentliche umfangreiche und gut erhaltene Personalaktenkorpus ist in seinem Umfang historisch einzigartig. Sind die Personalregister für die Anwendung der quantitativen Methoden geeignet? Das auffälligste Merkmal der Register ist, dass sie ein homogenes Erzählmodell mit vergleichbaren Standardinformationen darstellen. Die zusammenfassenden biografische Einträge in den Registern basieren auf einem gedruckten Fragebogen mit dem Namen „*tercüme-i hal varakası*“ (Lebenslaufdokument), der von den Beamten ausgefüllt wurde, und auf einigen offiziellen Dokumenten, die jene Informationen bestätigen. Jede weitere Entwicklung im Beamtenleben wurde nach und nach in die Seite(n) nach der Hauptregistrierung aufgenommen. Die wichtigsten Aufzeichnungen sind jeweils der Name des Beamten und seines Vaters, der Beruf des Vaters, das Geburtsdatum, die besuchten Schulen, die Sprachen, die er kannte und wie gut er sie beherrschte, gegebenenfalls die Bücher und Broschüren, die er schrieb, die chronologischen Protokolle seines Zivildienstes, seine Gehalts- und Rangänderungen sowie die erhaltenen Orden. Das Register enthält auch Zurechnungen, Strafen und Hinweise auf Invalidität. Eine sehr interessante letzte Angabe ist die Meinung des Vorgesetzten über die Leistung des Beamten. Zwei Seiten sind für diese Informationen jedes Beamten reserviert, und wenn diese Seiten voll sind und ein neuer Datensatz erforderlich ist, werden zwei zusätzliche Seiten für denselben Beamten in einem der beiden Nachtragsbände (Bände 80 und 150) geöffnet.

Seit der ersten Aufzeichnung im Jahr 1879 kann angenommen werden, dass die Register alle Beamten umfassten, die in den dreißig Jahren der verbliebenen Regierungszeit von Abdülhamid II. im Staat tätig waren. Ab 1909 wurden spezielle Registerakten in den jeweiligen Ministerien geführt, sodass hier keine Aufzeichnungen in die generellen Hauptregister aufgenommen wurden (Sariyıldız 2009: 136). Dennoch ist festzuhalten, dass die Aufnahme von manchen Beamten in die Register auch nach 1909 fortgesetzt wurde, wenn auch mit nachlassender Tendenz; selbst im Jahr 1914 gibt es neue Aufnahmen.

Ohne Titel- oder Bandunterscheidung finden sich in diesen Personalregistern auch Aufzeichnungen nichtmuslimischer Beamter. Im Rahmen des dreijährigen Projekts wurde die Präsenz von Nichtmuslimen in der Bürokratie zu den in diesen Büchern verfügbaren Personalakten zahlenmäßig ermittelt.² Nichtmuslimische Beamte wurden in der Gesamtheit mit quantitativen Methoden untersucht und mit Hilfe deskriptiver Statistik verschiedene Häufigkeitsverteilungen ermittelt. Die Religionen und Sekten der

2 Dieses Projekt TÜBİTAK (Projekt Nr. 113K156) in der Türkei unterstützt und mit Beistand des Centre for Advanced Study Sofia weiter überarbeitet.

Beamten wurden so klassifiziert, wie sie im Register standen. Unterschieden wurden (gregorianisch/orthodoxe, katholisch, protestantisch) armenische, (orthodox und katholisch *Rum*) griechische und jüdische (inklusiv Karäer und Samaritaner) Kategorien. Assyrische und melkitisch-arabische Christen und Nichtmuslime europäischer (Walen, Franzosen, Polen, Deutsche) oder levantinischer Herkunft wurden aufgrund der geringen Anzahl für die Untersuchung nicht berücksichtigt.

Die Aufzeichnungen von insgesamt 2.837 Beamten der oben genannten Konfessionen wurden ermittelt, eingelesen und in einem Computerprogramm namens SPSS (*Statistical Package for the Social Sciences*) verarbeitet. Diese statistische Analyse erlaubt es, die wichtigen sozialen, politischen und vor allem administrativen Fragen des neunzehnten Jahrhunderts der osmanischen Staatsverwandlung zu beleuchten, wie zum Beispiel aus welchen sozialen Schichten und Bildungskontexten die Beamten stammten, wie viele Sprachen sie beherrschten, ob es epochale, generationale oder politische Muster in ihrer Beschäftigung gab, in welchen Ministerien und Abteilungen Nichtmuslime tätig waren, wie hoch sie im Beamtenamt aufsteigen konnten und ob sie aus bestimmten Abteilungen ausgeschlossen bzw. in anderen bevorzugt wurden. Die im Projekt vollzogenen Arbeitsschritte lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- 1) Nichtmuslimische Beamte wurden identifiziert, indem die Informationen von ungefähr 50.000 Beamten im Bestand der Personalregister einzeln durchsucht wurden.
- 2) Elektronische Kopien der Aufzeichnungen der identifizierten Beamten wurden vom Osmanischen Archiv des Premierministeriums bezogen.
- 3) Die Register wurden gelesen und von dem arabischen in das lateinische Alphabet transkribiert. Wie weiter unten noch ausgeführt wird, ließen sich die Aufzeichnungen in vielen Fällen nur mit Mühe lesen und transkribieren, darüber hinaus traten Probleme bei der Vereinheitlichung christlicher und jüdischer Namen auf.
- 4) Für das SPSS-Programm wurden Kodierungen vorbereitet und die Informationen ausgewählt, welche von der analysiert werden sollten. Bei dieser Auswahl wurden die gemeinsamen Informationen aus den Dokumenten zugrunde gelegt.
- 5) Für jeden Beamten wurden demografische und familiäre Hintergründe (Name, Geburtsdatum und -ort, Name, Beruf und Heimatort des Vaters usw.), Bildungshintergrund (Bildungsniveau, Schulnamen, Bildungsorte, beherrschte Sprachen, geschriebene Werke, Zeugnisse usw.) und berufliche Informationen (jedes Amt, Amtsort, Einkünfte usw.) in Excel separat kodiert und damit ein Datensatz in SPSS erstellt.
- 6) Basierend auf den in den Registern verfügbaren Informationen wurden neue Variablen (zum Beispiel das Eintrittsalter in den Beamtenamt, die Posten im Beamtenamt und der Übergang zwischen den Dienststellen) erstellt.
- 7) Für jede Variable im Datensatz wurden deskriptive Statistiken berechnet und diese Berechnungen in Tabellen und Grafiken dargestellt. Numerische Variablen wie Alter bei Beginn des Zivildienstes, Dauer des Zivildienstes etc. wurden berechnet. Für nominale und kategoriale Variablen wie Bildungsniveau, Sprachen, Abschluss und Praktikum, Demissionen und Klagen- oder Prozesses wurden Häufigkeit und Verteilung berechnet.

Schwierigkeiten beim Umgang mit Datenmaterial: Namen und Identitäten

Alle oben genannten Phasen brachten spezifische Probleme mit sich. Die erste Phase war und ist immer noch die problematischste. Wie erwähnt finden sich Aufzeichnungen nichtmuslimischer Beamter ohne Titel- oder Bandunterscheidung in den Personalregistern. Die Schreiber trugen lediglich die Informationen ein, die die Beamten in dem Fragebogen angegeben hatten. Wenn ein Beamter keine Aussagen zu seiner konfessionellen Zugehörigkeit machte – was meistens der Fall war –, haben die Schreiber der Register diese Zugehörigkeit nicht nachgefragt. Diese Gleichgültigkeit der osmanischen Bürokratie machte das Auffinden und Identifizieren der Aufzeichnungen von Christen und Juden nicht einfach. Da die Akten des nichtmuslimischen Personals in den Registern nicht separat abgelegt sind, mussten alle Register durchforstet werden, um sie zu finden.

Diese Aufgabe wurde noch verkompliziert durch die Tatsache, dass die Namen nichtmuslimischer Beamter (besonders christlicher Angehöriger der Ostkirchen und Juden) leicht mit jenen von Muslimen zu verwechseln waren. Zum Beispiel trugen jüdische Beamte und ihre Väter Namen von Propheten wie Süleyman, Davud, İlyas, İsmail, Yakub, Yusuf, Bünyamin, Musa oder Harun, die von jenen muslimischen Kollegen nicht zu unterscheiden sind. Andere populäre Namen wie Tevfik, Selim, Kamil, Kemal oder Murad wurden auch von Muslimen verwendet. Es ist daher sehr schwer, eine (insbesondere die jüdische) Religionszugehörigkeit nur anhand des Namens eines Beamten zu bestimmen. Der einzige sichere Hinweis auf jüdische Identität ist die Angabe der Religionszugehörigkeit eines Funktionärs, der in der Regel in der zweiten Zeile der Personalakte zu finden ist, am häufigsten vor dem Namen des Vaters.³ Fälle, in denen in einem Protokoll die Religionszugehörigkeit eines Beamten vor seinem Namen aufgeführt wird, sind selten.⁴ Dieses Problem ist die Hauptursache der Abweichungen in den statistischen Angaben zu konfessionellen Zugehörigkeiten in verschiedenen Untersuchungen.⁵ Auch im Laufe meines Projekts haben sich die Zahlen ständig geändert. Man kann kaum endgültig feststellen, ob alle christlichen Beamten in den Registern erfasst wurden.

Das Fehlen der konfessionellen Zugehörigkeit sollte aber nicht als Mangel, sondern als ein interessanter Tatbestand interpretiert werden.⁶ Wie eingangs erwähnt, ist es ohnehin wenig hilfreich, die Amtsträger strikt einer Glaubensgemeinschaft zuzuordnen, und man sollte nicht automatisch davon ausgehen, dass sie stets repräsentativ für ihre

³ Bei jüdischen Beamten lautet diese Zeile etwa: „Teba'a-i Devlet-i Aliye'nin Musevi milletinden“, „Teba'a-i Devlet-i Aliye'nin Yahudi milletinden“ oder „Millet- i Museviye'den“, „Yahudi milletinden“, „Cemaat-i Museviye'den“ oder einfach nur „Musevi“.

⁴ Zum Beispiel „Yahudi milletinden David Efendi“, DH.SAİD.d (*Dâhiliye Nezâreti Sicill-i Ahval Komisyonu Defterleri*), 19/365. Ich schreibe hier die jüdischen Namen so, wie sie in der Quelle erscheinen und wie sie in der heutigen türkischen Sprache verwendet werden.

⁵ Zum Beispiel haben Sezai Balcı und Ahmet Yadi in ihrem Buch *Osmanlı Bürokrasisinde Yahudiler* (Balcı/Yadi 2014) nur 262 Juden identifizieren können. Die einzige andere Studie, die sich der von mir hier genannten Zahl annähert, ist ein Artikel von Musa Kılıç (Kılıç: 2012). Er identifiziert auch 303 jüdische Beamte, aber zehn davon sind Duplikate, was seine tatsächliche Zahl auf 293 reduziert. Mein Projekt identifizierte zehn zusätzliche Namen, die in der Liste von Kılıç nicht enthalten waren.

⁶ Hier möchte ich gerne den/der anonymen Gutachter/Gutachterin meines Artikels bedanken, der/die mich durch einen ausführlichen Kommentar auf diesen Gedanken gebracht hat.

Glaubensgemeinschaft waren. Vielmehr müssen die Unterschiede in der jeweiligen sozialen Herkunft und den Bildungshintergründen bei der Beurteilung der Beamten berücksichtigt werden.

Institutionen moderner Staaten formalisierten, kodifizierten und objektivierten Kategorisierungssysteme. Sie besaßen die „Macht, zu benennen, zu identifizieren, zu kategorisieren und anzugeben, was was ist und wer wer ist“ (Brubaker/Cooper 2000: 15). Staatliche Institutionen verfügen über die materiellen und symbolischen Ressourcen, um die Kategorien, Klassifizierungsschemata und Methoden der gesellschaftlichen Zählung und Abrechnung durchzusetzen, mit denen Bürokraten arbeiten (ebd.: 16). Moderne Staaten nutzen nicht nur bürokratische Differenzkategorien, um Nationen als epistemologische Konstrukte aufzubauen, sondern auch Organisationsstrukturen, die nationalstaatliche Perspektiven auf die Welt prägen. Deswegen erwarten in einer solchen Ordnung sozialisierte ForscherInnen von den Personalakten eine präzise Beschreibung ethnischer, religiöser oder konfessioneller Identitäten. Sie sind an ethno-zentrierte Interpretationen der Bildung moderner Nationen in Imperien wie auch die Unterscheidung von Menschen anhand ihrer Religionszugehörigkeit im Osmanischen Reich als strukturelle Grundlage staatlicher Administration gewöhnt. Nach neuen Erkenntnissen bildeten sich Identitäten im imperialen Kontext jedoch nicht isoliert voneinander, sondern interagierten miteinander (Burke/Stets 2009: 130,145). Über verschiedene Zeiten und Situationen hinweg können Identitäten in Konflikt geraten, können Spannungen und Inkonsistenzen erzeugen und sich situativ neu rekonstruieren. Zusätzlich, wie Burke und Stets es ausdrücken, „agieren Identitäten, um die Situation zu verändern, um situativ relevante Bedeutungen mit den Bedeutungen in der Identität in Einklang zu bringen“ (Burke/Stets 2009: 175 f.). Diese Einwände gelten auch für Angehörige der Religionsgemeinschaften im Osmanischen Reich. Dass bei einem großen Teil der Beamten die religiöse Zugehörigkeit in den Akten nicht angegeben wird, ist deswegen umso erstaunlicher. Tatsächlich konnten sich religiöse, ethnische und imperiale Identitäten und Loyalitäten überschneiden; sie waren nicht unbedingt exklusiv oder standen im Konflikt. Das Osmanentum war für alle Beamten die umfassendste Dachidentität.

Die Tradition des Staates begünstigte die Bildung einer herrschenden Elite auf der Grundlage einer kosmopolitischen Struktur, vereint im osmanischen Patriotismus und ohne Unterschied in Bezug auf ethnische Zugehörigkeit oder Religion. In dieser Hinsicht waren nicht-muslimische Bürokraten, wie Davison betont, Konservative, die die Tradition bewahrten und den Osmanischen Staat entschieden gegen europäische Interventionen und separatistische nationalistische Bewegungen verteidigten (Davison 1982: 327). Tatsächlich lehnten die griechischen Politiker und ihre Familien, die während des Tanzimat (1839-1879) und in den Folgejahren dienten, die Aufnahme der Staatsangehörigkeit an Griechenland beharrlich ab und hielten bis zu ihrem Tod an der imperialen Identität fest. Als das Osmanische Reich zusammenbrach, entschieden sie sich für eine umfassendere europäische Identität (Philliou 2008: 671). Armenische Beamte wurden von nationalistischen Landsleuten ermordet, weil sie loyal dem Osmanischen Staat dienten (Kirmizi 2007).

Eine bürokratische Kultur kann Unterschiede minimieren, und Einstellungen, die auf ethnischen oder religiösen Ursprüngen beruhen, können nach Jahren im öffentlichen Dienst verschwinden. Staatskarrieren hatten eine Wirkung, die die osmanische Identität stärkte und dem Nationalismus Widerstand leistete (Kirmizi 2014: 66). Durch die Ableistung des Eids, durch Uniformen und Orden waren nichtmuslimische Beamte

Teil des Zivilbeamtentums. Aus diesem Grund galten in den Augen vieler europäischer Beobachter nichtmuslimische Beamte als „Türken“. Lady Layard, die Frau des britischen Botschafters in Istanbul, erwähnte in ihrem Tagebuch ein Abendessen am 15. Juli 1878 mit „11 Türken“, zu denen sie den Armenier Serkis Efendi und den griechisch-orthodoxen Albaner Savas Pascha zählte (Kunerlalp 2010: 121). Als er 1885 Gouverneur von Kreta war, wurde in einem britischen Bericht beschrieben, dass letzterer „seine religiöse Unparteilichkeit so weit getrieben hatte, dass allgemein von ihm gesagt wurde, er sei eher Türke als Christ“ (TNA, FO: 421/61). Tatsächlich diente Sava Pascha der muslimischen Kultur mehr als viele seiner türkischen Kollegen, da er breit und positiv rezipierte Bücher über die Theorie und Praxis des muslimischen Rechts verfasste: *Etude sur la théorie du droit musulman* (I-II, Paris 1892), *Le tribunal musulman* (Paris 1902), *Le droit musulman expliqué* (Paris 1896) (Kenanoğlu, 2009: 184).

Wie bei der Unterscheidung christlicher und jüdischer Namen traten durchgängig auch Schwierigkeiten beim Lesen und Transkribieren der Namen. Ayşe Özil hat vor kurzem beschrieben, wie im späten Osmanischen Reich im Kontext der griechischen Sprachstandardisierung und Alphabetisierung einerseits und den Erfordernissen der Bürokratisierung andererseits Personennamen zunehmend verschriftlicht, die Schreibweise jedoch nicht vereinheitlicht oder homogenisiert wurde. Die osmanische türkische Sprache modifizierte umgangssprachliche griechische Namen durch morphologische und phonetische Anpassung. Sie passte griechische Namen damit an die phonetischen Anforderungen der türkischen Sprache an. Osmanische Wiedergaben griechischer Namen beinhalteten die Substitution bestimmter Laute, Lambdazismen (Lautwandel) und Prothesen (Anfügen eines zusätzlichen Lautes am Wortanfang) (Ozil 2022). Diese Anpassungs- und Annahmeprozesse produzierten verschiedene Formen des gleichen Namens.

Ein anderes Problem waren die Wiederholungsakten. Das sind Zweitakten derselben Beamten, die während ihrer verschiedenen Ministerzugehörigkeiten mehr als einmal registriert wurden. Die offizielle Anzahl der vom Osmanischen Archiv in der Türkei (BOA) angegebenen Einträge lautet 51.698. Diese Zahl ist anzuzweifeln, weil die Register Duplikate enthalten und dadurch viele Fehlkalkulationen in vorherigen Studien verursacht wurden. Zum Beispiel überschätzte Carter V. Findley die Anzahl der in der osmanischen Bürokratie tätigen Beamten. Er hatte in seinem ersten Werk die Gesamtzahl der Berufsbeamten für das Osmanische Reich im Jahr 1900 auf 50.000 bis 100.000 geschätzt (Findley 1980: 65). Findley ermittelte diese Zahlen auf Grundlage des damals verfügbaren, handgeschriebenen und falsch dargestellten Inventars der Personalregister, wonach 92.000 Beamte registriert waren. Ein paar Jahre später präzisierte er seine Schätzung auf 35.000 Beamte (Findley 1989: 23). Die Generaldirektion des Osmanischen Archives erneuerte das Inventarverzeichnis Jahre später und zeigte, dass die Personalregister nur 51.698 Beamte enthielten. Doch wegen der erwähnten Wiederholungsakten ist diese neue und wiederum weit verbreitete Zahl auch nicht exakt. Nach meinen Rechnungen sind etwa drei Prozent der Akten Wiederholungsakten. Gemäß einer Überschlagsrechnung, die sich aus meiner Erfahrung mit den Quellen anstellen lässt, kann die Zahl der Beamten nicht mehr als 50.000 betragen haben.⁷

⁷ Wenn zehn von 313 (3,2 Prozent) der jüdischen Personalakten Wiederholungsakten sind und man diese Quote auf die Gesamtheit von 51.698 Akten überträgt, kommt man auf ungefähr 1.653 Duplikate. Deswegen runde ich die Gesamtzahl der Einträge in den Personalregistern auf 50.000 ab.

Da die Aufzeichnungen erst seit 1879 geführt wurden, gibt es keine Akten für die Beamten, die starben, bevor das Registrierungsverfahren begann. Wie oben erwähnt, waren Nichtmuslime zu Beginn der Bürokratisierungswelle in den 1840er Jahren in den neu eingerichteten Zweigen der Zentral- und Provinzregierung ernannt worden. Von den Beamten, die in den 1840er bis 1870er Jahren in den Staatsdienst eintraten, wurden nur noch die lebenden und nach 1879 in einem staatlichen Büro beschäftigten registriert. Diese Tatsache erklärt, warum die meisten Mitarbeiter in den Registern unter Abdülhamid II. (1876-1909) ernannte Beamte waren. Daher ist es nicht möglich, aus diesen Registern auf „den Niedergang des Kosmopolitismus und Egalitarismus in hamidischen Zeiten“ zu schließen; vor allem nicht mit einer sehr begrenzten Stichprobe von nur einem Ministerium, wie es Findley tat (Findley 1989: 266 ff.). Wie erwähnt wurden nach der Entthronung Abdülhamids II. im Jahr 1909 die Aufzeichnungen nicht mehr regelmäßig aktualisiert. Nach einer neuen Verordnung musste jedes Ministerium seine eigenen Register pflegen. Neuammeldungen wurden zwar ab und zu, jedoch ohne erkennbares Muster weitergegeben. Wie die folgenden Ergebnisse zeigen, wurde der Großteil des in den Registern aufgeführten Personals unter der Herrschaftszeit von Abdülhamid II. ernannt.

Einige Ergebnisse des Projekts

Mit meiner Studie konnte ich Merkmale der gesamten osmanischen Bürokratie der Hamidian-Ära herausarbeiten. Meinen Untersuchungen zufolge gab es etwa 3.000 nicht-muslimische Beamte, was sechs Prozent der 50.000 in den Registern eingetragenen Beamten entspricht. Davon werden 1.498 als Armenier, 1.036 als Griechen (*Rum*) und 303 als Juden (insgesamt 2.837) kategorisiert. Die übrigen Nichtmuslime umfassen Maroniten, Levantiner (*Latin milletinden*/Lateiner), Assyrer (*Süryani*), Chaldäer (*Keldani*), Melkiten, Franzosen, Polen, Walachen, Deutsche, Bulgaren, und lateinisch-katholische Albaner. Diese Randgruppen wurden aufgrund der geringen Fallzahl nicht in das Projekt einbezogen. Hier werden einige beispielhafte Daten bezüglich der armenischen, griechischen und jüdischen Beamten präsentiert. Der Älteste dieser Gruppe wurde 1803 geboren, der jüngste 1893; 1835 trat der erste dieser Gruppe ins Amt ein, 1914 der letzte.

Armenier

In den Registern wurden 1.498 Beamte als Armenier erfasst. Die Erwähnung, dass ein Beamter „Armenier“ war, bedeutete im bürokratischen Jargon, dass er Apostolischer/ Gregorianer war. 750 Beamte werden so bezeichnet (*ermen-i milletinden*, *ermen-i millet-i kadîmesinden*, *ermen-i kadîm milletinden*), 590 enthielten hingegen keine identifizierende Zeile. 155 der armenischen Beamten wurden als Katholiken (*ermen-i katolik milletinden* oder *katolik milletinden* mit deutlich armenischen Hintergründen) und drei als Protestanten (*protestan milletinden*) bezeichnet.

Diese Zahlen erfassen jedoch nicht alle Katholiken und Protestanten. Obwohl anzunehmen ist, dass diejenigen, deren Konfession nicht angegeben ist, größtenteils Gregorianer waren, geht aus den Namen, den Familien, denen sie angehören sowie den Geburtsorten und den besuchten Schulen hervor, dass eine beträchtliche Anzahl von ihnen katholisch gewesen sein dürfte. Außerdem gibt es eine Vielzahl von Akten, die

eine Korrektur zwischen den unteren Zeilen enthalten, in der vermerkt ist, dass der Beamte fälschlicherweise nicht als katholisch kategorisiert wurde.⁸ Familienangehörige konnten auch unterschiedlichen Konfessionen angehören. Eine sehr interessante Aufzeichnung über Konfessionen ist die von Simon Zeki aus Bagdad, Sohn des Kaufmanns Migirdiç Yuliyus: „Er ist uralt- [apostolischer] Armenier und sein Vater ein Protestant [*kendisi Ermən-i Kadim ve pederi Protestandır*].“⁹

Unter Berücksichtigung dieser Einschränkungen ergeben sich folgende statistische Daten: Von den 1.498 armenischen Beamten wurde der älteste 1816 und der jüngste 1893 geboren. Die Hälfte der armenischen Beamten wurde zwischen 1852 und 1870 geboren. Das durchschnittliche Geburtsjahr ist 1861.

Es gab 541 (37 Prozent) armenische Beamte, die mindestens neben Armenisch und Türkisch eine weitere Fremdsprache und 330 (22 Prozent), die zwei Fremdsprachen beherrschten. Etwa ein Viertel (363) der Beamten beherrschte hingegen außer Türkisch und Armenisch keine weitere Fremdsprache. Der Kenntnisstand der Sprachen wird in den Registern anhand einer breiten Skala eingestuft („vertraut“, „liest und schreibt“, „fortgeschritten“, „kompetent“ etc.). Generell lässt sich festhalten, dass die meistbeherrschte Fremdsprache mit 937 Sprechern Französisch war. Es folgen Griechisch (281), Englisch (182) und Arabisch (146).

Errechnet wurde auch das Alter, mit dem die armenischen Beamten in den Staatsdienst eintraten. Der jüngste Beamte begann im Alter von elf Jahren als Praktikant (*mülazemet*). Weitere vier Personen traten mit 13 und elf mit 14 Jahren in den Staatsdienst ein. Der älteste neuberufene Beamte begann mit 64 Jahren seinen Dienst. Dabei handelte es sich um einen Armenier, der in den Staatsrat gewählt wurde und nicht aus einer regulären Beamtenlaufbahn stammte. Die Hälfte der Beamten nahm den Dienst im Alter zwischen 20 und 28 Jahren auf, das Durchschnittsalter bei Amtsantritt lag bei 25 Jahren (Standardabweichung = 8).

Der erste in den Registern verzeichnete armenische Beamte trat 1838, der letzte 1913 in den Staatsdienst ein. Die größte Anzahl an Armeniern (je 51 Personen), die im selben Jahr in den Dienst eintraten, sind für die Jahre 1882 und 1885 nachweisbar.

Die Hälfte aller armenischen Beamten trat in den ersten achtzehn Jahren der Herrschaft von Abdülhamid II. (1876-1894) in die Bürokratie ein, ein Fünftel von ihnen wurde nach dem Massaker an den Armeniern von 1894 in die Bürokratie von Abdülhamid aufgenommen. Insgesamt begannen fast 70 Prozent aller armenischen Beamten ihre Karriere während der Regierungszeit von Abdülhamid II. Der Rückgang der armenischen Beschäftigung während der Regierungszeit Abdülhamid II. wird erst nach 1895 spürbar, und selbst die Zahlen für diesen Zeitabschnitt sind erheblich größer als für die vorangegangenen und folgenden Perioden. Mit anderen Worten, die goldenen Jahre der Beschäftigung von Armeniern in der Bürokratie waren während der Regierungszeit von Abdülhamid II. in den 1880er und 90er Jahren; und nicht Mitte der 1870er Jahren, wie Findley aus einer viel kleineren Stichprobe unter Verwendung derselben Quelle für denselben Zeitraum abgeleitet hat (Findley 1989: 95).

8 Andon Hekimyan trat 1871 in den Staatsdienst ein, und der Fehler in seiner Akte wurde erst nach 35 Jahren entdeckt: „Obwohl seine Sekte armenisch-katholisch war, wurde in der vom alten Standesamt der Stadtverwaltung erstellten und übermittelten Abschrift angegeben, dass er Armenier war, an der armenischen Grundschule studiert hatte, und das Wort ‚katholisch‘ versehentlich nicht geschrieben war [...]“ BOA, DH.SAİD.d 129/257.

9 BOA, DH.SAİD.d 138/199.

Jahre	Anzahl	Prozent
1835-1875	376	25,1
1876-1894	756	50,4
1895-1908	287	19,2
1909-1912	76	5,1
unbestimmt	3	0,2
gesamt	1.498	100,0

Tabelle 1: Eintritt der Armenier in den Staatsdienst (Quelle: eigene Berechnungen)

Aus den Registern kann darüber hinaus die wichtige Information abgeleitet werden, in welchen Ministerien die Beamten am häufigsten zu arbeiten begannen. Die meisten Armenier wurden in das Post- und Telegrafenministerium berufen (18 Prozent), gefolgt vom Finanz- (12,5 Prozent) und Innenministerium (9,7 Prozent).

Ministerium	Anzahl	Prozent
Ministerium für Post und Telegrafie (Posta ve Telgraf Nezâreti)	270	18,0
Finanzministerium (Mâliye Nezâreti)	187	12,5
Innenministerium (Dâhiliye Nezâreti)	146	9,7
Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten (Nâfia ve Ticâret Nezâreti)	134	9,0
Munizipalrat (Belediye)	118	7,8
Zollverwaltung (Rüsûmât Emâneti)	110	7,3
Justizministerium (Adliye ve Mezâhib Nezâreti)	109	7,3
Außenministerium (Hâriciye Nezâreti)	103	6,9
Staatsschuldenverwaltung (Duyûn-i Umûmiye İdâresi + Rüsum-i Sitte)	77	5,0
Ministerium der kaiserlichen Schatzkammer (Hazine-i Hâssa-i Nezâreti)	39	2,6
Ministerium für Forst, Bergbau und Landwirtschaft (Orman ve Meâdin ve Ziraat Nezâreti)	39	2,6
Bildungsministerium (Maarif Nezâreti)	38	2,5
Landwirtschaftsbank (Zirâat Bankası)	30	2,0
Polizeiministerium (Zabıtiye Nezâreti)	42	2,8
Ministerium für Militärangelegenheiten (Seraskerlik + Harbiye Nezâreti)	15	1,0
Société de la Régie Cointeressée de Tabacs de L'Empire Ottoman (Reji + Duhân İnhisâri)	14	0,9
Grundbuch- und Katasterverwaltung (Defter-i Hâkâni Nezâreti)	6	0,4
Ministerium der Marine (Bahriye Nezâreti)	6	0,4
Staatsrat (Şûrâ-yı Devlet + Divân-ı Ahkâm-ı Adliye)	4	0,2
Miisterium für Stiftungen (Evkâf Nezâreti)	3	0,2
andere	8	0,5
gesamt	1.498	100,0

Tabelle 2: Ministerien der Erstberufung (Quelle: eigene Berechnungen)

Griechen (Rum)

Die Bezeichnung *Rum* in den Registern bezieht sich nicht nur auf der griechisch-orthodoxen Kirche zugehörige Bulgaren, Albaner, Serben und Walachen vor ihrer Emanzipation aus dem Ökumenischen Patriarchat in der Fener-Nachbarschaft von Istanbul. Die Bezeichnung *Rum Katolik*, *Rum Ortodoks*, oder *Rum Melkit*¹⁰ bezeugt vor allem die Mehrdeutigkeit des Begriffs *Rum* im osmanischen Staatsjargon. Die ethno-religiöse Identifizierung des Begriffs, die ihn auf alle orthodoxen Gemeinschaften und späteren orthodoxen Griechen des Reiches beschränkt, scheint demgegenüber nur eine Facette von *Rum* zu sein. Deshalb lässt sich *Rum* nicht einfach mit „Griechen“ übersetzen. *Rum* hat einen weiteren Bedeutungsraum sowohl jenseits des Griechentums als auch jenseits der Orthodoxie.

In den *Sicill-i Ahval*-Registern sind 647 Personen als „*Rum milletinden*“ registriert, 43 als orthodox (*Rum Ortodoks milletinden*) und 40 als katholisch (*Rum Katolik milletinden*).¹¹ Es gibt noch weitere 306 Personen, deren *millet* nicht definiert wird, aber deren andere Angaben darauf hinweisen, dass sie zur *Rum milleti* gehören. Insgesamt ergibt dies also 1.036 Personen. Diese Zahlen spiegeln jedoch immer noch nicht alle Konfessionen exakt wider. Obwohl diejenigen, deren Konfession nicht angegeben ist, größtenteils Orthodoxe waren, geht aus ihren Namen, Familien, Geburtsorten und Schulen hervor, dass sie auch katholisch gewesen sein können. Letztlich spiegeln die Zahlen insofern die konfessionelle Verteilung nicht korrekt wider, da die Register auf den Aussagen der Beamten beruhen und diese ihre Konfession oft nicht angaben.

Von den 1.036 griechischen Beamten wurde der älteste 1803 und der jüngste 1891 geboren. Die Hälfte der Beamten wurde zwischen 1853 und 1873 geboren. Das früheste Eintrittsalter der *Rum*-Beamten in den Dienst betrug 11 Jahre (eine Person), dann 12 Jahre (eine Person) und 13 Jahre (fünf Personen). Laut den Aufzeichnungen in den *Sicill-i Ahval*-Registern war die älteste Person, die in den Staatsdienst eingetreten ist, 67 Jahre alt. Ähnlich wie im Fall des spätberufenen Armeniers wurde diese eigentlich außerhalb des Staatsdiensts tätige Person zum Mitglied des Staatsrates ernannt. Die Hälfte der Beamten aber hat den staatlichen Dienst im Alter zwischen 21 und 29 Jahren aufgenommen. Das durchschnittliche Eintrittsalter der Beamten lag bei 26 Jahren (Standardabweichung = 7).

Bei 1.027 der 1.036 griechischen Beamten ist das Eintrittsjahr bekannt. Die erste Person nahm 1835, die letzte 1912 den Dienst auf. 1895 war das Jahr mit den meisten Eintritten in den öffentlichen Dienst (36 Personen). Die Hälfte der Beamten absolvierte den Dienst zwischen den Jahren 1880 und 1899. Mehr als drei Viertel von ihnen wurden während der Regierungszeit von Sultan Abdülhamid II. Beamte. Auch hier gilt, dass die Blütezeit der *Rum* in der Bürokratie während der Regierungszeit von Abdülhamid II. war und nicht in den 1860er Jahren, wie Findley behauptete (Findley 1989: 95).

10 Acht Personen die als „*Rum Melkit Katolik milletinden*“ bezeichnet wurden, habe ich – ähnlich wie einige andere kleinere Ostkirchen – nicht in die totale Zahl (1.036) der Rum eingerechnet: 21 Levantens (*Latin milletinden*, *Latin Katolik milletinden*); 20 Assyrier (*Süryani milletinden*, *Süryani-i Kadim milletinden*, *Süryani Katolik milletinden*); 19 Chaldäer (*Keldani milletinden*, *Keldani Katolik milletinden*); 18 Maroniten (*Maruni Katolik milletinden*, *Maruni milletinden* oder *taifesinden*). Beamte mit französischer (18), polnischer (10), deutscher (5), und griechischer (1) Staatsangehörigkeit sind auch nicht eingeschlossen, sowie Walachen (5), katholische Albanier (4) und Bulgaren (4) (*Bulgar milletinden*).

11 Anders als die römischen Katholiken praktizierten die Mitglieder der rum-katholischen Kirche nicht nach dem römischen Ritus, sondern nach der rum/byzantinischen Tradition der Ostkirche.

Jahr	Anzahl	Prozentsatz
1835-1875	193	18,6
1876-1893	433	41,8
1894-1908	346	33,4
1909-1912	55	5,3
unbestimmt	9	0,9
gesamt	1.036	100,0

Tabelle 3: Eintritt der Rum in den Staatsdienst (Quelle: eigene Berechnungen)

Der Großteil dieser Beamten begann die Laufbahn im Finanzministerium (17,2 Prozent). Weitere wichtige Einstiegs-Institutionen waren für sie das Post- und Telegrafeministerium (15,3 Prozent) sowie die Munizipalräte (10,6 Prozent).

Ministerium	Anzahl	Prozent
Finanzministerium (Mâliye Nezâreti)	178	17,2
Ministerium für Post und Telegrafie (Posta ve Telgraf Nezâreti)	158	15,3
Munizipalrat (Belediye)	110	10,6
Justizministerium (Adliye ve Mezâhib Nezâreti)	103	9,9
Innenministerium (Dâhiliye Nezâreti)	93	9,0
Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten (Ticâret ve Nâfia Nezâreti)	62	6,0
Zollverwaltung (Rüsûmât Emâneti)	62	6,0
Außenministerium (Hâriciye Nezâreti)	53	5,1
Staatschuldenverwaltung (Duyûn-i Umûmiye İdâresi)	50	4,8
Bildungsministerium (Maârif Nezâreti)	35	3,4
Polizeiministerium (Zabıtiye Nezâreti)	21	2,0
Ministerium der kaiserlichen Schatzkammer (Hazine-i Hâssa-i Şâhâne Nezâreti)	18	1,7
Ministerium für Forst, Bergbau und Landwirtschaft (Orman ve Meâdin ve Ziraat Nezâreti)	11	1,1
Société de la Régie Cointeressée de Tabacs de L'Empire Ottoman (Reji Şirketi)	11	1,1
Landwirtschaftsbank (Zirâat Bankası)	10	1,0
Ministerium für Militärangelegenheiten (Seraskerlik)	6	0,6
Ministerium für Stiftungen (Evkaf Nezareti)	3	0,3
Andere	45	4,2
unbekannt	7	0,7
gesamt	1.036	100,0

Tabelle 4: Ministerien der Erstberufung (Quelle: eigene Berechnungen)

Juden

In den Personalregistern sind 303 jüdische Beamten verzeichnet. Der älteste von ihnen wurde 1821 geboren, der jüngste 1892. Die Hälfte aller jüdischen Funktionäre in den Registern wurde zwischen 1864 und 1879 geboren. Vergleicht man die Geburtsjahre aller drei nichtmuslimischen Gruppen, lässt sich sagen, dass Juden Nachzügler in der osmanischen Beamtenchaft waren; sie gehörten einer jüngeren Generation an.

Es gibt nur 24 Juden (acht Prozent) in den Registern, die vor der Ära Abdülhamids II. in den öffentlichen Dienst eingetreten sind. Der früheste Eintritt erfolgte 1848. Dies spricht ebenfalls für eine Verzögerung bei der jüdischen Rekrutierung, wahrscheinlich aufgrund der späten Einführung moderner Schulbildung in der osmanischen jüdischen Gemeinde, die auf starken Widerstand der traditionellen religiösen Mehrheit zurückzuführen ist.¹²

Jahr	Anzahl	Prozent
1848-1875	28	9,2
1876-1908	251	82,8
1909-1912	20	8,0
gesamt	303	100,0

Tabelle 5: Eintritt der Juden in den Staatsdienst (Quelle: eigene Berechnungen)

Viele Beamte sind jedoch nicht als zur jüdischen *millet* gehörend gekennzeichnet. Dennoch können sie aufgrund ihrer jüdisch klingenden Namen, der Namen ihrer Väter oder der von ihnen besuchten Schulen und der von ihnen beherrschten Sprachen als Juden identifiziert werden. Von den 303 Beamten trifft dies auf 50 Personen (16,5 Prozent) zu. Von den übrigen wurden 207 (68 Prozent) in der Zeile ihrer Religionszugehörigkeit als *Musevi* (Mosaisch) bezeichnet, während 41 (13,5 Prozent) als *Yahudi* bezeichnet wurden.

Die osmanische jüdische Gemeinde umfasste Sephardim, Aschkenasim, Italiener, Romanen, Arabisch- und Aramäisch sprechende Juden sowie Karaiten und Samariter. Interessanterweise werden spezifische Konfessionsnamen nur für die letzten beiden Gemeinden verwendet: Zwei werden als *Karai Musevi* bezeichnet, eine als *Musevi Karai*, eine als *Karai Yahudi*,¹³ und eine weitere als *Samiri*.¹⁴ Diese Zuschreibungen als *Yahudi* oder *Musevi* scheinen zufällig erfolgt zu sein. Einige Aufzeichnungen verwenden beide Wörter in derselben Zeile und bezeichnen den Beamten als *Musevi* und seinen Vater als *Yahudi*.¹⁵

Etwa 68 Prozent der Akten jüdischer Beamter enthalten Angaben zum Beruf des Vaters. Es scheint, dass die in den Staatsdienst eingetretenen Juden aus dem wohlhabenderen, urbanisierten Segment ihrer Gemeinde stammten. Bis zu 71 Prozent waren Söhne wohlhabender Väter, die es als Kaufleute (32,5 Prozent), Handwerker (27,2 Prozent) oder Bankiers (11,2 Prozent) zu einem Wohlstand gebracht hatten. Wie Jacob

12 Die Konfrontation wird verallgemeinert als eine zwischen den religiösen und den Laienfraktionen, wobei die Lager als „*loussavorial* (éclairés)“ und „*khavarial* (obscurantistes)“ bezeichnet werden, vgl. Benbassa/Rodrigue 1993: 157.

13 Karaiten lebten für mehr als tausend Jahre in Istanbul und folgten dem Karaismus, einer Bewegung, die Texte ablehnte, die der hebräischen Bibel nachträglich hinzugefügt wurden. Alle vier Karaiten gaben an, Griechisch (*Rumca*) zu sprechen, was sich auf Karaïtica (auch Karaeo-Griechisch oder Judäo-Griechisch genannt) bezieht, gesprochen von allen (Griechisch-)Karaiten Istanbuls. Es gibt viele Anzeichen dafür, dass diese vier Beamten einander gekannt haben könnten. So besuchten sie alle Schulen in Hasköy, dem Hauptviertel von Karaiten in Istanbul. Interessanterweise arbeiteten alle bis auf einen in derselben Abteilung des Außenministeriums, der Direktion für konsularische Angelegenheiten (*Umûr-ı Şehbenderi Müdiriyeti*).

14 Samariter gehören einer kleinen ethnisch-religiösen Gruppe an, die in Nablus lebt und die samaritanische Tora als die ursprüngliche ansieht.

15 „*Musevi Hayim Efendi*, Yahudi milletinden Danyal nam kimesnenin oğludur“, DH.SAİD.d , 40/11.

Landau für den ägyptischen Fall anmerkt, begannen einige Juden im Rahmen der Bildungsexpansion in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, sich für Karrieren außerhalb ihrer traditionellen Berufe zu entscheiden (Landau 1969: 11).

Als obligatorische Arbeitssprache der Bürokratie war osmanisches Türkisch die einzige Sprache, deren Beherrschung bei allen jüdischen Beamten in den Personalakten verzeichnet war. Die Hälfte der Einträge erwähnt die Kenntnis der „jüdischen“ Sprache (*Yahudice* oder *Musevice*), während ein weiteres Drittel ihre Sprache als Spanisch angibt (*İspanyolca*). Sowohl „jüdisch“ als auch „spanisch“ beziehen sich auf Judäo-Spanisch oder Ladino. „Jüdisch“ war der Ausdruck, der unter Türken für die Muttersprache der Sefardim verwendet wurde, welches unter den Juden iberischer Herkunft nach ihrer Vertreibung aus Spanien im 15. Jahrhundert im Osmanischen Reich gesprochen wurde. Dieses eigentümliche Spanisch wurde später auch unter nicht-sephardischen Juden des Reiches zur vorherrschenden Sprache. Judäo-Spanisch begann mit im Laufe des 19. Jahrhunderts an Bedeutung zu verlieren, da die Unterrichtssprache in den Allianceschulen Französisch war. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts brachte der Aufstieg der französischen Sprache das sprachliche Gleichgewicht in der jüdischen Gemeinde aus dem Gleichgewicht (Ortaylı 2004: 4 f.). Abgesehen von Ladino und Hebräisch war Französisch die bekannteste Sprache auch unter den jüdischen Beamten. Nur rund 17,5 Prozent besaßen hier keinerlei Kenntnisse. Dieser Prozentsatz war mit 30,4 Prozent bei den Griechen und 33,3 Prozent bei den Armeniern deutlich höher.

Die hebräische Sprache (*Ibranice*) war 59 jüdischen Beamten bekannt (19 Prozent). Während der Gebrauch der „heiligen Sprache“ in der Regel fast ausschließlich auf Synagogengebete beschränkt war, erlebte Hebräisch im 19. Jahrhundert unter den osmanischen Juden eine Renaissance. Bücher und Zeitungen – beginnend mit Or-Israël, gegründet 1854 in Istanbul – wurden auf Hebräisch gedruckt, und die Sprache wurde in den Lehrplan der Schulen eingeführt (Keren 2011: 227 f.; Karmi 1996: 60).

Nach Französisch war die zweitbekannteste Sprache unter jüdischen Beamten Griechisch (*Rumca*), die Hauptsprache der Romanioten, der romanischen Juden. Die griechischsprachigen Juden lebten mehrheitlich in jenen Provinzen, in denen auch die griechische Minderheit stark repräsentiert war. Auch Arabisch war eine Muttersprache vieler Juden. Viele arabischsprachige Juden (26 von insgesamt 79) stammten aus westlichen, nicht arabisch besiedelten Provinzen. Hierbei spielte eine Rolle, dass die Kenntnis des Arabischen und Persischen einen integralen Bestandteil der klassischen osmanischen Kultur darstellte und gerade von wohlhabenden Familien gepflegt wurde. Auch Nichtmuslime stellten Privatlehrer ein, um ihren Kindern diese Sprachen beizubringen.

Ministerium	Anzahl	Prozent
Ministerium für Post und Telegrafie (Posta ve Telgraf Nezâreti)	67	22,1
Munizipalräte (Belediye)	46	15,2
Finanzministerium (Mâliye Nezâreti)	41	13,5
Außenministerium (Hâriciye Nezâreti)	33	10,9
Innenministerium (Dâhiliye Nezâreti)	22	7,3
Justizministerium (Adliye ve Mezâhib Nezâreti)	18	5,9
Zollverwaltung (Rüsûmât Emâneti)	18	5,9
Bildungsministerium (Maarif Nezareti)	11	3,6
Staatschuldenverwaltung (Duyûn-i Umûmiye İdâresi)	11	3,6

Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten (Ticâret ve Nâfia Nezâreti)	8	2,6
Landwirtschaftsbank (Zirâat Bankası)	6	2,0
Ministerium für Forst, Bergbau und Landwirtschaft (Orman ve Meâdin ve Zirâat Nezâreti)	5	1,7
Polizeiministerium (Zabıtiye Nezareti)	4	1,3
Ministerium der kaiserlichen Schatzkammer (Hazine-i Hâssa-i Şâhâne Nezâreti)	3	1,0
Ministerium für Militärangelegenheiten (Seraskerlik)	3	1,0
Ministerium für Marineangelegenheiten (Bahriye Nezâreti)	2	0,7
Staatsrat (Şurâ-yı Devlet)	2	0,7
andere	3	1,0
gesamt	303	100,0

Tabelle 6: Ministerien der Erstberufung jüdischer Beamten

(Quelle: eigene Berechnungen)

Laut Tabelle zur Ministeriumszugehörigkeit unterschied sich die Verteilung der Einstiegsinstitutionen bei den jüdischen Beamten nur marginal von jener der Griechen und Armenier. An erster Stelle stand das Post- und Telegrafenministerium (22,1 Prozent), gefolgt von den Munizipalräten (15,2 Prozent) in den örtlichen Gemeinden und dem Finanzministerium (13,5 Prozent). Man kann mit hoher Sicherheit davon ausgehen, dass die Ministerien der Erstberufungen auch für Muslime ähnliche Prozentsätze aufweisen. Leider liegen entsprechende gesicherte Forschungsergebnisse aber noch nicht vor.

Fazit

Ein wichtiger Aspekt der Regierungszeit von Sultan Abdülhamid II. (1876-1909) war die zunehmende Rekrutierung von Christen und Juden in den florierenden öffentlichen Dienst des osmanischen Staates. Sie traten in den öffentlichen Dienst ein, indem sie vor ihren zuständigen Ministern und hochrangigen Beamten einen Eid auf das Alte und Neue Testament leisteten wie die Muslime auf den Koran. Während der christlichen Feiertage waren die Büros geschlossen. Nichtmuslimische Beamte und Persönlichkeiten in den Provinzen trugen während ihrer religiösen Feiertage offizielle Kleider, die ihre Ränge und Medaillen zeigten. Meine statistische Datenanalyse ermöglicht es, bestimmte Verallgemeinerungen über den sozialen und Bildungshintergrund, die Beschäftigungsmuster und den beruflichen Werdegang dieser Bürokraten zu formulieren. Dies trifft trotz der benannten Schwierigkeiten mit den Quellenbeständen bezogen zum Beispiel auf nicht gesicherte konfessionelle Zuordnung der Beamten zu.

Die Ergebnisse sind sowohl für die Situation der osmanischen Bürokratie im Allgemeinen als auch für die soziale Herkunft, den Bildungsstand und die Karrierewege der Nichtmuslime in dieser Bürokratie von Bedeutung. In diesem Aufsatz wurden einige Schlussfolgerungen vorgestellt, die bisherige Erkenntnisse zu religiösen Minderheiten in der osmanischen Bürokratie in Frage stellen. Insbesondere wurde nachgewiesen, dass die große Mehrheit der christlichen und jüdischen Beamten in den Registern erstmals unter dem sogenannten „islamistischen“ Sultan Abdülhamid II. ernannt worden waren. Darüber hinaus haben die Tabellen zu den Erstberufungen gezeigt, dass nur wenige Nichtmuslime ihren Staatdienst im Auswärtigen Amt begonnen haben. Daraus

lässt sich schließen, dass die Fachliteratur die Zahl und Bedeutung von Nichtmuslimen im Außenministerium überbetont (zum Beispiel Davison 1982: 326; Shaw 208). Es waren vielmehr die Ministerien für Finanzen und die Post- und Telegrafie, die die wichtigste Rolle für die *Millet*-Mitglieder in der osmanischen Beamenschaft spielten. Bemerkenswert ist die hohe Zahl von Nichtmuslimen, die in den Kommunikationssektor berufen wurde. Junge nichtmuslimische Absolventen, die an den Abschlussprüfungen in ihren Schulen teilnahmen, wurden von hochrangigen osmanischen Beamten für den Dienst in den Telegrafenämtern ausgewählt. Die Ausweitung des Telegrafendienstes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die arabische, armenische, griechische und jüdisch-spanische Sprache spielte hierbei eine wichtige Rolle. Diejenigen Beamten, die ihre ersten Anstellungen in Gemeinden bzw. Munizipalräten hatten, waren eigentlich Ärzte, die die kaiserliche Schule für Zivilmedizin (*Mekteb-i Tibbiye-i Mülkiye-i Şâhâne*) absolviert hatten. Die Absolventen dieser Hochschule mussten die ersten fünf Jahre ihrer ärztlichen Tätigkeit im obligatorischen Staatsdienst ableisten. Der Staat berieb sie als Stadtärzte (*belediye tabibi*) in entfernte Winkel des osmanischen Reiches.

Beamte entwickelten einen Korpsegeist und kultivierten eine Art Klassenbewusstsein, das sich in dem Anspruch manifestierte, das Wesen des Osmanentums zu repräsentieren und eine besondere soziale Gruppe, wenn nicht sogar eine „osmanische Klasse“ zu sein. Nichtmuslimische Beamte orientierten ihr Selbstverständnis nicht in erster Linie an religiösen, ethnischen oder nationalen Markern. Häufig hatten die Beamten mehr Gemeinsamkeiten und Verbindungen mit Kollegen als mit Glaubensbrüdern. Der Wettbewerb um den Zugang zu Staatsämtern wirkte integrativ, weil hier Bildung und Fachwissen, persönliche Netzwerke sowie Mäzenatentum bei Beschäftigung und Beförderung die Hauptrolle spielten und nicht Kollektividentitäten.

Die offiziellen Institutionen des Osmanischen Reiches des 19. Jahrhunderts verfügten über keine eigenständige Instanz, die Beamte nach historischen oder demografischen Kriterien auswählte. Die Bürokratie operierte nicht mit religiösen Quoten. Daher wurde Repräsentation im osmanischen öffentlichen Dienst anders als in den politischen und beratenden Gremien des Reiches einschließlich seiner Parlamente und Zentral- und Provinzräte nicht zu einem Thema.

Während des 19. Jahrhunderts erlebte das Osmanische Reich ein massives Staatsbildungsprojekt und damit einhergehend eine Ausweitung staatlicher Funktionen. Für die Behörden zählten Bildung und Fachwissen mehr denn je, und dies trug dazu bei, dass praktisch jedem unabhängig von seiner religiösen Herkunft die Türen zum öffentlichen Dienst offenstanden. Dessen ungeachtet spielten traditionelle Eliten-Netzwerke sowie Patronage und Vetternwirtschaft bei der Verteilung von Ämtern und Beförderungen weiterhin eine zentrale Rolle. Daher ist jeder Versuch, die nichtmuslimischen Beamten des Osmanischen Reiches als eine homogene Personengruppe zu untersuchen, methodisch problematisch. Es ist nicht zielführend, diese Beamten strikt mit ihrer Glaubensgemeinde in Verbindung zu bringen oder automatisch davon auszugehen, dass sie jederzeit repräsentativ für ihre Konfessionsgemeinschaft waren. Repräsentative Bürokratie auf der Grundlage von Quotensystemen war nicht das treibende Motiv der hier untersuchten Epoche.

Diese Erkenntnisse über die nichtmuslimischen Beamten spiegeln wahrscheinlich eher die Struktur der breiteren osmanischen Bürokratie wider als diejenige ihrer konfessionellen Gruppen. Unterschiede in Klasse, Bildung, Politik und Konfession müssen bei der Beurteilung der Beamten berücksichtigt werden. Ein zu starker Fokus auf das

Gesamtbild unterschlägt die Signifikanz der Einzelfälle. Die in den letzten zwei Jahrzehnten der Hamidischen Verwaltung so minutiös geführten offiziellen Personalakten geben hier informative Einblicke in die Bedeutung christlicher und jüdischer Beamter sowohl als Gruppe als auch als Einzelpersonen.

LITERATUR

- Balcı, Sezai und Ahmet Yadi (2014): *Osmanlı Bürokrasisinde Yahudiler*. İstanbul: Libra.
- Benbassa, Esther und Aron Rodrigue (1993): *Juifs de Balkans. Espaces Judéo-Iberiques, XIV-XX Siècles*, Paris: La Découverte.
- Braude, Benjamin und Bernard Lewis (Hg.) (1982): *Christians and Jews in the Ottoman Empire: The Functioning of a Plural Society*. The Central lands, Bd. 1, Teaneck: Holmes & Meier Publishers.
- Brubaker, Rogers und Frederick Cooper (2000): Beyond „Identity“. In: *Theory and Society*, 29, Heft 1, 1-47. <https://doi.org/10.1023/A:1007068714468>
- Burke, Peter und Jan E. Stets (2009): *Identity Theory*. New York: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780195388275.001.0001>
- Davison, Roderic H. (1982): The Millets as Agents of Change in Nineteenth-Century Ottoman Empire. In: Benjamin Braude und Bernard Lewis (Hg.): *Christians and Jews in the Ottoman Empire. The Central lands*, Bd. 1, New York: Holmes & Meier Publishers, 319-337.
- Findley, Carter V. (1980): *Bureaucratic Reform in the Ottoman Empire: The Sublime Porte, 1789-1922*. Princeton: Princeton University Press.
- Findley, Carter V. (1989): *Ottoman Civil Officialdom: A Social History*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400860111>
- Karmi, Ilan (1996): *The Jewish Community of Istanbul in the Nineteenth Century*. İstanbul: ISIS.
- Kenanoğlu, Macit (2009): Sava Paşa (1832-1904). İslâm hukukuna dair eserleriyle tanınan Osmanlı devlet adamı, in: *Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi*, 36, 183-184. Online: <https://islamansiklopedisi.org.tr/sava-pasa> (30.10.2023).
- Keren, Zvi (2011): *The Jews of Rusçuk: from periphery to capital of the Tuna Vilayeti*. İstanbul: Isis Press.
- Kılıç, Musa (2012): *Sicill-i Ahval Kayıtlarına Göre II. Abdulhamid Dönemi Osmanlı Bürokrasisinde Yahudi Memurlar*, in: *Ankara Üniversitesi Osmanlı Tarihi Araştırma ve Uygulama Merkez Dergisi*, 31, 129-155. https://doi.org/10.1501/OTAM_0000000593
- Kırmızı, Abdulhamit (2014): *Experiencing the Ottoman Empire as a Life Course*: Ferid Pasha, Governor and Grandvizier (1851-1914). In: *Geschichte und Gesellschaft*, 40, Heft 1, 42-66. <https://doi.org/10.13109/gege.2014.40.1.42>
- Kırmızı, Abdulhamit (2007): *Osmanlıcılık ile Milliyetçilik Arasında Hamidiye Bürokrasisinin Ermeni Memurları*. In: M. Metin Hülagu, Süleyman Demirci, Şakir Batmaz und Gülbadi Alan (Hg.): *Hosgörü Toplumunda Ermeniler. Türk Ermeni ilişkileri örneği*, Bd. 1, Kayseri: Erciyes Üniversitesi, 69-80.
- Kuneralp, Sinan (Hg.) (2010): *Twixt Pera and Therapia: The Constantinople Diaries of Lady Layard*. İstanbul: ISIS. <https://doi.org/10.31826/9781463233501>
- Landau, Jacob M. (1969): *Jews in Nineteenth-Century Egypt*. New York: New York University Press.
- Lewis, Bernard (1984): *The Jews of Islam*. Princeton: Princeton University Press.
- Makdisi, U. (2019): *Age of coexistence: The ecumenical frame and the making of the modern Arab world*. Oakland: University of California Press.. <https://doi.org/10.1525/9780520971745>
- Maleševic, Siniša (2003): Researching social and ethnic identity: A sceptical view. In: *Journal of Language and Politics*, 2, Heft 2, 265-287.
- Maleševic, Siniša (2006): *Identity as Ideology: Understanding Ethnicity and Nationalism*. Basingstoke: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1075/jlp.2.2.05mal>

- Ortaylı, İlber (2004): Ottoman Jewry and the Turkish Language. In: İlber Ortaylı (Hg.): Ottoman Studies. İstanbul: İstanbul Bilgi University, 6-8.
- Özil, Ayşe (2022): Greek personal names and the question of personal identification in the late Ottoman Empire: a social historical approach. In: Turkish Historical Review, 13, Heft 3, 399-417. <https://doi.org/10.1163/18775462-bja10033>
- Philliou, Christine (2008): The Paradox of Perceptions: Interpreting the Ottoman Past through the National Present. In: Middle Eastern Studies, 44, Heft 5, 661-675. <https://doi.org/10.1080/00263200802285385>
- Sarıyıldız, Gülden, (2009): Sicill-i Ahvâl Defterleri. Osmanlılar'da devlet memurlarının sicil kayıtlarını içine alan defterlerin adı. In: Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi, 37, 134-136. Online: <https://islamansiklopedisi.org.tr/sicill-i-ahval-defterleri> (30.10.2023).
- Verboven, Koenraad, Myriam Carlier und Jan Dumolyn (2007): A short manual to the art of prosopography. In: Katharine Keats-Rohan (Hg.): Prosopography approaches and applications. A handbook, Oxford: Unit for Prosopographical Research Linacre College, 35-70.

QUELLEN

- Başkanlık Osmanlı Arşivi (BOA) [Präsidiales Osmanisches Archiv]. DH.SAİD.d (*Dâhiliye Nezâreti Sicill-i Ahvâl Komisyonu Defterleri*)
- The National Archives (TNA), FO 421/61, Inclosure 7 in No. 82, Consul Sandwith to Sir White, Canea, Crete, June 6, 1885.

Zusammenfassung

Mit Fokus auf den Staatsdienst von Nichtmuslimen liefert dieser Beitrag eine quantitative prosopographische Studie über die osmanische Beamenschaft im 19. Jahrhundert. Die Anstellung nichtmuslimischer Beamter in der Zentral- und Provinzverwaltung war eines der eigentümlichsten Merkmale der expandierenden modernen osmanischen Bürokratie. Muslime, Christen und Juden teilten einen Geist der Kollegialität in einem multikonfessionellen Arbeitsumfeld. Sie waren in den Diensten eines Staates, der auf anderen als ethnischen oder nationalen Grundlagen aufbaute. Der derzeit vorwiegende Fokus auf monolithische Identitäten macht es allerdings schwer, die vergangene soziale Realität dieser Beamten eines Reiches mit multivalenten Identitäten zu studieren. Anderseits wurde die Rolle von Christen und Juden in der osmanischen Verwaltung bislang nicht gründlich unter Einbezug von quantitativen Methoden und Archivmaterialien geprüft und blieb daher nur anekdotischer Natur. Aber wie hoch waren ihre Anzahl und ihr Prozentsatz? Wie hoch waren die jeweiligen Anteile der armenischen, griechischen und jüdischen Beamten? Welche Konfession hatte unter ihnen die Mehrheit? Aus welchen sozialen Schichten kamen sie, und wo haben sie ihre Karriere in der Bürokratie begonnen? Vor dem Hintergrund dieser Fragen nimmt diese Untersuchung nichtmuslimische Beamte in der Gesamtheit mit quantitativen Methoden in den Blick. Hauptquelle sind die Osmanischen Personalregister, die zwischen 1879 und 1914 in 201 Bänden Akten von etwa 50.000 Personen enthalten. Sie sind nützlich, um Muster und Trends innerhalb des Beamtentums zu erkennen, und vermitteln durch eine quantitative Analyse Einblick in den historischen Kontext, in dem die Beamten lebten.

Tornisterkinder

Österreichische Identität im Wandel von der Monarchie zur Republik

Tamara Scheer

Einleitung

Welches Territorium mit welcher Regierungsform unter Österreich zu verstehen ist, wandelte sich im Verlauf des Besprechungszeitraums. Bis 1804 bezeichnete der Begriff Österreich vor allem jene Länder, die direkt von den Habsburgern unter unterschiedlichen Titeln regiert und verwaltet wurden. Da diese Herrscherfamilie auch die Kaiserwürde des Heiligen Römischen Reiches besaß, wurde der Begriff oftmals als Abgrenzung verstanden. Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches entstand 1804 das Kaiserreich Österreich, das zentral von Wien aus regierte wurde. Dieses Österreich wandelte sich 1867 mit dem Ausgleich mit Ungarn zur so genannten Doppelmonarchie. Die von Habsburg regierten Ländern wurden zweigeteilt: in das kaiserliche Österreich und das Königreich Ungarn. Beiden gemein war die Person des Herrschers. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs entstand aus einem Teil der „Konkursmasse“ die Republik Österreich. Dieses Österreich hatte zwar Wien als ehemaligen Reichs- und Residenzzentrum noch als Hauptstadt, aber setzte sich nurmehr aus einigen wenigen ehemaligen Kronländern bzw. Teilen davon zusammen.

Gerade die lange zurückreichende imperiale Prägung Österreichs führte zu einer starken Binnenmigration der von Sprache, Ethnie und Religion so diversen Bevölkerung. Die imperialen Autoritäten blickten oftmals auf eine wiederkehrende berufliche Migration, die dazu führte, dass die Ehefrau einer anderen Nationalität entstammte und die Kinder in den unterschiedlichsten Gegenden zur Welt kamen und zur Schule gingen. Dies traf nicht nur, aber insbesondere auf die Militärangehörigen zu, weshalb sie es auch waren, denen der Begriff Tornisterkind in erster Linie zugeschrieben wurde.

Dieser Beitrag strebt an, am Begriff „Tornisterkind“ aufzuzeigen, wie sehr imperiale Biographien durch kollektive Diskurse geformt wurden, wie diese Diskurse das Bild von Imperium mitgestalteten und wie gleichzeitig verschiedene Bezugsrahmen miteinander konkurrierten. Zu diesen Bezugsrahmen zählten „Nation“ und „Imperium“, vorangegangene Epochen ebenso wie zeitgenössische politische Verhältnisse und Wunschvorstellungen für die Zukunft. Auch die Rolle des Militärs wandelte sich mehrmals im Laufe des in diesem Beitrag untersuchten Zeitraums von mehr als einhundert Jahren. Die Quellenanalyse ergab vor diesem Hintergrund folgende Periodisierung der Begriffsentwicklung: das „Vormärz-Tornisterkind“ (bis 1867), das „Ausgleichs-Tornisterkind“ (1867-1918) und das „Umbruchs-Tornisterkind“ (ab 1918). Die jeweiligen politischen Bezugsrahmen und die Organisation der Armee sind immer eingangs in den Kapiteln besprochen, um Brüche und Wandel deutlich zu machen.

Eine Begriffsgeschichte

Der Begrif des „Tornisterkindes“ taucht wiederkehrend in der wissenschaftlichen Literatur auf, zumeist nur als Zuschreibung, seltener mit erklärenden Merkmalen. István Deák, der eines der Grundlagenwerke zur k.u.k. Armee veröffentlicht hat, schreibt ihn mit Charakteristikum einem Offizier zu. Er sei insbesondere deswegen ein „typisches Tornisterkind“ gewesen, da er mehrere Sprachen oder „vielmehr Sprachgemische“ beherrscht habe (Deák 1990: 266). Tibor Balla stellt fest, dass es kaum möglich sei, die Zahl der ungarischen Generale in der k.u.k. Armee festzumachen, da viele von ihnen Tornisterkinder gewesen seien. Sie seien daher nicht in Ungarn geboren worden, sondern entstammten Eltern unterschiedlicher Nationalität (Balla 2010: 14). Im Zusammenhang mit Alexander Sacher-Masochs Biographie erwähnt Boris Previšić: „Er wächst zweisprachig (ungarisch und deutsch) auf und hat ein Leben als Tornisterkind zu führen, ist innerhalb der Doppelmonarchie ständig von Garnison zu Garnison unterwegs und folgt somit von Kindesbeinen an der mobilen imperialen Militärverwaltung“ (Previšić 2017: 217 f.). Neben diesen Bezeichnungen mit Charakterisierung ist dem Großteil der Tornisterkind-Nennungen allerdings gemein, dass der Begriff auf eine Weise Verwendung findet, als ob er auch heute noch selbsterklärendes Allgemeinvokabular wäre. Nicht nur, dass der Begriff des Tornisterkinds aus dem allgemeinen Sprachgebrauch verschwunden ist, es fehlte bislang auch an einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dessen Begriffsgeschichte.

Der Begriff des Tornisterkinds war – geht man von der Häufigkeit der Verwendung aus – im Wortschatz des habsburgisch regierten deutschsprachigen Raums des langen 19. Jahrhunderts gängig und blieb es bis viele Jahre nach 1918, also nach dem Ende der Monarchie. Neben dem Tornisterkind gab es eine Fülle an Modewörtern im langen 19. Jahrhundert, die dazu dienten, politische, wirtschaftliche und soziale Phänomene zu beschreiben. Einige davon finden sich in den für diesen Beitrag herangezogenen Quellen wieder, wie etwa das „Fisolenhaus“ (Militärschule) oder „äarischer Zögling“ (Kind von im Staatsdienst stehenden Vätern). Viele dieser Begriffe resultierten aus den administrativen und politischen Rahmenbedingungen, aber auch der Vielschichtigkeit des Reiches mit seinen unzähligen Kulturen, Sprachen, Nationalitäten und Religionen. Vielen war außerdem gemein – dies trifft auch auf das Tornisterkind zu –, dass weder ihr geografischer und zeitlicher Ursprung noch ihr Urheber oder eine offizielle Definition ausfindig zu machen sind (vgl. Scheer 2019). Meist bestachen diese Begrifflichkeiten nicht durch ihre Langlebigkeit. Der Begriff des Tornisterkindes hingegen blieb über einen längeren Zeitraum in Gebrauch und wandelte sich gleichsam mit dem Bezugsgebiet, in dem die so Bezeichneten lebten und wirkten. Ganz wie der Tornister suggeriert, wurde der Begriff wie ein Rucksack über Jahrzehnte und politische Umbrüche mitgetragen. Ihm wurde aber immer wieder eine neue Bedeutungs- und Sinnbene zugesprochen, die auf die jeweilige politische Situation zugeschnitten war. Es waren somit die Merkmale, die ein Tornisterkind ausmachten, die sich veränderten. Die Enzyklopädien schrieben dem Begriff des Tornisters eindeutig einen militärischen Kontext zu, wie etwa das damals weit verbreitete *Meyers Konversationslexikon*: „Hauptbestandteil des Gepäcks der Fußsoldaten [...] wird an zwei Riemen oben auf dem Rücken getragen, dient nebst dem Brotbeutel zum Fortschaffen der nicht am Körper befindlichen Ausrüstungsstücke des Soldaten“ (Autorenkollektiv 1885-1892: 764).

Dieser militärische Kontext war ein Hauptbezugspunkt für die Tornisterkind-Zuschreibung und gleichsam die – mit wenigen Ausnahmen – einzige Konstante im Wandel.

Der Begriff des Tornisterkindes lässt sich in unterschiedlichen Quellenarten des langen 19. Jahrhunderts finden. Da der Begriff so häufig Verwendung fand, gibt es eine schier unendliche Fülle an Quellenmaterial, das für eine wissenschaftliche Betrachtung herangezogen werden kann. Eine Begriffsgeschichte dieser Art zu verfassen, wäre allerdings vor nur zehn Jahren wegen des Zeitaufwands kaum durchführbar gewesen. Erst die Digitalisierung gedruckter (und auch ungedruckter) Quellen, vor allem zeitgenössischer Biographien, Zeitschriften und Magazinen mit der Möglichkeit der Schlagwortsuche bietet nunmehr die Möglichkeit, eine große Menge an Quellen zu finden und einer vergleichenden Analyse zu unterziehen.¹ Diese bieten darüber hinaus die Möglichkeit, die als Tornisterkind beschriebenen Personen namentlich zu suchen. Hier war die Erkenntnis, dass nicht bei allen biographischen Abrissen die Zuschreibung als Tornisterkind erfolgte, sich aber dennoch die Merkmale finden lassen.

Da der Begriff in unterschiedlichen Quellengattungen Verwendung fand, stützt sich dieser Beitrag in erster Linie auf eine vergleichbare serielle Quellenart: biographische Abrisse in Zeitungsbeiträgen, in denen allerdings nicht in jedem Fall eine Autorenschaft angegeben wurde. Diese Quellenart wird im Verlauf des Untersuchungszeitraums überall in der Habsburgermonarchie immer dichter, da Mitte des 19. Jahrhunderts auch aufgrund der gestiegenen Alphabetisierung ein Printmedienboom einsetzte. Dieser half, Begrifflichkeiten rascher zu verbreiten, da diese nicht mehr nur einem geografisch und gesellschaftlich begrenzten Kreis zugänglich wurden, sondern in breiten Bevölkerungskreisen auch über die rein mündliche Tradierung hinaus bekannt wurden. Printmedien wurden häufig von weit entfernten Orten im Abonnement bezogen oder gar nicht selbst gekauft, da sie in Kaffeehäusern und Gastwirtschaften auslagen, bzw. von Bekannten weitergereicht wurden. Der geografische Bezugsraum war somit weit aus größer, als der Verlagsort vermuten lässt.

Es gilt allerdings, das Genre der biographischen Darstellung kritisch zu hinterfragen. Arno Dusini schreibt, dass der Verfasser autobiographischer Texte dem jeweiligen Zeitraum geschuldeten Kriterien folgt und stets das Interesse reflektiert, das eigene Leben zu inszenieren (Dusini 2002: 9). Dies trifft auch dann zu, wenn Biographien von anderen Personen verfasst werden. In diesem Fall wird ein anderes Leben inszeniert und in (Wunsch-)Vorstellungen und Diskurse eingebettet. Bei der Analyse von Zeitungsbeiträgen gilt es ebenfalls einzubeziehen, was Pieter M. Judson für den veröffentlichten Nationalitätendiskurs der späten Habsburgermonarchie beschrieben hat: „Printed media sources tell the historian far more about their producers than about their subjects“ (Judson 2006: 182). Dies bedeutete, dass der Kontext von Medium und Autor zumindest ebenso wichtig für die Analyse ist, wie die darin beschriebene Person oder Situation.

In biographischen Zeitungsbeiträgen tritt das Tornisterkind nicht nur als Fremdzuschreibung in Erscheinung, sondern auch als Eigenbezeichnung. So etwa in

1 Um nur die umfangreichsten für den hier besprochenen geografischen Raum und Besprechungszeitraum zu nennen: Historische Zeitungen und Zeitschriften der Österreichischen Nationalbibliothek (ANNO), Digitales Forum Mittel- und Osteuropa e. V. (Difmoe), Digitální knihovna Kramerius der Národní knihovna České, der tschechischen staatlichen Bibliotheken (Kramerius) und Közgyűjteményi portál, die Sammlung aus ungarischen Bibliotheken und Archiven (Hungaricana).

der von der Historiographie vielzitierten Memoirenchrift des österreichisch-ungarischen Generals August von Urbański *Das Tornisterkind* (Urbański o. D.: 95). Die Analyse hat außerdem ergeben, dass der Begriff zwar über einen langen Zeitraum verwendet wurde, die sich damit assoziierten Eigenschaften allerdings veränderten. Deren Zuschreibung konnte dabei durchaus diachron erfolgen: In Nachrufen wurden so Personen diejenigen Eigenschaften zugeschrieben, die zu deren Wirkungszeit mit Tornisterkindern verbunden waren, obwohl die entsprechenden Assoziationen sich zum Zeitpunkt der Publikation bereits gewandelt hatten.

Da der Begriff nicht immer – aber im häufigsten Fall – einen militärischen Bezugspunkt hatte, sind es beinahe ausschließlich Männer, die als Tornisterkinder bezeichnet wurden. Bei der Analyse konnte nur ein einziges Beispiel gefunden werden, in dem eine Frau als solches bezeichnet wurde. Sie hatte allerdings mit den männlichen Vertretern den persönlichen militärischen Kontext gemein. In der fiktiven Geschichte handelte es sich um ein junges Mädchen, das eine Vorliebe für Soldaten hatte (N. N. 1869: 1).²

1. Das Vormärz-Tornisterkind des Kaiserreichs Österreich

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war, geht man vom Bezugspunkt Wien als Reichshauptstadt oder besser dem Sitz der habsburgischen Dynastie aus, ein von drastischen Veränderungen geprägter Zeitraum. Die Besetzung weiter Teile direkt von Habsburg regierter Länder durch das napoleonische Frankreich und seine Verbündeten sowie das darauffolgende Ende des Heiligen Römisches Reiches mit der Habsburgerdynastie als deren Kaiser führten zu einer Verkleinerung des Machtareals und einem Zurückziehen auf die direkt regierten Länder nunmehr als österreichische Kaiser. Gerade die jahrelangen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Napoleon hatten ein Selbstbild des ewigen Verlierers geprägt, das Ilya Berkovich und Michael Wenzel im militärischen Kontext zusammenfassen mit: „Further victories [of France] in 1800 and 1805 [...] did much to establish the perception of the Austrian army as a constant victim of French military superiority [...]“ (Berkovich/Wenzel 2023: 106). Die Verluste hatten aber noch nicht ihr Ende gefunden. Die Revolution von 1848 mit ihren liberalen Ideen endete in einem Bürgerkrieg mit den ungarischen Landesteilen, aus dem das imperiale Wien zwar als Sieger hervorging, aber in der Hauptstadt lebte fortan eine Bevölkerung, die auf beiden Seiten gekämpft hatte. Die nationalen Einigungsbestrebungen in Europa führten schließlich zu weiteren Gebietseinbußen an Italien (1859) und Preußen (1866).

Das Kaiserreich Österreich besaß in diesem von Kriegen und Konflikten geprägten Zeitraum ein so genanntes vormodernes Heer, unter anderem – was für die Tornisterkind-Zuschreibung von Belang ist – hinsichtlich Personalpolitik und Rekrutierung (Berkovich/Wenzel 2023: 107 f.; Berkovich 2022). Karrieren erfolgten oftmals auf Entscheidung des Kommandanten aufgrund persönlicher Verdienste in Feldzügen. Es war daher trotz des hohen Anteils an Adeligen unter den Offizieren möglich, sich vom einfachen Soldaten zum Offizier hochzudienen. Auch die Kriegsführung war „vormodern“. Wie Jahrhunderte zuvor zogen oftmals ganze Familien ins Feld und bildeten den sogenannten „Tross“ (Rothenberg 1977: 14 ff.). Da in die erste Hälfte des 19. Jahrhun-

2 Das Feuilleton bezog sich auf ein Sammelwerk mit dem Titel *Tornister-Geschichten* von Jakob Eggenburg (1870).

derts viele Kriege und damit Schlachten fielen, geschah es häufig, dass Kinder im Feldlager geboren wurden, der Vater fiel oder Mutter und Vater an Krankheiten verstarben. Dieser Umstand der Geburt im Rahmen einer vormodernen Kriegsführung bildete vor diesem Hintergrund in der Tornisterkind-Zuschreibung des Vormärz ein Hauptmotiv. In den Todesanzeigen erwähnte etwa das in Wien mehrmals pro Woche erscheinende *Neuigkeits-Welt-Blatt*: „In der Nacht zum 28. Dezember verschied in Striebrowitz [Mähren, TS] der dortige Pfarrer P. Ludwig Ochrana – ein Tornisterkind, welcher [sic] im französischen Feldzuge 1809 am Schlachtfeld das Lebenslicht erblickte.“ (N. N. 1878: 3).

Die Vormärz-Tornisterkind-Zuschreibung dominierte mit Cäsar Wenzel Messenhauser eine Person der Öffentlichkeit, die idealtypisch die ständigen politischen Brüche, Konflikte und damit einhergehend Neuverortungen von Identitäten und Loyalitäten symbolisierte. Seiner Biographie wurde beinahe von allen Autoren der Tornisterkind-Status zugeschrieben. Messenhauser, 1813 im nordmährischen Prostějov geboren, war kaiserlicher Offizier und trat als Autor zu Militärthemen in Erscheinung. Neben vielen anderen Blättern widmete ihm die Tageszeitung *Neue Zeit. Olmützer Politische Zeitung* einen biographischen Abriss:

War als ein dürftiges Tornisterkind am 4. Jän. 1813 zu Proßnitz seinem Vater, der als Cinellenschläger im ersten Infanterie-Regimente Kaiser Franz diente, von einer armen Kleinbürgers-Waise geboren worden. Mit sechs Jahren kam er als ärarischer Zögling in das Soldaten-Knaben-Erziehungshaus des Regiments, wurde mit 17 Jahren als Gemeiner zu Kaiser Franz Infanterie ausgemustert, etwa ein Jahr danach zum Korporal befördert und machte sich am 16. November 1832 selbst zum Offizier (N. N. 1867: 3).

Im Zuge der Märzunruhen 1848 wurde er aus dem Dienst entlassen und zum Oberkommandant der Nationalgarde in Wien ernannt. Für seine Teilnahme an dem Aufstand gegen das Reich und den Kaiser wurde er standrechtlich erschossen (Größing 1974: 241 f.). Ähnlich wie beim zuvor genannten Ochrana ist auch bei Messenhauser der Umstand der Geburt ein ausschlaggebendes Element für die Zuordnung als Tornisterkind. Diese erfolgte zwar nicht wie bei Messenhauser am Schlachtfeld, aber auch im militärischen Umfeld. Der Vater war Soldat niedrigen Ranges bei der Musikeinheit (Cinellenschläger). Die Mutter war eine Waise. Das Vormärz-Tornisterkind war somit durch die schwierige Herkunft gekennzeichnet, die es rasch von der Familie wegführte in ein Internat als ärarischer Zögling, ein Begriff, der für Staatsbedienstete und ihre Familie häufig Verwendung fand. Ärarisch bedeutete, das sich etwas in staatlichem Eigentum befand (Scheer 2019: 29).

Im Nachruf des römisch-katholischen Priesters Franz Laurencic (verstorben 1895), der in der Armee als Seelsorger gedient hatte, befindet sich eine Anekdote über dessen ersten Garnisonsort. Die Kommandierung erfolgte 1841, da man seine Sprachkenntnisse benötigte, hatte er doch für Soldaten slowenischer Sprache die Seelsorge zu übernehmen. Aufgrund seines jungen Alters sah er sich mit Kritik seines Regimentskommandanten konfrontiert, der ihm zu diesem Zweck seine eigene Lebensgeschichte vor Augen geführt hätte: „Lieber Freund, ich bin ein Tornisterkind, bin von Pik auf avanciert, habe schon als Feldwebel geheiratet; meine Frau ist eine Czechin, kann famose

Buchteln bereiten [...].“ (N. N. 1895: 9). Wie bei Messenhauser diente sich dieser später hochrangige Militär aus eigenen Verdiensten nach oben, ohne auf familiäre Netzwerke bauen zu können. Der Hinweis auf den Feldwebel zeigt, dass Laurencic es von einem niedrigen militärischen Rang des Unteroffiziers zu einem hohen Offiziersstatus gebracht hatte. Der Hinweis auf die tschechische Ehefrau zeigt, dass er eine Frau geheiratet hatte, die anderer Nationalität war und das Paar so die ethnische Diversität des Reiches reflektierte. Dieser letzte Hinweis trat als Tornisterkindmotiv in dieser Phase eher selten auf, sollte aber beim Ausgleichs-Tornisterkind zu einem wichtigen Merkmal werden.

Ein weiteres Charakteristikum des Vormärz-Tornisterkindes war die elternlose Kindheit. Im Dezember 1865 veröffentlichte die wöchentlich in Wien erscheinende *Österreichisch-ungarische Wehr-Zeitung* im Feuilleton die Weihnachtsgeschichte eines Leutnants. Der Protagonist beschrieb seine Anfangszeit im Militärdienst und schilderte den Dialog mit seinem Aufsichtskorporal, einem Unteroffizier, der alle Soldaten geschlossen in die Kirche zur Messe zu führen hatte:

Ich frage den Korporal, wann er zuletzt den Heiligen Abend bei sich daheim gefeiert? Hm, meinte er, wissen Sie, Zögling, pro primo muss man einmal irgendwo ein Daheim haben, und pro secondo Jemand vorhanden sein, den man entweder Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Onkel, Tante, wie alle Verwandte heißen mögen, nennen kann. Sehen Sie, Zögling, das habe ich alles nicht gehabt, bin ein Tornisterkind, weiß von keinem Vater und keiner Mutter, muss jedenfalls mal beide gehabt haben, erinner mich aber nicht mehr an sie (N. N. 1865: 839).³

Wie bei dem im vorigen Absatz genannten Regimentskommandanten erfolgte hier wiederum eine Selbstzeichnung als Tornisterkind. In diesem Fall führte das Waisenmotiv dazu, dass Heimat nirgendwo anders gesucht werden konnte als bei der Armee.

Auch andere professionelle Kontexte wurden als „Ersatzheimat“ der Tornisterkinder wahrgenommen, wie ein biographischer Abriss über Felix Dahn, Dichter und Professor der Rechte im damals preußischen Kaliningrad, zeigt. Der Beitrag entstand 1875, bezog sich aber auf einen früheren Wirkungszeitraum, denn Dahn war Jahrgang 1834: „Zu Hilfe kommt ihm dabei, daß er gewissermaßen am Theater aufgewachsen und ein Tornisterkind Melpomene's und Thalia's ist: ein nicht gering zu schätzender Vorzug für einen Dramatiker, der mit der Bühne mehr oder weniger verwachsen sein muß“ (Gottschall 1875: 514). In Dahns Fall wurden die Eltern durch Musen des Trauerspiels und der heiteren Dichtung ersetzt. Wie bei den militärischen Tornisterkindern erfolgte eine Gleichsetzung von Herkunft und Heimat mit einer Institution.

Die Vormärz-Tornisterkinder-Zuschreibungen postulierten, dass bei einer Ersetzung von Eltern (und damit Heimat sowie Zugehörigkeit) durch eine Institution nicht viel Raum übrig bliebe für weitere Identifikationsangebote wie etwa die Nation. Für das dynastische Habsburgerreich waren viele Konflikte dem Aufkommen nationaler Einigungsgedanken geschuldet, die in späteren Jahren mit der Nationalitätenfrage eng verknüpft waren und die das Imperium nur geschwächt sowie dessen Territorium ver-

³ Vater Unteroffiziere und beide Eltern verstorben findet sich auch als Tornisterkind-Charakteristikum bei einer weiblichen Protagonistin, vgl. N. N. 1869: 1.

kleinert hätten. Für das Kaiserreich Österreich wurde es somit gleichsam zur Überlebensnotwendigkeit, zumindest bei den Angehörigen der eigenen Streitmacht eine gewisse Distanz zum Nationsgedanken sicher zu wissen. Besonders wichtig im gesamten Besprechungszeitraum ist dabei das Nationskonzept. Dem Tornisterkind des Vormärz fehlte es zwar nicht komplett an der Auseinandersetzung mit der Nationalitätenfrage, dieses Merkmal war allerdings längst nicht so ausgeprägt wie bei den Zuschreibungen nach 1867. Der Wandel vollzog sich langsam, aber stetig.

Ein anonymer Autor publizierte so 1866 seine Gedanken und Überzeugungen in einer militär-belletristischen Zeitschrift. Unter dem Titel *Paradeadjustierung. Ein Kapitel, welches nebenbei auch von anderen Dinge handelt* behandelte er jenes Schlagwort, das in den kommenden Jahrzehnten die Politik in der Habsburgermonarchie dominieren sollte:

Aus dem Bereiche meiner Betrachtung habe ich die Kleidung unserer nationalen Kavallerie ganz ausgeschlossen. Hier fühle ich mich ganz und gar inkompotent. Geboren als das, was die militär-technische Sprache mit dem Ausdrucke Tornisterkind bezeichnet, kenne ich das nationale Bewusstsein nur dem Namen nach, und kann mithin auch garnicht die Mittel beurtheilen, welche man für nöthig erachtete, dasselbe zu pflegen und zu heben. Dass Thema würde auch hart an ein Gebiet streifen, welches ich weder als Mensch noch als Soldat zu goutiren im Stande bin (N. N. 1866: 980).

Diese Selbstzuschreibung verweist darauf, dass aus Sicht des Autors ein Tornisterkind nur dann zum stabilisierenden Faktor für Militärmacht und Reich werden konnte, wenn „nationales Bewusstsein“, nicht „goutirt“, also gutgeheißen wurde. Dass der Verfasser der Zeilen seine Überzeugungen „weder als Mensch noch als Soldat“ wiedergibt, zeigt, dass diese nicht nur während des Dienstes, sondern auch im Privatleben gültig waren.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass bei dem Vormärz-Tornisterkind – wie bei allen anderen später – der militärische Kontext dominierte. Doch finden sich bis 1867 Charakteristika, die später völlig verschwanden, wie eine niedere soziale Herkunft, oftmals ein Waisenstatus und das Hochdienen innerhalb der Armee nicht vom niedrigen Offiziersrang, sondern vom einfachen Soldaten zum Offizier. Dies waren Merkmale, die das Tornisterkind später auch gar nicht mehr haben konnte. Der wichtigste Bezugspunkt, die Armee, wurde einer umfassenden Reform unterzogen, darunter vor allem dessen Personalpolitik. Für das Ausgleichs-Tornisterkind sollte daher die Rolle der Armee als Bezugspunkt für Heimatgefühle sowie die Abkehr vom „nationalen Bewusstsein“ eine noch größere Rolle spielen.

2. Das Ausgleichs-Tornisterkind Österreich-Ungarns (1867-1918)

Mit dem Ausgleich wurde 1867 Österreich-Ungarn geschaffen. Die zwei Reichsteile hatten fortan bei Politik und Verwaltung nur noch wenig gemeinsam. Getrennt waren etwa Wirtschaft, Kultur, Religionsangelegenheiten und Bildung. Gesetze wurde im jeweiligen Parlament in Wien oder Budapest erlassen. Jeder Teil unterhielt eine eigene Landwehr, in Ungarn Honvédsgégenannt. Selbst der Monarch, Kaiser Franz Joseph, war in Österreich Kaiser und in Ungarn König. Gemeinsam waren lediglich Außenpolitik und die Armee sowie ab 1878 die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina.

Die Habsburgermonarchie des späten 19. Jahrhunderts folgte dem Beispiel vieler europäischer Staaten. Im Zuge von Modernisierungsbestrebungen wurde versucht, den Staatsapparat effizienter zu gestalten, wozu eine immer genauere Kenntnis der Bevölkerung unumgänglich war (vgl. Becker 2011). Dies sollte durch Volkszählungen erreicht werden. Neben Familiengröße, Profession und Religion galt es, auch den Sprachgebrauch zu erheben, der in der öffentlichen Diskussion in den meisten Fällen als Nationalitätenzugehörigkeit gedeutet wurde (Becker 2011: 9 ff.; Kleeberg 1915: 160). Peter Urbanitsch stellte fest, dass die bürokratische Zuordnung „zu einer Art nationalen Zwangsmitgliedschaft“ führte (Urbanitsch 2011: 71 f.). Technische Innovationen führten zu Industrialisierung, und gemeinsam mit dem immer weiter ausgebauten Eisenbahnnetz stieg die Mobilität innerhalb der Monarchie. Immer mehr Menschen lebten und arbeiteten an einem Ort, an dem sie nicht geboren waren, und kamen so in Kontakt mit anderen Nationalitäten.

Die Modernisierungsbestrebungen machten auch vor dem Militär nicht halt. Die Heeresreform von 1868 regulierte die in der österreichischen Verfassung verankerte allgemeine Wehrpflicht von drei (später zwei) Jahren. In der langen Friedenszeit bis 1914 diente die Armee somit vor allem der Ausbildung. Nach damaligem Verständnis vollzog sich eine Professionalisierung des Soldatenberufs. Beförderungen erfolgten nur noch nach vorgebenen Kriterien und nicht mehr aufgrund persönlicher Verdienste. Das Hochdienen „von der Pike“, also vom einfachen Soldaten oder Unteroffizier zum Offizier, wie es das Vormärz-Tornisterkind unter anderem charakterisierte, kam nicht mehr vor. Die Personalakten der Armeeoffiziere zeigen, dass sich ihre sprachliche und soziale Herkunft von 1868 bis 1914 stark veränderte. Eine steigende Zahl entstammte der Mittelschicht, und bei immer mehr von ihnen hatten bereits deren Väter diesen Beruf ausgeübt, weshalb Laurence Cole zusammenfassend für das administrative Personal von einer „self recruiting bureaucratic elite“ spricht (Cole 2014: 21).

Jährlich erschien ein militärstatistisches Jahrbuch, in dem das k.u.k. Kriegsministerium die Soldaten von Jahr zu Jahr detaillierter und in immer mehr Kategorien analysierte. In den Personalakten der Wehrpflichtigen, Unteroffiziere und Offiziere wurden nicht Nationalitäten vermerkt, sondern Sprachkenntnisse. Nicht einmal die Muttersprache wurde hervorgehoben. In den Statistiken aber fanden sich aber nichtsdestotrotz eindeutig zugeordnete Nationalitäten wieder. Unter den Offizieren dominierten die Deutschen (29,7 Prozent), dicht gefolgt von „Magyaren“ (18,7 Prozent), wie ungarische Muttersprachler im Amtgebrauch bezeichnet wurden. An dritter Stelle folgten „Tschechen und Mährer“ mit 14 Prozent (k.u.k. Kriegs-Ministerium 1889: 183 f.). Istvan Deák hat diese zeitgenössischen Angaben hinterfragt, indem er eine repräsentative Anzahl an Offizierspersonalakten analysierte.⁴ Er kam dabei zu einem niedrigeren Prozentsatz an Deutschen und führte darüber hinaus die Kategorie „mixed nationality“ ein. Dies waren jene Offiziere, bei denen er nicht eindeutig die Nationalität hatte feststellen können, weil sie von Beginn ihres Militärdienstes an zwei Sprachen perfekt beherrschten, darunter zumeist das Deutsche (Deák 1990: 185). Unabhängig von der Nationalität der Eltern mussten sämtliche Berufsoffiziere die deutsche Armeesprache erlernen (Scheer 2022: 43 f.).

⁴ Deáks Auswertungsbögen sind in den Bestand des Österreichischen Staatsarchiv übergegangen: ÖStA/KA/Manuskripte, Allgemeine Reihe, Erwin Schmidl, Kopien der Erhebungsbögen von Istvan Deák, Der k.u.k. Offizier 1848-1918.

Die vermeintliche Objektivität der Militärstatistik mit ihrer hohen Zahl deutscher Offiziere befeuerte regelmäßig deutschaffine Autoren zu nationalistisch gefärbten Äußerungen. Darunter waren auch Offiziere, die in ihren Publikationen auf den deutschen Charakter des Offizierskorps hinwiesen. Als ein Beispiel sei hier General Moritz von Auffenberg-Komarów genannt, der behauptete, dass „fast drei Viertel des Offizierskorps deutschen Stämmen entsprossen“ (Auffenberg-Komarów 1921: 510). Auffenberg-Komarów erläuterte nicht, was genau er mit „deutschen Stämmen entsprossen“ meinte. Die hohe Zahl aber deutet darauf hin, dass er alle darunter verstand, deren Eltern oder Großeltern Deutsch als Muttersprache hatten. Im Verlauf des 19. Jahrhundert fanden sich in steigender Zahl Offiziere, deren Nationalität aufgrund von Geburtsort, Familiennamen und Sprachkenntnissen nicht eindeutig festzustellen war. Tibor Balla erläuterte diesen Sachverhalt in seiner Studie über „ungarische Offiziere“ am Beispiel von Rudolf Ritter von Brudermann. Dieser war Kavalleriegeneral, sein Vater ein „österreichischer General“, die Mutter Ungarin. Von Brudermann wurde auf ungarischem Boden in Gyöngyös geboren, besaß aber niemals die ungarische Staatsbürgerschaft, was bedeutete, dass er wohl irgendwo in der österreichischen Reichshälfte das Heimatrecht von seinem Vater übernommen hatte. Er selbst diente niemals in ungarischen Einheiten und heiratete eine Frau aus einer deutschen Familie (Balla 2010: 14). Während Balla kritisch hinterfragte, ob Brudermann als ungarischer Offizier bezeichnet werden kann, dürfte er für Auffenberg-Komarów als aus „deutschen Stamme entsprossenen“ gezählt haben, schon allein aufgrund des Familiennamens.

Die Armeepraxis sah vor, dass Berufsoffiziere etwa alle drei Jahre an einen anderen Ort der Monarchie versetzt wurden (vgl. Scheer 2022). In diesem Rechtsrahmen wurde die von Previšić eingangs bereits angesprochene „mobile imperiale Militärverwaltung“ in Friedenszeiten erst ermöglicht (Previšić 2017: 217 f.), die zum Hauptcharakteristikum des Ausgleichs-Tornisterkindes werden sollte. Dem hochrangigen Berufsoffizier August von Urbański zufolge hatte diese erzwungene Mobilität den Zweck, „die Wehrmacht dem nationalen Getriebe fernzuhalten“, woraus sich „ein dauerndes Wanderleben“ ergab (Urbański o. D.: 3). Urbański selbst war von dieser Praxis bereits als Kind indirekt betroffen. Sein Vater war Berufsoffizier, den es in viele Garnisonen zog, bis er im dalmatinischen Dubrovnik die Tochter des Bürgermeisters heiratete, wo Urbański 1866 geboren wurde.

Ähnlich wie Urbański lernten viele Offizierssöhne bis zum Erreichen des Erwachsenenalters mehrere Regionen, Nationalitäten und Sprachen Österreich-Ungarns kennen. Dies setzte sich fort, wenn sie später selbst Offiziere wurden. Sie waren somit Teil einer permanenten Binnenmigration der Eliten im Habsburgerreich. In *Roda Rodas Roman* wurde dieses Thema aufgegriffen und festgestellt, was das Ausgleichs-Tornisterkind in erster Linie charakterisierte: „Franz Xaver Kappus ist ein Tornisterkind, d.h. Offizierssohn, 1883 in Temesvar geboren und selber Offizier, k.u.k. Hauptmann.“ (Roda Roda 1918: 2). Zwei markante Motive, die beim Vormärz-Tornisterkind keine Rolle spielten, konnten somit erst ab 1867 und seit der Heeresreform zu Charakteristika werden: Erstens der Berufsoffiziersvater der modernisierten Armee, der berufsbedingt auch in Friedenszeiten von Garnison zu Garnison wanderte, sowie zweitens der Sohn, dessen Eltern oftmals unterschiedliche Nationalitäten hatten, der das eigene Erleben von verschiedenen inner-imperialen Sprachen, Kulturen und Religionen seit früher Kindheit verinnerlichen konnte und der in den meisten Fällen selbst polyglott wurde.

Auch wenn in den hier besprochenen biographischen Quellen nicht stets eine Zuschreibung als Tornisterkind erfolgte, wurde immer wieder der Idealtypus des österreichisch-ungarischen Offiziers heraufbeschworen. Der dann selbst Berufsoffizier gewordene Jaro Zeman schilderte in diesem Zusammenhang seine Erinnerungen an die Garnisonen seines Vaters. Unter anderem führten diese die Familie nach Pula in Istrien, wo die Bevölkerung kroatisch-, italienisch- und slowenischsprachig war, aber auch deutsch sehr verbreitet war. Zeman schrieb:

Der Dienst fordert von Vater nun auch die Kenntnis der italienischen Sprache, die er nicht beherrscht. Doch hat er offenbar einiges Sprachtalent, sein Schulfranzösisch hilft ihm, bald kann er sich mit seinen Arbeitern in einem Idiom verständigen, das mindestens er selbst für Italienisch hält. Auch die Mutter erlernt rasch eine Art Küchen- und Umgangssprache. Die Dienstmädchen sind meist Italienerinnen, Vaters Ordonnanzen in der Regel Kroaten. Im Haus schwirren die Sprachen durcheinander, doch die Eltern sehen streng darauf, dass die Familienmitglieder untereinander deutsch sprechen, ein korrektes, etwas hartes Deutsch. Das weiche Wienerisch, das die Mutter selbst gebraucht, erlaubt sie den Kindern nicht. Außer Haus und in den Schulpausen wird so gesprochen, wie es der Freundin oder Mitschülerin jeweils entspricht (Zeman 2010: 68).

Junge Männer wie Zeman, die bereits bei Eintritt in die Armee mehrsprachig waren, hatten es um vieles einfacher, Karriere zu machen, und waren weniger gefährdet, schon zu Beginn an Sprachanforderungen zu scheitern. Offiziere waren laut Beförderungsvorschrift angehalten, bei Versetzung in einen neuen Truppenkörper innerhalb Dreijahresfrist die dort anerkannte Sprache zu erlernen. Wer daran scheiterte, wurde nicht befördert, sofern es nicht gelang, sich wiederum vorher versetzen zu lassen (Scheer 2022: 148 ff.).

Den Ausgleichs-Tornisterkindern mit ihrer vielfältigen Vita wurde zusätzlich noch attestiert, sie würden ihre Arbeit wesentlich besser machen als jene, die auf keine oder nicht alle der vorher beschriebenen Merkmale bauen konnten. In seinen unveröffentlichten Memoiren beschrieb der Berufsoffizier Karl Nowotny seine Standeskameraden:

Durch Heiraten in den verschiedenen Garnisonen kamen vielfach Mischungen mit den verschiedenen Nationalitäten der Monarchie vor, ein deutscher Offizierssohn musste oft eine polnische oder ungarische Schule besuchen, all dies bewirkte, dass die Offizierssöhne frühzeitig die verschiedenen Nationen näher kennen lernten und so die berufensten Führer der verschiedenen Truppen wurden (Nowotny o. D.: 30).

Durch den Familiennamen auf Nationalität oder die Nationalität eines der beiden Elternteile zu schließen wurde immer weniger möglich, vor allem bei Berufsoffizieren und deren Kindern. Darauf verwiesen viele Zeitgenossen, darunter der Berufsoffizier Hugo Kerchnawe:

Der Führer der Patrouille war trefflich gewählt. Oberleutnant Erich Pospischill – ein Offizierkind, das trotz seines urcechischen Namens kein Wort czechisch

verstand – hatte bis vor kurzem in Ungarn gedient und spielte deshalb gerne den Ungarn. [...] So wie er war, bildete der junge Offizier förmlich den Typus von Jungösterreichs Offizieren. Die Wiege seiner artilleristischen Vorfahren war natürlich in Böhmen gestanden, aber kaum ein Volkstamme des großen Donaureiches dürfte existieren, dessen Blut nicht in seinen Adern rollte. Er war in deutsche, kroatische, slowenische Schulen gegangen, bevor ihn das Fisolenhaus [Offiziersschule, T.S.] aufnahm und ihm jenen Geist einimpfte, der ihn seine Heimat dort suchen ließ, wo Altösterreichs Banner wehte (Kerchnawe 1907: 10).

Kerchnawe listet Merkmale der Ausgleichs-Tornisterkinder auf, ohne allerdings den Ausdruck selbst zu verwenden. Der Idealtypus des Offiziers wurde somit einer, der von der Nationalität nicht oder nur schwer zuordenbar war, der die vom imperialen Militär erzwungene Mobilität mitvollzog und schließlich seine Heimat nur mehr in „Altösterreich“ (gemeint ist gesamt Österreich-Ungarn) haben konnte, eben in den vielen Garnisonsorten, in denen die schwarz-gelben „Banner wehten“.

Das Ausgleichs-Tornisterkind wurde zumeist als von nicht eindeutiger Nationalität stilisiert und konnte aufgrund seiner vielfältigen Eigenschaften nur das Reich und die gemeinsame Armee als Heimat bzw. Identifikationspunkt haben, nicht aber Nation und Nationalität. Fehlte dem verwaisten Vormärz-Tornisterkind die geografische Heimat und wurde diese durch die Institution Militär ersetzt, so charakterisierte das Ausgleichs-Tornisterkind ebenfalls die mangelnde Heimat, die aber nicht nur durch die die Armee, sondern durch die vielationale Gesamtmonarchie ersetzt wurde. Dennoch fühlten sich viele Ausgleichs-Tornisterkinder einer bestimmten Nationalität zugehörig, was allerdings nicht bedeutete, dass sie eine nationalistische Haltung einnahmen oder sich gar von ihrem Arbeitgeber abgekehrten (vgl. Scheer 2022). Schreibende Zeitgenossen schrieben ihnen dessen ungeachtet häufig eine Anationalität zu, wie etwa in *Roda Rodas Roman*: „Der Offizier – ein Tornisterkind, das heißt: Sohn eines Soldaten hatte kein Nationalgefühl. Mochte er in Tarnopol [Galizien, T.S.] geboren sein, in Riva [del Garda, T.S.]: er war Österreicher.“ (Roda Roda 1925: 269). Doch die Stilisierung machte bei der ethnisch „gemischten“ Herkunft nicht halt. Es wurden ihnen oftmals auch jegliches Interesse an und Identifikation mit der Nation abgesprochen.

Während sich Cäsar Wenzel Messenhauser als Idealtypus des Vormärz-Tornisterkindes bezeichnen lässt, dominierte die Ausgleichszeit vor allem Franz Lehar, der 1870 in der ungarischen Festungsstadt Komorn geboren wurde. Er sollte zunächst den Karriereweg seines Vaters einschlagen. Dieser war Militärkapellmeister, wechselte angeblich zweimal die Garnison, und die Familie zog mit. Lehars biographische Zuschreibungen waren fast immer charakterisiert durch Mutmaßungen über seine wahre Nationalität einerseits, während er andererseits als Tornisterkind par excellence bezeichnet wurde. Die *Neue Freie Presse* besprach 1906 eine Biographie, die über Lehar erschienen war: „In lebendiger Weise schildert der Autor die Kinderjahre Lehars, der als Tornisterkind zwar Ungarn seine Heimat nennt, [aber, TS] väterlicherseits aus Schönwald bei Mähren“ stammt (N. N. 1906: 12). Im Jahr darauf begab sich auch das *Deutsche Volksblatt* auf die Suche nach einer definitiven Zuschreibung: „Es ist schon oft und viel über die Heimat Franz Lehars, über seine Nationalität disputiert worden, [...] doch unser Komponist hat das Wort Heimat im Klange seiner wahrsten und urei-

gensten Bedeutung niemals gekannt. Er ist ein Tornisterkind.“ (N. N. 1907). Im Oktober desselben Jahres veröffentlichte schließlich der Komponist selbst einen autobiographischen Abriss, der als Feuilleton erschien. In diesem Fall war sein Familienname mit einem Akzent über dem a geschrieben. In ungarischer Sprache bedeutet diese Schreibweise, dass das „a“ wie im Deutschen ausgesprochen wird. Lehár führte in *Mein Werdegang* aus: „Ich bin ein Tornisterkind“. Was folgte, waren die üblichen Merkmale „Soldatenkind“, „im Tornister überall herumgeschleppt“ und „eigentlich nur diesen als Heimat“ anerkennend (Lehár 1907: 1 ff.). Der Hinweis auf seinen mährischen Vater erfolgt ohne Bemerkung zu dessen Nationalität und auch sonst lassen sich keine Zuschreibungen weder seiner Familie oder für sich selbst finden, mit Ausnahme eben des Tornisterkindes. Lediglich Hinweise auf seine Militärmobilität suggerieren, dass er sich im deutsch-, slowakisch- und ungarischsprachigen Umfeld gleichermaßen problemlos zurechtfand und ihm in diesem imperialen Rahmen eine steile Karriere gelang.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts hatte sich das vormoderne Vormärz-Tornisterkind des Kaiserreichs Österreich zum Ausgleichs-Tornisterkind gewandelt. Damit einher ging ein Wandel in dessen Konnotation. Statt mit einer ärmlichen, oftmals verwaisten Herkunft wurde es nun mit dem polyglotten, erfolgreichen Offizierssohn assoziiert. So unterschiedlich die beiden politischen Bezugsrahmen waren, so war doch beiden gemein, dass das Militär (und das vielationale Reich) zur Heimat und zum Identifikationspunkt wurden. Darüber hinaus wurde am Beispiel ihrer Biographien im öffentlichen Diskurs suggeriert, dass Tornisterkinder als idealtypische imperiale Integrationsfiguren das Reich buchstäblich zusammenhielten.

3. Das Umbruchs-Tornisterkind der Republik (Deutsch-)Österreich

Mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg verloren Reich und Dynastie ihren Status als identitäre Bezugspunkte. Das Gleiche galt für die österreichisch-ungarische Armee. Hatten die Ausgleichs-Tornisterkinder einen Karrierevorteil, der ihnen bereits in die Wiege gelegt war, waren sie es auch, denen nach 1918 nachgesagt wurde, sie hätten es am schwierigsten gehabt, sich in den neuen Gegebenheiten eines nationalstaatlichen Zentraleuropa zurechtzufinden (vgl. Gerwarth 2017). Viele Offiziere galten in der Öffentlichkeit als Symbole des alten Regimes und als Kriegsverlierer. Sie erfuhrten einen erheblichen Statusverlust, da ihre vielgestaltige Vita nicht in das Europa der Nachkriegszeit passte. Der Historiker Andrea di Michele bezeichnete jene, die in Italien nach 1918 ihr Glück versuchten, als „tra due divise“, also als zwischen zwei Uniformen stehend. Dies war nicht nur für Ausgleichs-Tornisterkinder der Fall, sondern für viele, die in den Uniformen Österreich-Ungarns gedient hatten (vgl. di Michele 2018). Dies galt nicht nur in Siegerstaaten, wie Italien, Rumänien und Jugoslawien, sondern auch in Österreich.

Bereits in den letzten Wochen des Krieges war sich jeder Beteiligte in Uniform unabhängig von der Nationalität mehr als bewusst, dass dieser für Österreich-Ungarn verloren und die Armee in Auflösung begriffen war. Besonders für die Ausgleichs-Tornisterkinder stellte sich daher die Frage nach der künftigen staatlichen und institutionellen Heimat und damit einhergehend nach der beruflichen Absicherung. Fritz Telmann, eigentlich Friedrich Karl Theumann, Schriftsteller und Journalist, 1873 in Wien geboren (Offenthaler 2014: 243), widmete diesem Thema im Mai 1919 das Feuilleton

Die letzten Tage von Trebinje. Er spielte auf die Besatzung der Festung in dieser herzogowinischen Stadt an:

Ende Oktober. Seit drei Wochen sind wir rein abgeschnitten von der Welt. [...] In unserer Stabsmesse sitzt an der Seite des Festungskommandanten der Adjutant Hauptmann R. Jeden Tag fragt er uns: Kinder, was soll ich machen? Ich bin Kroate, oben bei euch [gemeint ist (Deutsch-)Österreich, T.S.] werden's mich nicht nehmen: meine Frau ist in Ungarn zu Hause, dort kann ich als Kroate nicht leben. Was soll ich tun? Tränen steh'n ihm in den Augen. Und eines Abends kommt er nicht mehr. Die Jugoslawen haben ihn gewonnen: Er wird das Festungskommando übernehmen. Aber die kaiserliche Kokarde wird er, das Tornisterkind nicht ablegen! Und so haben wir noch bis zuletzt einen guten Halt in der südslawischen Flut (Telmann 1919: 1).⁵

Das Tornisterkind der letzten Tage des Reiches prägte die Suche nach der neuen Heimat, die so einfach nicht zu finden war, nicht nur wegen seiner ihm von außen zugewiesenen „eigentlichen“ Nationalität, die es auf bestimmte Gebiete festlegte, sondern auch, weil es entweder von Seiten der Eltern oder durch die Ehe mehrere mögliche Bezugspunkte gab. Das Umbruchs-Tornisterkind im Feuilleton verweist auf seine eigene Nationalität, entscheidet auf dessen Grundlage über seine Zukunft, aber wendet sich dennoch nicht von seinen ehemaligen Kameraden aus dem schwindenden imperialen Bezugsrahmen ab. Trotz des Ausgangs des Krieges und seiner Entscheidung, zum ehemaligen Feind – dem Königreich der Serben-Kroaten-Slowenien, später Jugoslawien – überzutreten, besteht ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl weiter. Die Formulierung „oben bei euch werden's mich nicht nehmen“ zeigt aber auch, dass Theumann zumindest zu Anfang mit dem Gedanken spielte, im österreichischen Nachfolgestaat eine Anstellung unabhängig seiner eigenen Nationalität zu bekommen.

Viele Ausgleichs-Tornisterkinder im Offiziersrang versuchten zunächst eine Anstellung in Österreich zu bekommen. Man hoffte auf ehemalige Standeskameraden, die im neuen Ministerium mitentscheiden würden, und da jeder deutsch beherrschte, schien dies auch naheliegend. Dieses neue Österreich aber war nicht mehr jenes kaiserliche, in dessen Militär die Offiziere ihre – oftmals erfolgreiche – Karriere begonnen und durchlaufen hatten. Der Friedensvertrag von St. Germain behandelte die Republik Österreich als Nachfolgerin Österreich-Ungarns, und sie wurde so auch von vielen tausend Offizieren wahrgenommen. Der Vertrag schränkte daher die künftige Streitmacht ein. Mehr noch, im Verlauf der Verhandlungen wollten sich die Repräsentanten der Republik als Deutschösterreicher bezeichnet wissen (vgl. Scheer 2021). Auch wenn die Bezeichnung letztlich verboten wurde, so wurde doch unter diesen politischen Vorzeichen in der neuen Armee Personalpolitik betrieben.

Das Österreichischen Staatsarchiv archiviert einen Quellenbestand, der besonders eindrucksvoll die Lage der ehemaligen k.u.k. Offiziere auf der Suche nach Anstellung widerspiegelt. Dabei handelt es sich um die Reichskommissionen, die sich mit den Bewerbungsschreiben von Offizieren und Unteroffizieren beschäftigten.⁶ Die Formulare

5 Die Episode erinnert an ein bekanntes Bühnenstück, dessen Hauptprotagonist sich in einer ähnlichen Situation befindet, aber sein Leben schließlich selbst beendet: Franz Theodor Csokors' 3. November 1918.

6 Vgl. ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C.

zeigen, dass unzählige Bewerbungen von Offizieren stammten, die nicht deutscher oder zumindest nicht eindeutig deutscher Nationalität waren. Aufgrund politischer Stoßrichtung, aber vor allem auch mit einer viel zu hohen Antragszahl konfrontiert, musste daher rasch aussortiert werden. Hauptkriterium war in erster Linie die österreichische Staatsbürgerschaft, die jeder automatisch erhielt, dessen Heimatzuständigkeit vor dem Umbruch in den nachmaligen Grenzen Österreichs lag. Aus diesem Grund weisen zahllose Formulare Änderungen auf – vor allem im Zeitraum ab Oktober 1918 bis in die frühen 1920er Jahre. Der Historiker Helmut Konrad bezeichnet die anfänglichen Masseneinbürgerungen als „Österreichischmachen“. Die Gemeinden, in denen um Heimatzuständig angesucht wurde, zeigten sich allerdings immer weniger freigiebig und stellten immer größere Anforderungen an „deutsche Nationalität“ (vgl. Konrad 2018). General Urbański schrieb über die Zeit nach dem Umbruch, dass es nicht nur Schwierigkeiten bei einer Anstellung gab, sondern auch was den Bezug von Pensionen betraf:

Am 1.1.1919 wurden wir Generale ex offo in den dauernden Ruhestand versetzt, der Bezug eines Ruhegehaltes war an die österreichische Staatsbürgerschaft gebunden – und die besaß ich nicht. Bei uns Tornisterkindern hatte die Heimatzuständigkeit nie eine Rolle gespielt. Wir waren grundsätzlich „Österreicher“, niemand hat sich während unserer aktiven Dienstzeit um die Zuständigkeit in einem der Kronländer gekümmert. Plötzlich war ich mit meiner Familie „heimatlos“. [...] Gleich mir sammelten sich in Graz viele heimatlos und brotlos gewordenen Tornisterkinder, die aus den Nachfolgestaaten ausgewiesen, in dem klein gewordenen Österreich Schutz und Brot suchten (Urbański o. D.: 299 f.).

Die Fragen in den Reichskommissions-Formularen wurden immer zahlreicher, vor allem hinsichtlich der Identitätskriterien. Randbemerkungen und farbliche Unterstreichungen zeigen darüber hinaus, worauf in den Kommissionen Augenmerk gelegt wurde. Der Bewerber Orest Adasiewicz beantwortete im Formular „Übertritt zur Bewaffneten Macht Deutsch-Österreichs“ die Frage nach „Nationalität“ mit „Österreich“. Er bekam zwar nicht sofort eine Absage, hatte aber ein weiteres Formular auszufüllen bzw. mit seiner Unterschrift zu beglaubigen. Darin musste er sich als zur „deutschen Nation“ zugehörig bezeichnen.⁷ Das Gesuch wurde abgelehnt, ebenso wie jenes von Adolf Abram. Bei ihm allerdings erfolgte der Hinweis, seine Heimatberechtigung vor 1918 wäre in Galizien gewesen, das zwar k.u.k. Österreich war, aber nicht in den Grenzen nach 1918 lag. Außerdem hätte er eine Volksschule mit nichtdeutscher Unterrichtssprache besucht.⁸ Über die Monate erfolgten immer mehr Hinweise in den Formularen, die auf die Verengung von Kriterien für eine deutsche Nationalität abzielten. Schließlich erfolgten immer mehr Entscheidungen der Kommission in dem ebenfalls erst später eingeführten Feld „Gutachten und Antrag der Vorprüfungskommission“ mit dem Vordruck: „Deutscher Nationalität; Aufnahmsbedingung erfüllt“.⁹ Der Karrierevorteil der Ausgleichs-Tornisterkinder von vor 1918 – das Setzen auf Mehrsprachigkeit, imperiale Mobilität, den Bezugspunkt Armee und Reich anstelle einer nationalen Identifikation

⁷ ÖStA/Archiv der Republik [AdR], Bundesministerium für Landesverteidigung [BMLV], Reichskommission A, Orest Adasiewicz.

⁸ ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C, Adolf Abram.

⁹ Siehe die Formulare in: ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C.

– entpuppte sich nun als Nachteil. Mehr noch, das Umbruchs-Tornisterkinder musste nun Facetten seiner Biographie ausblenden oder umdeuten, um in das neue Nationalstaatsprinzip und seine Armee zu passen.

Die Lage gestaltete sich vor allem für jene Ausgleichs-Tornisterkinder schwierig, die bereits im fortgeschrittenen Alter waren bzw. hohe Funktionen bekleidet hatten. Trotz ihrer deutschen Nationalität wurden sie als Träger des alten Systems nicht in das neue Heer in Österreich übernommen bzw. hatten Schwierigkeiten, ihr Anrecht auf Pensionen geltend zu machen. Der ehemalige k.u.k. Offizier Emil Seeliger widmete 1924 mehreren Generälen und ihren Nachkriegsschicksalen einen Artikel im *Neuen Wiener Tagblatt*. Er beschrieb am Beispiel General Auffenberg- Komarów die Lage eines Umbruchs-Tornisterkindes:

Jetzt bildet das zeitgemäß recht schmale Honorar für gelegentliche Artikel in Tagesblättern das einzige Einkommen des nunmehr Siebzigjährigen: den Landkartenkünstlern von Saint-Germain letzten Endes dankt der Exfeldherr Auffenberg, dass er keinen Heller Pension bezieht. Er soll Rumäne werden und in sein neues Vaterland ziehen, dann bekommt er was, befiehlt der Weltverbesser Gesetz dem greisen Soldaten, der als Tornisterkind vor sieben Jahrzehnten zufällig in einer siebenbürgischen Garnison geboren war. Auffenberg spricht kein Wort rumänisch – und wollte er an seinem späten Lebensabend auch auswandern, so lautet das Diktat, er hätte die ganz unerschwinglichen Übersiedlungskosten aus eigener leerer Tasche zu bezahlen! (Seeliger 1924: 6).

Waren Umbruchs-Tornisterkinder in den frühen 1920er Jahren noch ein häufiges Thema in biographischen Zuschreibungen, so wurde die Bezeichnung gegen Ende dieses Jahrzehnts immer seltener gebraucht. Ihre facettenreichen Eigenschaften wurden zwar fast immer noch positiv hervorgehoben, die Beschreibungen folgten aber dem Duktus der Zeit. Franz Lehár, dessen Lebenslauf sich über mehrere politische Brüche hinweg nachverfolgen lässt, ist hierfür wohl das anschaulichste Beispiel. 1928 widmete ihm Ernst Décsey im *Radio Wien Magazin* einen Beitrag:

Lehar hat sich selbst seinen Weg gebahnt. Er wuchs als Tornisterkind auf, das heißt, er folgte seinem Vater, der Militärkapellmeister ist, durch alle möglichen Garnisonen der alten Monarchie, er lernt in Musikschule und in der Praxis, er komponiert bereits mit sechs Jahren ein Lied und wird noch mit sechzig weiterkomponieren, denn er besitzt die innere Fülle, wie sie Abkömmlinge wertvoller Mischrassen haben. Er ist Deutscher dem Geblüt seiner Mutter nach, ist Ungar von väterlicher Seit her, aber es fließen noch slawische und vielleicht französische Blutquellen in ihm zusammen und die richtige Dosierung aller diese Elemente nahm zuletzt die Stadt Wien vor, in deren Kessel seit altersher die Geblüte gut gemischt wurden (Decsey 1928: 1394).

Nicht Nationalitäten oder Völkern entstammte Lehár, wie es vor 1918 zumeist öffentlich zugeschrieben worden wäre, sondern er gehöre einer „Mischrasse“ an. Darüber hinaus wurde noch die Eigenschaft „wertvoll“ verwendet, was suggerierte, dass es auch weniger wertvolle Tornisterkinder in Österreich-Ungarn gegeben hätte. Dies ist ein Zu-

satz, der in den hier bereits besprochenen Beiträgen von vor 1918 so gut wie nie vorkam. Zehn Jahre nach dem Ende Österreich-Ungarns wird das Gemischte des Tornisterkinds zwar noch positiv hervorgehoben, doch finden sich Begrifflichkeiten, die bereits dem Zeitgeist geschuldet sind. Der Autor, Ernst Décsey, 1870 im ungarischen Sopron geboren, war Schriftsteller und Musikkritiker und erreichte bis zum Ende des Ersten Weltkrieges den Rang eines Hauptmanns. Der Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 beendete endgültig seine Karriere (N. N. 1957: 173).

Schlussbetrachtung

Anders als andere Modewörter, die Personengruppen im Verlauf des besprochenen Zeitraums zugeschrieben wurden, lässt sich das Tornisterkind über mehr als einhundert Jahre in Quellen unterschiedlichster Provenienz nachverfolgen. Neben Fremdzuschreibungen kam es auch zu Eigenzuschreibungen. Dieser Beitrag macht drei voneinander abgrenzbare Hauptdeutungsmuster des Begriffs Tornisterkind fest, die dem politischen Wandel folgten: das Vormärz-, das Ausgleichs- und das Umbruchs-Tornisterkind. Die einzige Bezugskonstante für dieses Deutungsmuster bildete das Militär, welches allerdings selbst einem drastischen Wandel von vormodern-imperial über modernisierend-imperial zu national durchmachte und sich daher in Hinblick auf Personalpolitik, Organisation und politischer Ausrichtung stark veränderte.

Stieg das typische Vormärz-Tornisterkind aus einfachen Verhältnissen zum Offizier auf, begann das Ausgleichs-Tornisterkind, den neuen Gegebenheiten nach 1867 entsprechend, bereits als Offizierssohn. Hatte Ersteres trotz widriger Umstände Karriere gemacht, wurden die nötigen Merkmale Letzterem bereits in die Wiege gelegt. Es war mehrsprachig, kannte die Regionen des Reiches, und besaß ein Fingerspitzengefühl im Umgang mit der so diversen Bevölkerung, da es meist selbst einer gemischten Ehe entsprang. Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg folgte ein Umbruch. Das Tornisterkind galt nun als Symbol des alten Systems und als Verlierer. Es hatte seine vormals karrierefördernden Eigenschaften zu verschweigen bzw. umzudeuten auf eine nationale (im besprochenen österreichischen Fall, eine deutsche) Identität.

LITERATUR

- Auffenberg-Komarów, Moritz (1921): Aus Österreichs Höhe und Niedergang. Eine Lebensschildерung, München: Drei Masken Verlag.
- Autorenkollektiv (1885-1892): Tornister. In: Meyers Konversationslexikon, Bd. 15. Online <https://www.retrorbibliothek.de/retrobib/seite.html?id=115794> (6.10.2023).
- Balla, Tibor (2010): A Nagy Háború osztrák-magyar táborskerek. Tábornagyok, vezérezredesek, gyalogsági és lovassági táborskerek, táboroszernagyok, Zugleich Dissertation, Universität Budapest 2010, Budapest.
- Becker, Peter (Hg.) (2011): Sprachvollzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, 1800-2000, Bd. 1, Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839410073>
- Berkovich, Ilya und Michael Wenzel (2023): The Austrian Army. In: Alan Forrest (Leitender Hg.): The Cambridge History of the Napoleonic Wars, Bd. 2, Cambridge: Cambridge University Press, 106-28. <https://doi.org/10.1017/9781108278096.007>
- Berkovich, Ilya (2022): Conscription in the Habsburg Monarchy. 1740-1792, in: William D. Godsey, Petr Mat'a (Hg.): The Habsburg Monarchy as a Fiscal-Military State: Contours and Perspectives 1648-1815, Oxford: Oxford University Press, 298-321. <https://doi.org/10.5871/bacad/9780197267349.003.0014>

- Cole, Laurence (2014): Military Culture and Popular Patriotism in Late Imperial Austria. Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199672042.001.0001>
- Csokor, Franz Theodor (1936): 3. November 1918. Ende der Armee Österreich-Ungarns, Drei Akte, Wien: Zsolnay.
- Deák, István (1990): Beyond Nationalism. A social and political History of the Habsburg Officer Corps, 1848-1918, New York, Oxford: Oxford University Press.
- Decsey, Ernst: Literarisch-Musikalischer Teil. Zu Franz Lehárs Künstlerjubiläum, in: Radio Wien, 9.7.1928, 1393-1394.
- Di Michele, Andrea (2018): Tra due divise. La Grande Guerra degli Italiani d'Austria, Bari: Editori Laterza.
- Dusini, Arno (2005): Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung, Paderborn, München: Fink.
- Gerwarth, Robert (2016): The Vanquished. Why the First World War failed to end. London: Penguin.
- Größing, Helmuth (1974): Messenhauser, Wenzel Georg (Cäsar). In: Österreichisches Biographisches Lexikon, 1815-1950, Bd. 6 (Lfg. 28), 241-242.
- Judson, Pieter M. (2016): The Habsburg Empire. A New History, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/9780674969346>
- Judson, Pieter M. (2006): Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv22jnrgp>
- Kerchnawe, Hugo (1907): Unser letzter Kampf. Das Vermächtnis eines alten kaiserlichen Soldaten, Wien, Leipzig: C. W. Stern Verlag.
- Kleeberg, Rudolf (1915): Die Nationalitätenstatistik, ihre Ziele, Methoden und Ergebnisse. Zugeleich Dissertation, Universität Leipzig 1915, Weida in Thüringen: Thomas & Hubert.
- Konrad, Helmut (2018): Die Österreichermacher. In: Mitteleuropazentrum an der Andrassy Universität Budapest (Hg.): Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien 2016/2017, Budapest: New Academic Press, 237-250.
- K. (u.) k. (Reichs)Kriegs-Ministerium (Hg.) (1889): Militär-Statistisches Jahrbuch für das Jahr 1888, Wien: k.k. Hof- und Staatsdruckerei.
- N. N. (1957): Decsey Ernst. In: ÖBL 1815-1950, Bd. 1 (1957), 173.
- Offenthaler, Eva (2014): Telmann, Fritz. In: ÖBL 1815-1950, Bd. 14 (Lfg. 65, 2014), 243.
- Previšić, Boris (2017): „Es heiszt aber ganz Europa ...“. Imperiale Vermächtnisse von Herder bis Handke, Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Roda Roda, Alexander (1925): Roda Rodas Roman. München: Drei Masken Verlag.
- Roda Roda, Alexander (1918): Feuilleton. Die lebenden Vierzehn, in: Pester Lloyd, 26.7.1918, 1-2.
- Rothenberg, Gunther E. (1977): The Art of Warfare in the Age of Napoleon. London: Indiana University Press.
- Scheer, Tamara (2022): Die Sprachenvielfalt in der österreichisch-ungarischen Armee, 1867-1918, Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien, Bd. 31, Wien: HGM Heeresgeschichtliches Museum.
- Scheer, Tamara (2021): V. Teil. Bestimmungen zu Land-, See- und Luftstreitkräfte, in: Herbert Kalb, Thomas Olechowski und Anita Ziegerhofer (Hg.): Der Vertrag von St. Germain. Kommentar, Wien: Manz, 291-348. Online als PDF: <https://digital.obvsg.at/obvug-roa/download/pdf/7112749?originalFilename=true>
- Scheer, Tamara (2019): Von Friedensfurien und Dalmatinischen Küstenreihen: Die vergessenen Wörter der Habsburgermonarchie. Wien: Amalthea.
- Urbanitsch, Peter (2011): Der Ausgleich zwischen den Nationen untereinander und zwischen den Nationen und dem Staat in Cisleithanien. In: Pierre Behar und Eva Philippoff (Hg.): Von der Doppelmonarchie zur Europäischen Union. Österreichs Vermächtnis und Erbe, Documenta Austriaca – Literatur und Kultur in den Ländern der ehemaligen Donaumonarchie, Bd. 1, Hildesheim: Georg Olms Verlag, 63-92.

QUELLEN

- Gottschall, Rudolf (1875): Dramen und Gedichte von Felix Dahn. In: Blätter für literarische Unterhaltung, 12.8.1875, 514-518.
- Lehár, Fanz (1907): Feuilleton. Mein Werdegang, in: Die Zeit, 13.10.1907, 1-3.
- N. N. (1865): Feuilleton. Weihnachten, Skizze vom Lieutenant W. Rücke, in: Der Kamerad, Österreichisch-ungarische Wehr-Zeitung, 22.12.1865, 839.
- N. N. (1866): Paradeadjustierung. Ein Kapitel, welches nebenbei auch von anderen Dinge handelt. In: Der Kamerad, Militär-belletristisches Wochenblatt, 16.11.1866, 980.
- N. N. (1867): Cäsar Wenzel Messenhauser. In: Die Neue Zeit: Olmützer Politische Zeitung, 27.7.1867, 3.
- N. N. (1869): Feuilleton. Tornisterlieschen, in: Die Neue Zeit: Olmützer politische Zeitung, 12.3.1869, 1.
- N. N. (1878): Sterbefälle. In: Neuigkeits-Welt-Blatt, 1.1.1878, 3.
- N. N. (1895): Franz Laurencic. In: Das Vaterland, 29.12.1895, 9.
- N. N. (1906): Theater- und Kunstmärkten. In: Neue Freie Presse, 14.2.1906, 12.
- N. N. (1907): Franz Lehar. In: Deutsches Volksblatt, 11.1.1907.
- Nowotny, Karl (o. D.): Erinnerungen aus meinem Leben während der Zeit von 1868-1918, ÖStA/KA/NL, B/417:13.
- Österreichisches Staatsarchiv [ÖStA]/Kriegsarchiv [KA]/Nachlasssammlung [NL], B/58:4, August von Urbánski: Das Tornisterkind. Unveröffentlichtes Manuskript, o. D.
- ÖStA/Archiv der Republik [AdR], Bundesministerium für Landesverteidigung [BMLV], Reichskommission A, Orest Adasiewicz.
- ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C.
- ÖStA/AdR/BMLV, Reichskommission C, Adolf Abram.
- Seeliger, Emil (1924): Feldherrenschicksale. In: Neues Wiener Tagblatt, Tagesausgabe, 27.7.1924, 6-7.
- Telmann, Fritz (1919): Feuilleton. Die letzten Tage von Trebinje, in: Die Zeit, 30.5.1919, 1.

Zusammenfassung

Die lange zurückreichende imperiale Prägung Österreichs führte zu einer starken Binennmigration der nach Sprache, Ethnie und Religion so diversen Bevölkerung. Imperiale Autoritäten blickten oftmals auf eine wiederkehrende berufliche Migration, die dazu führte, dass die Ehefrau einer anderen Nationalität entstammte und die Kinder in den unterschiedlichsten Gegenden zur Welt kamen und zur Schule gingen. Dies traf nicht nur, aber insbesondere auf die Militärangehörigen zu, weshalb sie es auch waren, denen der Begriff Tornisterkind in erster Linie zugeschrieben wurde.

Dieser Beitrag zeigt am Begriff „Tornisterkind“, wie sehr imperiale Biographien durch kollektive Diskurse geformt wurden, wie diese Diskurse das Bild von Imperium mitgestalteten und wie gleichzeitig verschiedene Bezugsrahmen miteinander konkurrierten. Zu diesen Bezugsrahmen zählten „Nation“ und „Imperium“, vorangegangene Epochen ebenso wie zeitgenössische politische Verhältnisse und Wunschvorstellungen für die Zukunft. Auch die Rolle des Militärs wandelte sich mehrmals im Laufe des in diesem Beitrag untersuchten Zeitraums von mehr als einhundert Jahren. Die Quellenanalyse ergab vor diesem Hintergrund folgende Periodisierung der Begriffsentwicklung: das „Vormärz-Tornisterkind“ (bis 1867), das „Ausgleichs-Tornisterkind“ (1867-1918) und das „Umbruchs-Tornisterkind“ (ab 1918).

Ein Urgroßvater aus Zentralasien für eine Tochter der Republik

Kollektivbiographische Perspektiven auf die Nachkommen des Propheten am Beispiel der Memoiren von Saffet Tanman (1912-2012)

Barbara Henning

Im März 2022 nahm ich an einem Familientreffen im Umland der jordanischen Hauptstadt Amman teil. Etwa fünfzig Familienmitglieder aller Altersgruppen waren an diesem Nachmittag zwanglos zusammengekommen. Als ich eintreffe, sind sie in Gespräche vertieft oder genießen das gute Essen unter freiem Himmel und das frühlingshafte Wetter. Ich bin hier, um etwas über die Geschichte und das Selbstbewusstsein dieser Familie zu lernen, die ihre Abstammung über die Jahrhunderte der islamischen Geschichte hinweg bis zum Propheten Muhammad belegen kann. Ein älteres männliches Familienmitglied bittet mich im Laufe des Nachmittags auf ein Glas Tee an seinen Tisch. Er will sich Klarheit über meine Absichten verschaffen, erkundigt sich ausführlich nach meiner Biographie, meinem Studienabschluss und meinen Forschungsschwerpunkten. Ich habe in den letzten Wochen schon mehrfach ähnliche Gespräche im Familienumfeld geführt und wundere mich daher, als er plötzlich vom mir bisher vertrauten Skript abweicht: Er fragt, warum ich ausgerechnet seine Familie und darüber hinaus an ihrem Beispiel die besonders privilegierte Gruppe der Prophetennachkommen erforschen möchte. Ich bin überrascht. Das hatte bisher kein anderes Mitglied der Familie wissen wollen, weder beim gemeinsamen Nachmittagstee mit einer Gruppe weiblicher Familienangehöriger einige Wochen zuvor noch in den zahlreichen Einzelgesprächen, die ich nach dieser ersten Kontaktaufnahme geführt hatte. Dass mich der besondere Status, die herausgehobene politische und soziale Rolle und die historische Bedeutung der Familie interessieren, war für alle selbstverständlich und bedurfte bisher keiner Erklärung oder gar Rechtfertigung. Mein Gesprächspartner an diesem Nachmittag, so stellt sich schnell heraus, hat einen anderen Blick auf die Dinge. Er ist selbst ausgebildeter Sozialwissenschaftler und interessiert sich seit vielen Jahren insbesondere für Revolutionäre und politische Protestbewegungen weltweit. Schon aus diesem Grund, so merkt er kritisch an, kümmere er sich bevorzugt um diejenigen Gruppen und Akteure, die keine Stimme haben und deren Geschichte bisher noch kaum erzählt wurde. Da gäbe es schließlich genug zu tun. Ich versuche, ihn zu überzeugen, warum mich trotzdem ausgerechnet die Prophetennachkommen und damit auch die Geschichte seiner Familie besonders interessieren. Ganz gelingen will es mir an diesem Nachmittag nicht.¹

1 Die hier zugrundeliegenden Interviews fanden im Februar und März 2022 während eines Forschungsaufenthaltes in Amman statt, bei der betreffenden Familie handelt es sich um Prophetennachkommen aus

Im Folgenden möchte ich auf diese Frage zurückkommen und zeigen, wie ein kollektivbiographischer Blick auf die Nachkommen des Propheten Muhammad zu einem umfassenderen Verständnis der spätosmanischen und postimperialen Geschichte des östlichen Mittelmeerraums beitragen kann. Zur Veranschaulichung meiner Überlegungen dient mir die Autobiographie der türkischen Unternehmerin Saffet Tanman (1912-2012).² Die Autorin führt als Mitglied der osmanischen Çerkesşeyhîzâde-Familie ihre Abstammung auf den Propheten Muhammad zurück und wuchs als Tochter eines osmanischen Justizbeamten und als Nichte des letzten osmanischen *nakîbü'l-eşrâf* Ahmed Muhtar Efendi in Istanbul und der Provinzstadt Kastamonu auf. Nachdem sich ihr Vater der Unabhängigkeitsbewegung um Mustafa Kemal Atatürk angeschlossen hatte, verbrachte sie die Jahre unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg mit ihrer Familie in Ankara. In der frühen Republikzeit studierte sie dann als eine der ersten Frauen in der Türkei in Istanbul Romanistik und Literaturwissenschaften. Nach dem Zweiten Weltkrieg wandte sie sich dann ganz neuen Themen zu und baute gemeinsam mit ihrem Ehemann Fahri Tanman eine Baumwollplantage in der Ebene des Menderes-Flusses in Westanatolien auf. Saffet Tanman schreibt in ihrer Autobiographie auf den ersten Blick vor allem über ihren eigenen Weg und ihren Erfolg als moderne Selfmadeunternehmerin. Auf den zweiten Blick erzählen ihre Aufzeichnungen jedoch auch die Geschichte verschiedener Kollektive, zu denen sie sich zugehörig fühlte und die im von ihr schwerpunktmäßig geschilderten Zeitraum zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und den 1960er Jahren weitreichende Umbrüche, Umdeutungen und Bedeutungsverluste durchlaufen haben, von denen einige aber auch über das Ende des osmanischen Reichs hinaus relevant, orientierend und sogar handlungsleitend für sie geblieben sind.

Machtkulturen in der Sozialwissenschaft und in der spätosmanischen Geschichte

Eine kollektivbiographische Untersuchung der Prophetennachkommen als Teil einer imperialen Elite schreibt sich in seit Jahrzehnten geführte Forschungsdiskussionen ein. Die Sozialanthropologin Laura Nader forderte bereits 1972, dass sich die Kulturwissenschaft der Untersuchung von Machtstrukturen sowie der Institutionen und Prozesse, die an der Ausübung von Macht und Verantwortung beteiligt sind, stärker widmen müsse. Sie argumentierte, dass sich aus einer Perspektive auf die Mächtigen in der Gesellschaft neue Fragen auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten ergäben (Nader 1972: 6 f.). Dieser Perspektivwechsel und damit einhergehende Verfremdungseffekte lassen sich auch für den postosmanischen Zusammenhang nutzbar machen. Macht verstand Nader dabei als ein vielschichtiges Phänomen, welches über Netzwerke wirkt und durch Performanz in alltägliche Lebenswelten und soziale Strukturen eingeschrieben wird, dabei aber auch mit bestimmten Werten, Haltungen und Erwartungen verknüpft ist. Zu erforschen galt es aus dieser Perspektive einen ganzen Problemkomplex, den

Jerusalem, darüber hinaus bleiben die Akteure hier anonym. Ich danke dem Institut Français du Proche Orient (IFPO) Amman und der Arab-German Young Academy of Sciences and Humanities (AGYA) für die Unterstützung bei der Umsetzung dieser Recherchen.

2 Die Autobiographie erschien in zwei kurz hintereinander veröffentlichten Bänden und hat seitdem mehrere Wiederauflagen erfahren. Tanman (2005): Batnas Tepeleri'nde Zaman (Die Zeit in den Hügeln von Batnas) und Tanman (2008): Ilgaz Dağları'ndan Batnas Tepeleri'ne (Von den Ilgaz Bergen zu den Hügeln von Batnas). Beide Bände tragen den Untertitel *ani*, Erinnerung.

Nader mit *culture of power* umschrieben hat und in dem die Mechanismen der Machtausübung ebenso mitgedacht werden wie die vielfältigen Auswirkungen von Macht auf Abhängige (Nader 1972: 5). Für das Fallbeispiel der Prophetennachkommen bietet ihr Konzept der *culture of power* mit seiner zweifachen analytischen Verschränkung von Haltungen und performativen Aspekten einerseits sowie von Macht ausübenden und Adressaten von Macht andererseits einen besonders geeigneten Zugang. Denn eine Abstammung vom Propheten, sei sie auch einwandfrei nachgewiesen und dokumentiert, führte in der osmanischen Geschichte nicht automatisch zu Macht im Sinne von politischem Einfluss, ökonomischer Vormachtstellung oder religiöser Autorität. Im Gegenteil, auch in den weniger privilegierten sozialen Schichten des osmanischen Reichs traf man auf zahlreiche Nachkommen des Propheten (Kılıç 2005: 12 ff.; Van Aren-donk/Graham 1997: 329 ff.). Macht erscheint in diesem Zusammenhang als ein Potential, das es fallbezogen zu aktivieren gilt. Naders Zugang der *culture of power* kann hier anknüpfen und eröffnet für das Fallbeispiel der Abstammung vom Propheten eine Reihe weiterführender Fragen: Was musste konkret passieren, damit ein Macht- und Statusanspruch in greifbare Ressourcen und Handlungsoptionen übersetzt werden konnte, und für welche Akteure und Akteurinnen war das möglich? Auf welche Reaktionen trafen solche Ambitionen und Ansprüche bei unterschiedlichen Adressaten? Der besonders hervorgehobene Status und die damit verbundenen Handlungsräume der Prophetennachkommen im osmanischen Kontext waren nicht einseitig festgelegt, weder von ihnen selbst noch von politischen oder religiösen Autoritäten, sondern basierten auf Anerkennung und kontinuierlicher Aushandlung innerhalb der Gesellschaft, wie sie beispielsweise im Rahmen alltäglicher Interaktionen und Praktiken stattfinden konnten: Spezielle Begrüßungsformeln und ehrfürchtige Handküsse, Segensformeln und Titel zur Anrede spielten dabei ebenso eine Rolle wie besonders hervorgehobene Kleidung oder die Zuschreibung bestimmter Fähigkeiten und Kenntnisse. Mit Blick auf die Prophetennachkommen lässt sich so nach Potenzialen und – erfolgreichen wie auch gescheiterten – Aktivierungsversuchen von Macht und Status fragen. Wie standen dabei kollektive und individuelle Strategien in Wechselwirkung, und trugen vielleicht gerade die in Armut lebenden Verwandten zu Glaubwürdigkeit, Charisma und Nahbarkeit der tatsächlich politisch einflussreichen und wirtschaftlich mächtigen Prophetennachkommen im osmanischen Reich bei? Klar ist, dass viele dieser Fragen nur mit Blick auf das Kollektiv zu beantworten sind. Für die osmanische und postsmanische Geschichte erscheint es außerdem sinnvoll, von *cultures of power*, also von überlappenden, miteinander verflochtenen oder sogar konkurrierenden Machtkulturen im Plural zu sprechen. Auf diesen Aspekt und die damit verbundenen Dynamiken werde ich am Beispiel der Memoiren von Saffet Tanman noch zurückkommen. Zuvor soll aber kurz von aktuellen kollektivbiographischen Zugängen zur späatosmanischen Geschichte die Rede sein, die weitere Inspirationen für eine Annäherung an die Autobiographie von Saffet Tanman und die Lebensumstände der Prophetennachkommen in spät- und postsmanischer Zeit insgesamt liefern können.

Im Unterschied zu Laura Naders Wirkungsfeld der gegenwartsbezogenen Sozialanthropologie, die marginalisierten Gruppen sowie ethnischen und religiösen Minderheiten von jeher große Aufmerksamkeit widmet und machthabende Eliten im Gegensatz dazu erst seit den 1970er Jahren stärker in den Fokus gerückt hat, sind die imperialen Eliten in der osmanischen Geschichte, nicht zuletzt aufgrund der spezifischen Archivsituation und Quellenlage, verhältnismäßig gut erforscht (Faroqhi 1999: 12 f.). In

den letzten Jahren ist auch eine Reihe dezidiert kollektivbiographisch ausgerichteter Untersuchungen zu spätsmanischen Eliten erschienen. So vollzieht Mostafa Minawi in *Losing Istanbul* (2023) die Lebensgeschichten ausgewählter Mitglieder der in Damaskus verwurzelten 'Azmāde-Familie nach und liest diese als exemplarisch für die Erfahrungen von Vertretern einer im ausgehenden 19. Jahrhundert immens einflussreichen, später jedoch fast vollständig in Vergessenheit geratenen arabisch-osmanischen Beamtenelite im spätsmanischen Istanbul während der Regierungszeit Sultan 'Abdülhamīds II. (1876-1909). Minawis kollektivbiographischer Zugang zielt dabei auch darauf ab, die Deutungshoheit der osmanisch-imperialen Archive produktiv aufzubrechen und anstelle einer staatszentrierten Perspektive und den Kategorien der imperialen Bürokratie die konkreten Erfahrungen, die ausgewählte Familienmitglieder selbst in unterschiedlichen, teilweise miteinander verflochtenen sozialen und politischen Räumen in einer Zeit des Übergangs machten, in den Vordergrund zu stellen. Der Zusammenbruch des osmanischen Reichs, so argumentiert Minawi, wird auch auf der Mikroebene innerhalb der Familie, im Alltag und im sozialen Umfeld nachvollziehbar, wo gemeinsame Kommunikationsräume, Selbstbilder und Bindungen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zunehmend unter Druck gerieten (Minawi 2023: 211). Ähnlich wie Laura Nader hat auch Minawi mit seiner Kollektivbiographie der 'Azmādes einen Perspektivwechsel vorgenommen: Indem er die spätsmanische Zeit durch die Augen der zu diesem Zeitpunkt einflussreichen arabisch-osmanischen Beamtenelite betrachtet, schreibt er einen später aus dem Blickfeld geratenen, aber weit über das Ende des osmanischen Reichs hinaus relevanten Machtfaktor der spätsmanischen Realität wieder in die historiographische Erzählung ein und kommt so zu einer umfassenderen und vielstimmigeren imperialen Geschichte, die sich an der Erfahrung der historischen Akteure orientiert, zu einer „total history of an empire at the scale of human experience“ (Minawi 2023: 15).

Michael Provence schlägt mit seiner Studie zur *Last Ottoman Generation* (2017) einen ähnlichen Weg ein. Auch er interessiert sich besonders für die historischen Erfahrungen eines Kollektivs in spätsmanischer Zeit und in den Jahrzehnten unmittelbar nach dem Zusammenbruch des osmanischen Reichs. Dazu nimmt er vor allem arabisch-sprachige Mitglieder der spätsmanischen Militärelite in den Blick und vollzieht die für diese Generation spezifischen Ausbildungswege, formativen Erfahrungen und gemeinsamen Prägungen nach. Seine Perspektive auf eine spätsmanisch sozialisierte und politisierte Generation versteht er dabei als dringend notwendiges Korrektiv zur bisher dominierenden Historiographie des von ihm untersuchten Zeitraums, die stark auf eine jeweils eigenständige Entstehung voneinander separater Nationalstaaten fokussiert war und demgegenüber weiterhin vorherrschende gemeinsame politische Haltungen, Horizonte und Zukunftserwartung weitgehend außer Acht gelassen hat (Provence 2017: 4). Auch für Provence ergeben sich durch diesen Perspektivwechsel neue Einsichten. Es gelingt ihm insbesondere, eine übergreifende kritische Haltung der arabisch-osmanischen militärischen Eliten gegenüber dem europäischen Imperialismus greifbar zu machen, die in der vorherrschenden Historiographie kaum Beachtung gefunden hat (Provence 2017: 6 ff.). Ähnlich wie Minawi will auch Provence explizit solche historischen Akteure und Kollektive mit ihren Erfahrungen und Perspektiven sichtbar machen, die an spätsmanischen Modernisierungsdiskursen prominent beteiligt waren, die jedoch zunächst von kolonialer und später von nationalstaatlicher His-

toriographie an den Rand gedrängt wurden. Trotz dieser Verdrängung aus dem öffentlichen Bewusstsein, so wird sowohl bei Minawi als auch bei Provence deutlich, blieben spätosemische Denkhörizonte, Haltungen und Netzwerke weit über das Ende des osmanischen Reichs hinaus prägend für politische, soziale und ökonomische Entwicklungen in der Region. So geht Provence davon aus, dass über den gesamten postosmanischen Raum hinweg bis weit in die 1940er Jahre hinein eine geteilte und weiterhin wirksame Machtkultur mit den ihr eigenen Haltungen und Strukturen Bestand hatte (Provence 2017: 227 ff.).

Diese und weitere kollektivbiographische Forschungsperspektiven auf die spätosemische Geschichte (Schumann 2001; Dakhli 2009) lassen sich auf das Fallbeispiel der Prophetennachkommen übertragen: Auch in ihrem Fall handelt es sich um ein in spätosemischer Zeit einflussreiches und nahezu omnipräsentes Kollektiv, das jedoch nach 1923 weitgehend aus dem öffentlichen Raum und dem kollektiven Geschichtsbewusstsein verschwunden ist. Gerade für Momente des Umbruchs und der Transformation, wie beispielsweise nach dem Ende des osmanischen Reichs, bietet eine Neufokussierung auf die Geschichte der Prophetennachkommen einen in mehrfacher Weise besonders geeigneten Zugriff. Im Unterschied zu anderen Kollektiven wie religiös, ethnisch oder national vorgestellten Akteursgruppen besteht für die Prophetennachkommen kein unmittelbarer Nachfolgestaat oder einheitlicher Exil- bzw. Diasporazusammenhang, in welchem ihre kollektiven Interessen aufgegriffen und vertreten werden könnten. Es formierte sich zunächst auch keine übergreifende Institution, die ihre transregionale Geschichte unter den neuen, von nationalstaatlichen Grenzen und Kategorien geprägten Bedingungen deuten, bewahren und weitergeben konnte.³ Diese Konstellation macht eine kollektivbiographische Rekonstruktion der Lebenswelten der Prophetennachkommen nicht einfacher – sie ermöglicht aber gleichzeitig einen von postimperialen Geschichtsdeutungen und nationalstaatlicher Historiographie weniger überformten Zugang zu spät- und postosmanischen historischen Zusammenhängen.

Machtkulturen sind historischem Wandel unterworfen. Dieser Aspekt steht für die stärker gegenwartsbezogene sozialanthropologische Forschung nicht im Vordergrund, ist aber gerade für das Beispiel der Prophetennachkommen von entscheidender Bedeutung. Denn während diese Gruppierung im imperialen Kontext sehr sichtbar und mit zahlreichen Privilegien und Vorteilen ausgestattet war, schwindet ihre Vormachtstellung bereits in spätosemischer Zeit und steht spätestens nach der Gründung der sich säkular definierenden türkischen Republik grundsätzlich in Frage. Die Prophetennachkommen verschwinden, wie so viele imperiale Phänomene, dabei nicht plötzlich mit Gründung der türkischen Republik im Oktober 1923 oder der sich 1924 anschließenden Abschaffung des Kalifats, sondern erleben bereits im Kontext der Tanzimat-Reformen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und verstärkt im Zuge der jungtürkischen Machtübernahme nach 1909 einen Bedeutungsverlust. Ihre steuerlichen und sozialen

³ In den einzelnen osmanischen Nachfolgestaaten hat es dazu immer wieder Versuche gegeben. Aktuell ruft beispielsweise in der Türkei die im Jahr 2014 unter Vorsitz des Historikers Hüseyin Zerraki gegründete Stiftung *Dünya Seyyidler ve Şerifler Kültür ve Araştırma Derneği* (Welt-Stiftung für die Kultur und Erforschung der Prophetennachkommen) dazu auf, die Institution des *nakibü'l-esrāf* als oberstem Vertreter der Prophetennachkommen in der Türkei wieder einzuführen, die die Rechtmäßigkeit der Abstammungsansprüche der türkischen Prophetennachkommen prüfen und zertifizieren soll, vgl. dazu <https://dunyaseyyidlerdernegi.com/> (12.10.2023).

Privilegien und die Mitspracherechte, die ihre Repräsentanten von Amts wegen in unterschiedlichen Gremien genießen, stehen in dieser Zeit zunehmend in Frage. Die Prophetennachkommen versuchen in spätosmanischer Zeit weiterhin, aktiv in die hier stattfindenden gesamtgesellschaftlichen Aushandlungsprozesse einzugreifen und ihre kollektiven Interessen geltend zu machen. In der Republikzeit sind solche Interventionen jedoch nicht länger möglich, da mit einem entsprechenden Gesetz die soziale Kategorie der Abstammung vom Propheten abgeschafft und jede weitere öffentliche Bezugnahme auf diesen Statusindikator untersagt wird (Türköz 2018: ff.). Unter diesen Bedingungen fand dann auch kaum noch eine öffentliche Auseinandersetzung mit der kollektiven Geschichte der Prophetennachkommen statt. Historiographische Darstellungen blieben auf Familiengeschichten mit einem begrenzten Adressatenkreis beschränkt. Wie auch die Autobiographie Saffet Tanmans zeigt, erwiesen sich die gemeinsamen Netzwerke, Ressourcen, Haltungen und Handlungspotentiale der Prophetennachkommen jedoch nicht nur über das Ende des imperialen Zusammenhangs hinaus als relevant und gingen Wechselwirkungen mit sich neu herausbildenden Statusmarkern ein, sondern wirkten auch jenseits von neugezogenen nationalstaatlichen Grenzen weiter.

Um die soziale Wirklichkeit des osmanischen Zusammenhangs und die Versuche einer Neuvermessung sozialer Hierarchien und Machtkulturen in postosmanischer Zeit in ihrer Vielstimmigkeit zu erfassen, ist es hilfreich, die Prophetennachkommen gleichsam wiederzuentdecken und sie sowohl in die imperiale Geschichte einzuschreiben als auch in postimperialen Transformationsprozessen mitzudenken. Die Akteure müssen sich und ihre Familiengeschichte sowie ihre Bezüge zu unterschiedlichen Kollektiven im postimperialen Kontext neu erfinden. Dabei, so stellt Mostafa Minawi unter Rückbezug auf die Idee eines „gebrochenen Habitus“ nach Pierre Bourdieu fest, kommt es nicht etwa zu einer vollständigen Ablösung unterschiedlicher Bezugsrahmen, sondern zu spannungsvollen und teilweise widersprüchlichen Überlagerungen und Brüchen (Minawi 2023: 106 f.). Am Beispiel der Erfahrungen der Prophetennachkommen lässt sich aus dieser Perspektive über Ambiguitäten und Ungleichzeitigkeiten der türkisch-republikanischen Modernisierungspolitik nach 1923 insgesamt nachdenken: Wie wirken sich zentral verordnete und bürokratisch geplante Transformationsprozesse auf bestehende Kollektive aus, welche Antworten finden die betroffenen Akteure? Für diese Überlegungen können die Idee der Generation sowie ein Fokus auf genealogischem Erzählen fruchtbar gemacht werden. Während das Konzept der Generation dabei hilft zu verstehen, wie derselbe Zeitraum von Akteuren abhängig von ihrem Alter oder Lebensstadium ganz unterschiedlich erlebt werden kann (Fulbrook 2011: 3), unterstreicht ein Fokus auf genealogischem Erzählen die trotz dieser Unterschiede bestehenden Gemeinsamkeiten und Kontinuitäten. Für die Prophetennachkommen spielen genealogische Bezüge als Resilienzfaktoren bei der Bewältigung des Übergangs zwischen osmanischem Reich und postimperialen Zusammenhängen eine zentrale Rolle (Willer 2022: 133 ff.). Genealogische Erzählungen haben dabei unterschiedliche Funktionen: Sie behaupten Kontinuitäten und legitimieren so Macht- und Herrschaftsansprüche sowie den generationenübergreifenden Transfer von Ressourcen, sind aber formbar und haben dadurch auch eine Plausibilisierungs- und Sinnstiftungsfunktion für die Akteure. Es handelt sich um ausdrücklich überindividuelle Erzählungen, in denen vorausgegangene und nachfolgende Generationen der Familiengeschichte stets mitgedacht werden. Perspektivierungen dieser Art kommen insbesondere bei der Bewältigung von Umbrüchen und traumatisierenden Erfahrungen zum Tragen. Im türkisch-republikanischen Kontext

deutet sich an dieser Stelle eine Spannung an, denn in der Umbruchsphase zwischen osmanischem Reich und türkischer Republik wurden von staatlicher Seite Versuche unternommen, solche in die osmanische Vergangenheit und im Fall der Prophetennachkommen sogar bis in die frühislamische Zeit zurückreichenden genealogischen Deutungsmuster bewusst zu entwerten und unleserlich zu machen (Türköz 2018: 7). Ein zentraler Faktor war dabei die Reformgesetzgebung der 1920er und 1930er Jahre. Das im Juni 1934 erlassene Namensgesetz zielte unter anderem darauf ab, bestimmte in osmanischen Namenskonventionen angelegte historische und kollektive Verweise zu neutralisieren oder zu überschreiben (Türköz 2018: 39 ff.). Die Landreform, Vorgaben zur Kleiderordnung sowie das Gesetz zur Abschaffung der religiösen Titel flankierten diese Maßnahmen zusätzlich (Yılmaz 2013: 22 ff.). So wurde ein neues, republikanisches System zur sozialen Kategorisierung der Bevölkerung und zum Indizieren von Status und gesellschaftlicher Hierarchie eingeführt, auf das sich auch Mitglieder der früheren osmanischen Eliten in ihren Neuverortungen bezogen. Ein mit dem genealogischen Bewusstsein eng verbundener weiterer Resilienzfaktor ist die Vorstellung einer intergenerationalen Zeit (Braun 2018: 38), die als Alternative zu den gesamtgesellschaftlich propagierten Umbrüchen und Neuanfängen weiterwirkt und innerhalb derer Wissensbestände, Bindungen und kollektive Haltungen geteilt und tradiert werden.

Kollektivbiographische Perspektiven auf die Prophetennachkommen

Ist man einmal auf die Prophetennachkommen als Teil der osmanischen Elite aufmerksam geworden, so lässt sich ihre imperiale Geschichte gut nachvollziehen.⁴ Dazu tragen ihre starke Vernetzung untereinander, aber auch die spezifische Quellenlage bei: Im osmanischen und postosmanischen Kontext existierten bis zur Verabschiedung des Namensgesetzes im Jahr 1934 für die Mehrheit der Bevölkerung keine systematisch verzeichneten Nachnamen (Türköz 2018: 9 ff.; Bouquet 2010). Familien, die zur politischen oder gelehrten Elite zählen, nutzten jedoch schon im imperialen Kontext Kollektivbezeichnungen, die sie von Generation zu Generation weitergaben und die in einigen Fällen auch in den von den jeweiligen Familien in republikanischer Zeit angenommenen Nachnamen noch weiter anklingen. Die Weitergabe der Kollektivbezeichnung ist dabei bis heute eng verknüpft mit dem generationenübergreifenden Transfer von Ressourcen und Privilegien. Die entsprechenden Akteure und Familienkollektive sind daher mit ihren Interventionen und Aushandlungsstrategien in den zur Verfügung stehenden Quellen, wie beispielsweise in osmanischen Gerichtsakten oder Petitionsregistern, aufzufinden und können oft auch über längere Zeiträume und Ortswechsel hinweg nachverfolgt werden. So lassen sich sowohl generationenübergreifende und diachrone als auch transregionale Dynamiken, Interaktionen und Wendepunkte in der Familien geschichte herausarbeiten (Meriwether 1999: 12 ff.). Auch zeitgenössische europäische Beobachter, Reisende oder Diplomaten erwähnen diese Kollektivbezeichnungen und machen insbesondere im Falle der Prophetennachkommen nicht selten auch Angaben zur Herkunft und zur weiter zurückreichenden Geschichte der Familie, wenn sie eine entsprechende Begegnung schildern. So gehörte beispielsweise der Buchhändler

4 Einen ersten Aufschlag macht Rüya Kılıç (2005), dabei liegt allerdings der Schwerpunkt ihrer Analyse in den früheren osmanischen Jahrhunderten, Protagonisten in spätimperialer Zeit und ihren Spuren außerhalb der osmanischen Staatsarchive ist sie nicht nachgegangen.

Seyyid Ahmād al-Sha‘rāwī in Kairo zu den Gesprächspartnern des britischen Orientalisten Edward Lane und findet samt seiner Familiengeschichte in Lanes *Manners and Customs of the Modern Egyptians* prominent Erwähnung (Lane 1908: xix–xx). Positiv auf die Quellenlage wirkt sich außerdem aus, dass Angehörige von Familien der osmanischen Elite nicht selten selbst als Biographen und Chronisten der eigenen Familiengeschichte in Erscheinung treten. Zur Legitimation genealogischer Ansprüche und zur Weitergabe von Wissen über Status, Privilegien und Familienbesitz werden häufig eigene Familienarchive unterhalten. Historisches und familienbiographisches Interesse verbindet sich hier mit politischen und ökonomischen Überlebensstrategien. Wie auch das Beispiel der Autobiographie Saffet Tanmans zeigt, werden eigene Archive und historische Aufzeichnungen, geschichtsträchtige Referenzen und historische Netzwerke ins Feld geführt, um Ansprüche in der Gegenwart zu untermauern, Privilegien einzufordern, Auseinandersetzungen für sich zu entscheiden oder Umbrüche zu bewältigen. In dieser Vielstimmigkeit der Archive liegt eine Herausforderung, aber auch ein heuristischer Mehrwert für die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Prophetennachkommen: Macht und Status werden gerade auch über inoffizielle Kanäle, Netzwerke und Interaktionsräume behauptet und weitergegeben, die sich nicht automatisch auch in staatlichen Institutionen und ihren Quellenbeständen abgebildet finden. Die hier wirksamen Mechanismen sind häufig ungeschrieben, und die für eine Dechiffrierung notwendigen Wissensbestände sind nicht allen Beteiligten gleichermaßen zugänglich. Eine Perspektive des osmanischen Staates ergibt sich aus den Archiven der mit den Prophetennachkommen und ihren Ansprüchen befassten Behörden; darunter neben dem osmanischen Finanzministerium, der Justiz und den Steuerbehörden auch die jeweiligen Provinzverwaltungen und insbesondere das Büro des obersten imperialen Vertreters der Prophetennachkommen, des *nakībū'l-eṣrāf* in Istanbul (Aydin 2016). Diese staatszentrierte Perspektive lässt sich abgleichen und spannungsvoll ergänzen durch die Familienarchive, Überlieferungen und Selbstzeugnisse von Prophetennachkommen, so dass auch Aussagen über die diachronen Veränderungen, Ambivalenzen und ungeschriebenen Gesetze der Machtausübung und des Statustransfers möglich werden.

Trotz dieser im Grunde guten Ausgangsbedingungen ergeben sich auch Herausforderungen mit Blick auf die Quellenlage und den Zugang zur Geschichte der Prophetennachkommen: Ihre Vertreterinnen und Vertreter verfolgen eigene Interessen, die sich in familienbiographischen Narrativen und Archiven niederschlagen. Akteure äußern sich daher zum Beispiel in türkisch-republikanischer Zeit nur selektiv oder unter Umständen gar nicht öffentlich über ihre Familiengeschichte. Andere Familien, die eine Abstammung vom Propheten für sich in Anspruch nehmen, sind auch heute noch so prominent, dass sie schon aus Zeitgründen schwer für ein Gespräch zu gewinnen sind. Personen, die selbst in der Öffentlichkeit stehen, haben außerdem nicht immer Interesse daran, Informationen über ihre Familiengeschichte ungefiltert zu teilen. Dieser Aspekt spielt gerade in der Türkei eine wichtige Rolle, wo der von Gewalt, Vernichtung und Vertreibung geprägte Zusammenbruch des osmanischen Reichs weiterhin von gesamtgesellschaftlich nicht aufgearbeiteten Traumata begleitet ist und einer nicht eindeutig türkischen Familiengeschichte unter Umständen mit Misstrauen begegnet wird (Göcek 2011: 98 ff.; Neyzi 2008). Ein weiteres Problem ergibt sich aus den Vorannahmen und Erzählmustern, die oftmals unbewusst auch von Historikerinnen und Historikern an den Forschungsgegenstand der einflussreichen Familien herangetragen werden. „We prefer the underdog“, so formulierte es Laura Nader für ihre Zunft (Nader 1972: 19). Hinzu

kommt eine starke Tendenz, gerade Familiengeschichten als vermeintlich stimmige Parabeln für übergreifende Geschichten von gesellschaftlichem Verfall und politischem Niedergang zu erzählen und zu lesen. Thomas Manns Roman *Buddenbrooks. Der Verfall einer Familie* aus dem Jahr 1901 liefert dafür eine bekannte Vorlage. Solche Erwartungen verschränken sich mit Blick auf das osmanische Beispiel mit bestehenden Stereotypen über den Niedergang des osmanischen Reichs im 18. und 19. Jahrhundert (Sajdi 2007: 4 ff.). Aber nicht nur persönliche Motive und Vorannahmen, sondern auch strukturelle Aspekte nehmen Einfluss darauf, wie Familienbiographien erzählt werden. Die Herausgeber des Sammelbands *Untold Histories of the Middle East* (2011) haben dazu eine Reihe von weiteren Faktoren identifiziert, die biographisches Erzählen im osmanisch-türkischen Kontext insgesamt prägen und zu Voreingenommenheit, Auslassungen und Tabuisierungen führen können, darunter koloniale und nationalistische historiographische Diskurse, modernisierungstheoretische Vorbehalte und patriarchale Deutungsrahmen (Singer et al. 2011: 7 f.). Diese Filter gilt es auch mit Blick auf Selbstzeugnisse aus dem Umfeld der Prophetennachkommen mitzudenken und sichtbar zu machen. Gerade für Veröffentlichungen aus türkisch-republikanischer Zeit spielt die eigene Verortung in einem teleologischen Modernisierungsprozess eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der einzelne Akteur mit seiner Handlungsmacht steht im Zentrum und soll aus eigener Kraft seine Potenziale verwirklichen und die Gesellschaft voranbringen – soziale und familiäre Prägungen sind in diesem Erzählmuster oft nur dann ein Thema, wenn sie erfolgreich überwunden werden.

Die Autobiographie von Saffet Tanman: eine kollektivbiographische Lektüre

Dieser Aspekt spielt auch für die Autobiographie Saffet Tanmans eine wichtige Rolle, die im Jahr 1912 als Mitglied der Çerkesşeyhīzāde-Familie in Istanbul geboren wurde. Ihr Onkel väterlicherseits, Seyyid Ahmed Muhtār Efendi Çerkesşeyhīzāde (1867-1939), übernahm im Jahr 1915 das Amt des *nakībü'l-eşrāf* in Istanbul und wurde damit zum obersten Vertreter aller Prophetennachkommen im osmanischen Reich (Albayrak 1996: 240). Davon erfahren ihre Leserinnen und Leser allerdings erst später, denn bei der Veröffentlichung ihrer Memoiren ging Saffet Tanman nicht chronologisch vor. Der erste Band mit dem Titel *Batnas Tepeleri'nde Zaman* (Die Zeit in den Hügeln von Batnas) erschien im Jahr 2005 und setzt nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Die Autorin steht in der hier erzählten Zeit bereits mitten im Leben, hat ein Universitätsstudium in Istanbul abgeschlossen und längere Auslandsaufenthalte gemeinsam mit ihrem Ehemann in Hamburg und den Vereinigten Staaten hinter sich, ist Mutter eines Sohnes und wird im Laufe des Buches zur erfolgreichen Agrarunternehmerin. Im Zuge des griechisch-türkischen Bevölkerungsaustauschs von 1923 hatte ihr Ehemann Fahri Tanman (1908-1997), dessen Familie in der Region um Serez im heutigen Nordgriechenland ansässig war, Landbesitz in der türkischen Ägäisregion in der Nähe der Kleinstadt Söke zugesprochen bekommen. Hierhin siedelte das Ehepaar Tanman mit ihrem Sohn Hulusi im Mai 1949 über (Tanman 2005: 23). Ihre Vision war es, die trockene und unwirtliche Region in fruchtbare Ackerland für den lukrativen Baumwollanbau umzuwandeln und

dadurch die gesamte Gegend mit ihren bisher von nomadischer Weidewirtschaft lebenden Yörük-Bewohnern von Grund auf zu modernisieren (Tanman 2005, 29).⁵ Die Mechanisierung in der Landwirtschaft, günstige Kredite im Rahmen des Marshallplans der Vereinigten Staaten und großangelegte staatliche Staudammprojekte der 1950er und 60er Jahre sollten ihnen dabei zur Hilfe kommen. Der im Anschluss daran im Jahr 2008 erschienene zweite Band der Memoiren trägt den Titel *Ilgaz Dağları'ndan Batnas Tepeleri'ne* (Von den Ilgaz-Bergen zu den Hügeln von Batnas) und ist als Vorgeschichte zum ersten Band angelegt. Hier erzählt die Autorin von ihrer Kindheit und Jugend in Kastamonu, Ankara und Istanbul, berichtet von ihrer Studienzeit und den ersten Jahren ihrer Ehe mit Fahri Tanman. Das Buch schließt mit dem gemeinsamen Umzug nach Söke im Sommer 1949.

Die umgekehrte Chronologie der Memoiren trägt dazu bei, dass Saffet Tanman ihre eigene Lebensgeschichte ganz dezidiert in die Geschichte der türkisch-republikanischen Modernisierung einschreiben und sich selbst als Mitglied einer republikanischen Elite verorten kann, als Teil derer sie Verantwortung für den Fortschritt und die wirtschaftliche Entwicklung ihres Heimatlandes übernimmt. Ihre eigene spätosmanische Familiengeschichte ist mit den Prämissen dieser Erzählung nicht völlig konform. Im Grunde stellt schon die Erwähnung der historischen Wurzeln, der früheren Privilegien und des religiösen Hintergrunds der Familie einen Bruch mit den Deutungsmustern dar, die für Saffets eigene republikanische Gegenwart bestimmend sind und denen sie sich verschrieben hat. Dennoch spielt sie auch auf diese alternativen sozialen und historiographischen Rahmen im Laufe ihrer Ausführungen immer wieder an. In ihren Schilde rungen zum Aufbau ihres modernen Landwirtschaftsunternehmens in der Ebene des Menderes-Flusses zu Beginn des erstens Memoirenbandes wird diese Spannung besonders deutlich. Einerseits erzählt sie hier eine für ihr Selbstbild bestimmende Episode ihres Lebens: Gemeinsam mit ihrem Ehemann Fahri Tanman gelingt es ihr, aus eigener Kraft und gegen zahlreiche zunächst unüberwindlich erscheinende Widerstände ab dem Sommer 1949 in einem unfruchtbaren und vernachlässigten „Landstrich voller Entbehrungen“ (*mahrumiyyet bölgesi*, Tanman 2005: 203) in der Nähe der Provinzstadt Söke entgegen aller Erwartungen (ebd.: 125) mit Hilfe modernster Technik und Expertise eine florierende Baumwollplantage aufzubauen. Diese wird für die ganze Umgebung zum Katalysator für Modernisierung und Fortschritt und zieht in den kommenden Jahrzehnten die Gründung einer Schule, den Aufbau einer medizinischen Grundversorgung und ein Sesshaftwerden der ortsansässigen nomadischen Bevölkerung nach sich (ebd.: 55 ff.). Für die gesamte Region, so scheint es nach der Lektüre dieser Passagen, verkörpern Saffet und Fahri Tanman mit ihrem Wirken nichts weniger als den Einzug der türkisch-republikanischen Moderne. Ihr Weitblick, ihr persönlicher Einsatz und ihre Investitionen machen Fortschritt möglich, durch ihre Wohltätigkeit und Selbstlosigkeit partizipiert die gesamte Region von den Vorteilen dieser Entwicklungen, ihr moderner Lebensstil und ihr Unternehmergeist sollen zum Vorbild für die lokale Bevölkerung werden (ebd.: 161).

5 Saffet Tanmans Wortwahl ist an dieser Stelle bemerkenswert. Sie spricht davon, mit der Gründung eines modernen Landwirtschaftsbetriebs die *Zivilisation* in die Region zu bringen: „Ne çare, bir kere karar verdi, biz burada modern bir çiftlik kuracağız, buralara medeniyet getireceğiz.“ (Was half es, wir hatten uns nun einmal entschieden, wir würden dort ein modernes Landgut gründen und den Leuten die Zivilisation bringen), Tanman 2005: 23.

Zu den zahlreichen Widrigkeiten, die es beim Umsetzen dieser Vision zu überwinden gilt und die Saffet Tanman in ihren Schilderungen immer wieder aufgreift, zählen die unwirtlichen klimatischen Bedingungen, der Mangel an Trinkwasser und die regelmäßigen Begegnungen mit Schlangen und giftigen Spinnen (zum Beispiel Tanman 2005: 23 ff.). Daneben muss sich das Ehepaar Tanman jedoch über Jahrzehnte hinweg mit Behauptungen auseinandersetzen, die genau dieses Narrativ eines vollständig aus eigener Kraft und im Zeichen der republikanischen Moderne hart erarbeiteten Triumphs über Naturgewalten und Rückständigkeit sehr grundsätzlich in Frage stellen. Im Zentrum dieser Gegenerzählung steht die Frage, wie Fahri Tanman den weitläufigen Landbesitz in der Ebene des Menderes-Flusses eigentlich erwerben konnte – und ob es dabei mit rechten Dingen zugegangen ist (ebd.: 16). Der gesamte erste Band der Erinnerungen Saffet Tanmans, der um die Jahrtausendwende von ihr im Alter von über neunzig Jahren verfasst wurde, kann als ihr Plädoyer gegen diese anhaltenden Vorwürfe und als minutiöse Beweisführung für die Rechtmäßigkeit des Familienbesitzes gelesen werden, der sich sowohl an ihre Kritiker als auch an ihre Nachkommen und Erben zu richten scheint, die sich vielleicht eines Tages ähnlichen Vorwürfen ausgesetzt sehen könnten und mit den historischen Hintergründen daher genau vertraut sein müssen. Die ersten Kapitel thematisieren ausführlich und, wie Saffet selbst schreibt, auf der Grundlage ihrer eigenen Tagebücher und Notizen aus der damaligen Zeit, wie das Land in den Besitz der Tanmans gelangt ist (ebd.: 15 ff.). Eines der ersten Buchkapitel ist sogar dezidiert überschrieben mit „Über unsere wirtschaftliche Lage“ (*Mali durumuzuna dair*, ebd.: 19 ff.). In diesen Passagen thematisiert sie ausführlich, wie Fahri Tanman das Grundstück in der Menderes-Ebene im Rahmen des Bevölkerungsaustauschs von den zuständigen Behörden in Ankara zugewiesen bekam. Sie betont, dass der damals nur als karges Weideland nutzbare Landstrich kaum ein Drittel dessen wert gewesen sei, was Fahri Tanmans Familie an umfangreichem und ertragreichem Landbesitz in Griechenland zurücklassen musste (ebd.: 14). Landzukäufe und erste Investitionen in ihren landwirtschaftlichen Betrieb finanzierte das Ehepaar über eigenes Kapital, dessen Herkunft Saffet Tanman ebenfalls detailreich nachvollzieht. Dabei kommt sie nicht umhin, auch ihre eigene Familiengeschichte in osmanischer Zeit und die Besitzverhältnisse in ihrer Familie ausführlich zu thematisieren (ebd.: 15 ff.). Die Haupterzählung der individuellen Erfolgsbiographie, parallel erzählt zum Aufschwung der türkisch-republikanischen Moderne, erhält hier eine zweite, deutlich kollektivbiographischere Ebene, die spätoptimanische Bezüge, Netzwerke und Momente des Ressourcentransfers verdeutlicht und somit auf Ambivalenzen, Brüche und historische Untiefen im Modernisierungsnarrativ verweist.

So gegen den Strich und im Dialog mit weiteren Veröffentlichungen aus dem Familienumfeld gelesen können Selbstzeugnisse wie die Autobiographie Saffet Tanmans auch für kollektivbiographische Fragestellungen herangezogen werden. Neben unterschiedlichen Erzählebenen und kollektiven Erinnerungen spiegelt Tanmans Text auch die Intersektionalität, die der sozialen Kategorie der Prophetennachkommen schon in osmanischer Zeit inhärent ist: Je nach Anlass, eigenen Machtpotenzialen und Adressatenkreis betonen die Akteure in ihrem Selbstbild eine Identität als religiöse Autoritäten, als Sufi-Scheichs und islamische Gelehrte, treten als Mitglieder einer imperialen Elite mit politischem und wirtschaftlichem Einfluss sowie kulturellem Kapital und Bildungshintergrund auf, oder inszenieren sich als allseits anerkannte, unverzichtbare Schlichter

und Vermittler zwischen lokalen Zusammenhängen und dem imperialen Zentrum. Einigen gelingt es auf diese Weise, an Privilegien festzuhalten und ihre Familiengeschichte auch über das Ende des osmanischen Reichs hinaus stimmig und zusammenhängend zu vermitteln. In säkular geprägten Kontexten wird ein expliziter Bezug auf die Abstammung vom Propheten in diesen Darstellungen nur noch am Rande oder auch gar nicht mehr erwähnt.

Saffet Tanman lässt ihre Leserschaft im Text immer wieder wissen, dass ihre Familie auf eine herausragende Vergangenheit zurückblickt. Zum ersten Mal klingt dieser Aspekt an, als Saffet beschreibt, dass sie sich in der Gegend um Söke und inmitten der unter einfachsten Bedingungen lebenden Yörük-Nomaden von Anfang an wie zu Hause fühlt. Eigentlich auch kein Wunder, so fügt sie als Erklärung an, war doch ihr Urgroßvater aus Balkh im heutigen Afghanistan ins osmanische Reich gekommen, und ein Leben in der Steppe zwischen Pferden und Zelten war demnach von jeher Teil ihrer Familiengeschichte (Tanman 2005: 33). Dieses Motiv wird im Laufe der Autobiographie noch mehrfach wiederholt (zum Beispiel ebd.: 35). Dabei übersetzt Saffet die Geschichte ihrer Familie selektiv, um sie so möglichst stimmig in vorherrschende türkisch-republikanische Deutungshorizonte und lokale Kontexte einzupassen. Sie wertet die gesamtgesellschaftlich populären, romantisierenden Bezüge auf eine zentralasiatische und nomadische Vergangenheit der türkischen Bevölkerung in der eigenen Familiobiographie auf (vgl. dazu auch Türköz 2018: 75). So gelingt es ihr, genealogisches Prestige aus osmanischer Zeit auch in den republikanischen Kontext zu übersetzen und sich selbst gleichzeitig als Akteurin zu inszenieren, die durch eine moderne, urbane Bildungsbiographie in Kombination mit einer intuitiven Vertrautheit zum naturnahen Leben unter Nomaden das Beste zweier Welten zusammenbringt. Darüber hinaus kann ihre Betonung von, wie sie es selbst formuliert, „gemeinsamen Wurzeln“ mit den Nomaden vor Ort⁶ auch als eine Strategie gelesen werden, Zugang zur lokalen Bevölkerung zu finden. Der religiöse Hintergrund der Çerkesşeyhîzâde-Familie, die Rolle ihrer Vorfahren im Umfeld des Sufismus oder das besondere Prestige, das sie aus ihrer Abstammung vom Propheten ableiteten, finden an dieser Stelle bei Saffet noch keine Erwähnung.

Einer der Vorfahren der Familie, Seyyid Mustafâ Efendi, war wohl im frühen 18. Jahrhundert mit einer Gruppe von Angehörigen und Anhängern ins osmanische Reich gekommen, hatte sich in der Ortschaft Çerkes in der Nähe von Ankara niedergelassen und war dort um 1743 verstorben (Azamat 1993: 272 ff.; Tanman 2008: 40 ff.). Er versammelte als Scheich des Sufiordens der Halvetiyye zahlreiche Anhänger um sich und wirkte angeblich auch eine Reihe von Wundern. Nach seinem Tod wurde in Çerkes ein Schrein für Seyyid Mustafâ errichtet. Saffet selbst erinnert sich, wie sie diesen Schrein als Kind einmal gemeinsam mit Familienangehörigen besuchte und tief beeindruckt war (Tanman 2008: 27 f.). Zur religiösen Rolle und der angeblichen Wundertätigkeit ihres Vorfahren äußert sie sich nicht explizit.

Für eine weitere Einordnung lässt sich an dieser Stelle der kollektivbiographische Zugang fruchtbar machen: Mit Halîl Hâlid Beys (1869-1931) in englischer Sprache

⁶ Sie selbst gibt in ihren Erinnerungen ein Gespräch mit einer Yörük-Nomadin wie folgt wider: „Benim ceddîm Orta Asya'dan gelme, hepimiz aynı kökteniz.“ (Mein Großvater kam aus Zentralasien, wir stammen alle von derselben Wurzel ab), Tanman 2005: 35.

verfasstem Werk *The Diary of a Turk* (1903) liegt ein weiterer autobiographischer Bericht aus dem Umfeld der erweiterten Çerkesşeyhîzâde-Familie vor, der noch in osmanischer Zeit verfasst wurde und deutlich macht, dass Landbesitz und Privilegien der Familie nicht erst seit Beginn der türkischen Republik, sondern bereits im Zuge spätosemnischer Zentralisierungs- und Bürokratisierungsbestrebungen unter Druck geraten waren. Halil Hâlid selbst bemüht sich noch aus dem Exil in London um eine Klärung – und führt dabei ganz ähnliche Strategien ins Feld wie Saffet Tanman, in dem er auf Überlieferungen und Dokumente aus dem Familienbesitz rekurriert:

On the day following my arrival in London I addressed a letter to the Sultan, explaining to him how I and my people had been ruined by our many years' lawsuit in his courts, agitating for the restoration of our property, and requesting him to issue an iradé granting us, if not all the rights we had lost, at least the income from our lands which had accumulated during our lawsuit, and was being misapplied by some of his officials. I based my appeal on the imperial firman and legal documents of the case, and stuck to my point firmly (Halil Hâlid 1903: 251).

Halil Hâlid Bey wuchs als naher Verwandter in den 1870er Jahren im Haushalt von Saffets Großvater Mehmed Tevfîk in Ankara auf. Wie für Saffets Vater und ihren Onkel, den späteren *nakîbî'l-esrâf* Ahmed Muhtar Efendi, war auch für ihn zunächst eine Laufbahn in der islamischen Justiz vorgesehen gewesen. In seiner Jugend wandte sich Halil Hâlid Bey jedoch zunehmend von den Werten der religiösen osmanischen Oberschicht ab. Nach einem Studium in Istanbul ging er Mitte der 1890er Jahre nach Großbritannien und wirkte dort als Journalist, Diplomat und schließlich als Dozent für türkische Sprache an der Universität Cambridge. Erst 1922 kehrte er nach Istanbul zurück und setzte dort seine akademische Laufbahn fort (Halil Hâlid 1903: 238 ff.; Böer et al. 2002: 143 ff.; Tanman 2008: 42 ff.). In seinen für eine englischsprachige Leserschaft verfassten Memoiren lässt er folgende Erklärungen zur spätosemnischen sozialen Hierarchie einfließen:

Strictly speaking, there is no such thing in Turkey as a distinct aristocracy. (...) High titled officials of the State may impress foreign observers as being members of an aristocracy, but in reality those officials can be raised even from people of the lowest station in life. There have always been, nevertheless, good old families in the provinces, who, though they received the appreciation and respect of the masses, had no pretensions to any actual superiority over their dependants. [...]

When Abd-ul-Hamid began to establish his personal rule, and founded the present bureaucracy, he saw a danger in the independent manner of life of the old families, and in their democratic and friendly relations with the poorer classes. (Halil Hâlid 1903:143 f.).

In seiner Autobiographie thematisiert er die Geschichte seiner eigenen Familie – die er zu den von ihm im Textausschnitt oben herausgehobenen „good old families“ zählt – ausführlich, wendet sich aber von religiösen Deutungen ausdrücklich ab: Nur in seiner

Kindheit, so schreibt er, habe er noch an die Wunderkräfte der Hirschhaut geglaubt, auf der sein Großvater Seyyid Mustafā angeblich regelmäßig von Anatolien nach Mekka geflogen sein soll, um dort den Freitagsgebeten beizuwohnen und die sein Vater später als Familienerbstück hütete und als Gebetsteppich nutzte (ebd.: 4 f.). Ähnlich wie bei Saffet Tanman kommen auch in den Memoiren Halil Hālid Beys die in der Intersektionalität des Status als Prophetennachkomme angelegten Möglichkeiten der Übersetzung und Anpassung an neue Kontexte zum Tragen. So betont Halil Hālid Bey den in der Familie von jeher tradierten Wert exzellenter Bildung, den auch er für sich selbst in Anspruch nimmt und den, so führt er in der folgenden Passage seiner Memoiren aus, auch der osmanische Sultan Mahmūd II. seinen Vorfahren gegenüber in einer von ihm persönlich ausgestellten Stiftungsurkunde ausdrücklich anerkannt habe:

When my grandfather had returned to his own town, Sultan Mahmud (...) wrote out with his own hand a saying of the Prophet, had it illuminated, and sent it to him as a present. Roughly translated it runs as follows: — “The Lord loveth the man of learning who is pious, contented, modest and retiring.” Subsequently, too, he granted my grandfather’s request, and, as an additional clause to the endowment, he made a provision that these lands should be inherited as real estate by his posterity, provided that they should, after attaining the age of twenty years, qualify themselves by an examination before the proper authorities on those subjects in which he was himself so well versed. The royal firmans, with the imperial signature on them, beautifully written on the finest vellum, are still in the possession of our family. (Halil Hālid 1903:12 f.).

So hergeleitet sind für Halil Hālid Bey Bildungstradition und Anspruch auf Privilegien und ganz konkreten Familienbesitz als Quelle für Autorität und kollektives Einkommen auf das Engste verflochten.

Um das imperiale und religiöse Prestige ihrer Vorfahren doch noch zur Geltung zu bringen, spielt auch Saffet Tanman in mehreren Passagen ihrer Autobiographie gleichsam über Bande und lässt in ihrer Erzählung unterschiedliche Gegenüber zu Wort kommen, die ihr in republikanischer Zeit große Verehrung und Respekt entgegenbringen. In diesen als gesprochene Dialoge wiedergegebenen Passagen vergreifen sich ihre Gesprächspartner Saffets Schilderungen zufolge dann jedoch im Register und bezeichnen sie beispielsweise als vollendete osmanische Dame oder appellieren an ihre besondere religiöse Segenskraft. In allen Fällen widerspricht Saffet diesen Ehrbezeugungen und Statuszuweisungen kurzangebunden und fast unwirsch. Nicht zufällig haben die Episoden jedoch trotzdem Eingang in ihre Autobiographie gefunden. In dieser dialogischen Form geschildert, ermöglichen sie es Saffet, das traditionelle Prestige zu thematisieren, welches ihr von ihrer Umgebung aufgrund ihres familiären Hintergrunds weiterhin zugesprochen und mit bestimmten Erwartungen verbunden wird, und diese Besonderheit weiterhin deutlich sichtbar in ihre Lebensgeschichte einzuschreiben. Gleichzeitig erlaubt es die von ihr gewählte Art der Erzählung, durch die Schilderung ihrer Reaktion auf solche Begegnungen und Zuschreibungen deutlich zu machen, dass sie selbst als moderne Staatsbürgerin keinen Wert auf diese traditionelle Form der Ehrerbietung legt. In einer eindrücklichen Episode dieser Art kommt eine hochschwangere Nachbarin in der ländlichen Umgebung von Söke zu Wort, der eine schwierige Geburt bevorsteht und die Saffet durch einen Boten um ihren Beistand bitten lässt (Tanman

2005: 158). Saffet möge ihr doch ein Gebet (*dua*) auf ein Papier schreiben ihr dieses dann als Talisman schicken, damit die Geburt leichter fällt, denn Saffet sei *ruhsatl*. Dieses Attribut nimmt Bezug auf den arabischen Begriff *ruhsat*, im Sinne von „Erlaubnis“ oder „Autorität“, und bedeutet daher wörtlich so viel wie „mit Autorität ausgestattet“ (Redhouse 1890: 969 f.; Sami 1899/1900: 661) oder auch, im Kontext des islamischen Rechts, im religiösen Sinne „erlaubt“ und im Kontext der islamischen Mystik „frei von Sünde und Unreinheit“ (Uludağ 2008: 210). Diese Vorstellung verweist auf die Idee, dass der Prophet Muhammad – ebenso wie alle seine Nachfahren – mit besonderer religiöser Reinheit ausgestattet waren (Schimmel 1985: 65 ff.). Saffet nimmt diese Zuschreibung zunächst nicht an, sondern distanziert sich, indem sie rhetorisch fragt, was *ruhsatl* überhaupt heißen soll und woher solche Ideen wohl kommen. Trotzdem weiß sie genau, was in diesem Moment von ihr erbeten wird, kann auf die entsprechenden Wissensbestände zugreifen und wird auch aktiv: Im Schein ihrer Gaslampe, so erinnert sie sich, schrieb sie zehn *besleme*-Segenssprüche auf ein Stück Papier, das die Schwangere dann um ihren Körper binden konnte, damit die darin enthaltene Segenskraft auf sie überging. Dann macht Saffet den Versuch, die ihr angetragene Verantwortung auch in einen nicht-spirituellen, aus ihrer Sicht zeitgemäßen Bereich zu übersetzen. Sie will die Schwangere mit dem Auto ins nächstgelegene Krankenhaus bringen lassen. Diese weigert sich jedoch kategorisch, das Dorf zu verlassen. Ihre neugeborene Tochter kommt trotzdem gesund zur Welt und wird nach Saffet benannt. Saffet und ihr Ehemann beschließen in der Folge, eigene finanzielle Mittel bereitzustellen, damit im Dorf eine Krankenstation gebaut werden kann (Tanman 2005: 158 f.). Saffet nimmt damit zwar nicht den religiösen Rahmen des Hilferufs, sehr wohl jedoch die an sie herangetragene Verantwortung an und versucht, dieser innerhalb republikanischer Deutungshorizonte gerecht zu werden. Dazu, das wird auch in späteren Passagen ihrer Autobiographie deutlich, erscheint ihr die Rolle der sozial engagierten Wohltäterin besonders geeignet, die den Bau von Krankenhäusern und Brücken mitfinanziert und besonders begabte Schülerinnen und Schüler aus der Region mit Stipendien unterstützt (ebd.: 188 ff.).

Am deutlichsten thematisiert Saffet den religiösen Hintergrund der Familie in einer weiteren, ganz ähnlich dialogisch aufgebauten Passage, die ebenfalls mit der Schilderung einer Fremdwahrnehmung einsetzt: Im Jahr 1963 besucht eine Kommission zur Landvermessung die Region und hat in diesem Zusammenhang auch mit Saffets Ehemann Fahri zu tun. Zu den Mitgliedern der Kommission gehört auch İrfan Bey, ein junger Beamter aus Erzincan. Er bittet Fahri, der ihm nicht persönlich bekannten Saffet seine besondere Verehrung auszurichten – und verwendet dabei den sufisch-religiös konnotierten Titel *Sultan Hanım* (ebd.: 189). Fahri hält ihn daraufhin zurück, als der Rest der Kommission schon aufbricht, und lädt ihn zu sich nach Hause ein. Anhand seiner Wortwahl hat er İrfan Bey als mit den in der Republikzeit eigentlich aufgelösten Sufi-Orden verbunden (*tarikat ehli*) erkannt und bringt ihn deshalb mit Saffet in Kontakt, die diese Art des spirituellen Austauschs (*manevi sohbetler*) seit dem Umzug der Familie nach Söke sehr vermisst (ebd.: 190). Im Gespräch, dessen Verlauf Saffet in ihren Memoiren schildert, stellt sich İrfan Bey auf die Frage nach seiner Ordenszugehörigkeit und seinen sufischen Neigungen dann als *ehl-i Beyt aşığiyyi*, als besonderer Verehrer der Prophetennachkommen heraus, der, so schildert Saffet weiter, mit veränderter, samtgleicher Stimme und strahlenden Augen von dieser Liebe und Verehrung sprach (ebd.: 191). Hier bekennt sich Saffet zwar zu ihrem Interesse an spirituellen

Themen, die Informationen über ihren besonderen Status und die Verehrung, die sie als Nachfahrin des Propheten Muhammad in bestimmten mystischen Kreisen weiterhin genießt, leiten sich jedoch aus dem Verhalten und den Aussagen ihres Gegenübers ab. Wie bereits weiter oben angemerkt, ist auch diese Schilderung sicher nicht zufällig in die Memoiren geraten, sondern deutet an, dass Saffet der Verweis auf die religiöse Bedeutung und das genealogische Kapital ihrer Familie durchaus wichtig für ihr Selbstverständnis war und als Statusindikator diente, der mit anderen im Verlauf ihrer Aufzeichnungen immer wieder erwähnten Indikatoren wie ihrem hohen Bildungsgrad (Tanman 2005: 179 ff.), ihrem einnehmenden Charme (zum Beispiel Tanman 2008: 167 f.), ihrem sicheren Auftreten auch auf internationalem Parkett (zum Beispiel Tanman 2005: 203) und ihrem Pioniergeist und Mut als republikanische Unternehmerin spannungsvolle Wechselwirkungen einging.

Bei der Lektüre der Memoiren wird deutlich, dass für Saffet unterschiedliche Vorstellungen von für ihre autobiographische Erzählung relevanten Kollektiven parallel zueinander existieren. Dazu gehört an erster Stelle die eigene Kernfamilie, mit der sie in Söke zusammenlebt und die sich aus ihrem Ehemann und ihren beiden Söhnen zusammensetzt, wobei zu ihrem Haushalt noch weitere Akteure zählen, die in den Memoiren nur beiläufig erwähnt werden, darunter eine Kinderfrau mit ihrer Tochter und weitere Bedienstete (ebd.: 192). Hinzu kommt ihre erweiterte Familie, die in der urbanen Elite Istanbuls verwurzelt ist und ein wichtiges Solidaritätsnetzwerk bildet. So nimmt zum Beispiel Saffets Mutter ihren Sohn Hulusi bei sich auf, sobald dieser in Istanbul eine weiterführende Schule besucht und nur noch die Sommermonate auf dem Land bei seinen Eltern verbringt (ebd.: 145 f.). Das Haus der Familie in Bakırköy, in dem Saffet selbst geboren ist, verbleibt während der gesamten erzählten Zeit in Familienbesitz und wird für sie immer wieder zur Anlaufstelle sowie schließlich zum Ort, an dem sie ihre letzten Lebensjahre verbringt und auch ihre Memoiren verfasst (ebd.: 80 ff.; Tanman 2008: 78 f.). Drittens ist ein Kollektiv von genealogischer Tiefe von Bedeutung, die Abstammungsgruppe der Çerkesçeyhīzāde, die sich auf Seyyid Mustafā zurückführt und innerhalb derer Prestige, Besitz und Status, aber auch Verantwortung und bestimmte Erwartungen und gemeinsame Werte wie Wohltätigkeit und eine ausgeprägte Bildungstradition weitergegeben werden. Saffet bezeichnet diese Ebene der Abstammungsgruppe mit dem türkischen Begriff *soy*,⁷ subsummiert darunter jedoch auch ältere genealogische Konzepte, die mit einer Abstammung vom Propheten in Verbindung stehen (Tanman 2008: 76).

Mit Blick auf die diachronen Veränderungen, die diese Kollektive nach dem Ende des osmanischen Reichs durchlaufen haben, lassen sich am Beispiel der Memoiren Saffet Tanmans kultur- und sozialgeschichtliche Fragen aufgreifen. So berichtet die Autorin, dass ihr Vater zunächst vorgehabt hatte, sie mit einem ihrer Cousins väterlicherseits zu verheiraten.⁸ Saffet kann ihn jedoch überzeugen, ihr stattdessen die Aufnahme eines Studiums an der Universität in Istanbul zu gestatten (Tanman 2008: 90 f.).

7 Zur Konjunktur des Begriffs „soy“ in der Republikzeit auch Türköz 2018: 67.

8 Es handelte sich dabei um Emin Bey, den Sohn einer Schwester von Saffets Vater. Wie es in osmanischer Zeit üblich war, hatte die Schwester Fatma Didâr Hanım (1872-1930) in eine andere Familie von Prophetennachkommen eingeheiratet. Ihr Ehemann Mehmed Kamil Bey stammte aus der in Bagdad verwurzelten Kahyazāde-Familie. Damit erfolgte die Auswahl eines standesgemäßen Ehemanns für Saffet um

Dem steht der Vater zunächst sehr skeptisch gegenüber. Aus religiösen Gründen ist ihm vor allem ein Dorn im Auge, dass männliche und weibliche Studierende gemeinsam unterrichtet werden (ebd.: 91). Dass sie dem ausdrücklichen Wunsch des Familienoberhaupts in Fragen ihrer Zukunftsplanung nicht nachkommt, sagt viel über ihr Selbstbild als auch über die sich wandelnden Autoritätsstrukturen in der frühen türkischen Republikzeit aus.

Nicht nur für Saffets Selbstbild, auch für ihre Orientierung in einem republikanischen sozialen Umfeld bleibt nicht das Individuum, sondern die übergreifende Verwandtschaftsgruppe zentral. So werden Kollektive und ihre Interessen von Saffet herangezogen, um die sozialen Verhältnisse, auf die sie in den 1950er Jahren in Söke trifft, näher zu beschreiben und zu deuten. Dazu gehört ein von ihr mehrfach angesprochener Konflikt mit dem ortansässigen Familienverbund (*aile grubu*) der Partal (Tanman 2005: 87 ff.). Die Partallar sind diesen Schilderungen zufolge Teil der alten Elite in der Region, ihnen gehören zahlreiche Viehherden, und sie haben kein Interesse an einer Umnutzung ihres Weidelandes für den Baumwollanbau. Saffet schildert die Machenschaften dieser Familie zunächst in den schwärzesten Farben: Ihre Anhänger werfen Aas in den Vorgarten der Tanmans, schießen wiederholt bedrohlich vor dem Haus der Familie in die Luft und versuchen, die Lokalbevölkerung gegen sie aufzuhetzen (ebd.: 161). Einige Familienmitglieder sind Saffets Schilderungen zufolge offensichtlich gewaltbereit, einer verbüßt sogar wegen Mordes eine Haftstrafe (ebd.: 87). Schließlich gelingt Saffet jedoch eine Aussöhnung mit ihren Widersachern: Sie besucht demonstrativ furchtlos und ohne Begleitung eine Hochzeit der Partal-Familie und tanzt dort mit den übrigen Gästen zu Ehren der Braut (ebd.: 160 ff.). Damit bedient sie gezielt die traditionellen Symboliken und sozialen Regelwerke und Hierarchien der Dorfgesellschaft, die eigentlich mit der türkischen Modernisierungspolitik, als deren Vorreiterin sie sich geriert, schwer zu vereinbaren sind. Ihr Verhalten bringt ihr Akzeptanz in der lokalen Bevölkerung ein, sogar seitens der Partallar. Nicht nur bei der Schilderung ihrer Gegner orientiert sich Saffet an Kollektiven. Auch bei der Beschreibung ihrer Freundschaften und Besuchsnetzwerke vor Ort spielt die genaue Verortung der entsprechenden Akteure in genealogischen Zusammenhängen und in sozialen Hierarchien eine wichtige Rolle, wobei auch osmanisch-imperiale Statusmarker und religiös begründete Autorität Erwähnung finden (zum Beispiel Tanman 2005: 124 ff.).

Schlussbetrachtungen

In den Memoiren von Saffet Tanman scheinen Spuren ganz unterschiedlich gefasster Kollektive und den mit ihnen jeweils verbundenen Statusansprüchen auf. Damit zeugen auch ihre Aufzeichnungen von eben jenem „gebrochenen Habitus“ im Sinne Bourdieus, den Minawi für die arabisch-osmanische Elite in spät- und postosmanischer Zeit herausarbeiten konnte (Minawi 2022: 106 f.). Die damit einhergehende spannungsvolle und teilweise widersprüchliche Überlagerung unterschiedlicher Referenzsysteme und Statusindikatoren ermöglicht es der Autorin, in ihrer Familienbiographie Brücken über eine postosmanische Umbruchsphase hinweg zu schlagen und ihre eigene soziale Po-

1923/24 zunächst nach den traditionellen Heiratsregeln einer Endogamie innerhalb der eigenen Abstammungsgruppe, die unter den Nachkommen des Propheten in osmanischer Zeit üblich gewesen waren. Mit Saffets Weigerung kam die Verbindung allerdings nicht zustande.

sition in ganz verschiedenen Kontexten für ihre Gegenüber anschlussfähig und verständlich zu machen. Bei der Einordnung der Memoiren Saffet Tanmans konnte außerdem ein naheliegender Vorteil des kollektivbiographischen Zugangs ausgespielt werden, denn ihre autobiographische Erzählung ließ sich querlesen und anreichern mit weiteren Selbstzeugnissen aus dem Familienumfeld. So konnte illustriert werden, wie sich die Umbruchsphase zwischen osmanisch-imperialen und postosmanischen Kontexten auf der Ebene der Familie und der genealogischen Erzählungen auswirkte, welche Ambivalenzen sich hier ergaben und wie Akteure damit umgingen und sich diese Mehrdeutigkeiten sogar zunutze machten. Eine in dieser Weise polyphon und kollektivbiographisch nachvollzogene Geschichte der Prophetennachkommen in spät- und postosmanischer Zeit lässt auch übergreifende Aussagen zu über die Verfasstheit, die Verläufe und Prioritäten solcher gesamtgesellschaftlich wirksamen Transformationsprozesse und Neuaushandlungen sozialer Hierarchien. Das Beispiel der Prophetennachkommen als Teil der osmanischen Elite und ihre Handlungsräume im postimperialen Übergang ermöglichen so den von Laura Nader eingefordert und von Mustafa Minawi und Michael Provençal bereits für die späatosmanische Geschichte umgesetzten Perspektivwechsel, der dazu beiträgt, die Handlungsräume anderer imperialer Akteure und Mitglieder der osmanischen Elite besser zu verstehen. Eine nähere Beschäftigung mit den Nachkommen des Propheten trägt zu einer Ausdifferenzierung des Verständnisses der osmanisch-imperialen Eliten bei, leuchtet manifeste und latente Konfliktlinien weiter aus und wirft Schlaglichter auf eine heterogene und komplex stratifizierte Gesellschaftsordnung, die sich im hier angenommenen Untersuchungszeitraum grundlegend gewandelt hat. Gerade in einem historischen Kontext, der rückwirkend häufig mit Kategorien der neu entstehenden Nationalbewegungen, mit ethnisch-national gelesenen Unterschieden oder aber mit religiösen Konfliktlinien erklärt wird, führt der Fokus auf die Prophetennachkommen eine zu diesen Aspekten quer verlaufende Perspektive ein. Nationale Historiographien in der Türkei und anderen postosmanischen Kontexten behaupten häufig einen absoluten Bruch mit der früheren gesellschaftlichen Ordnung. Aktuelle Studien zu Dynamiken postimperialer Transformation betonen jedoch den Prozesscharakter und die Komplexität dieser Übergangssituation (Schlaepfer et al. 2020). Selbstzeugnisse wie die Memoiren von Saffet Tanman illustrieren beispielhaft die Polyvalenzen, Mehrdeutigkeiten und Gleichzeitigkeiten der hier wirksamen kollektiven Bezugnahmen. Eine Besonderheit liegt dabei in den intersektionalen Bezügen, die dem Status der Prophetennachkommen inhärent sind und ihre kollektivbiographischen und genealogischen Erzählungen für ganz unterschiedliche Kontexte und Gesprächspartner anschlussfähig machen können. Die Familiengeschichte und das beauptete Prestige der Prophetennachkommen transzendentieren dabei die Grenzen des osmanischen Reichs sowohl räumlich als auch zeitlich. Dadurch sind sie mit der osmanisch-imperialen Elite zwar eng verbunden, aber grundsätzlich kann ihr Anspruch auf Vorrang und besondere Privilegien innerhalb der islamischen Welt unabhängig von der osmanischen Dynastie und dem osmanisch-imperialen Rahmen bestehen oder – wie Saffet Tanmans Rückbezug auf die zentralasiatischen Wurzeln ihrer Familie gezeigt hat – die osmanische Geschichte bei Bedarf sogar vollständig umgehen.

LITERATUR

- Arendonk, Cornelis van und William Graham (1997): Sharīf. In: Peri J. Bearman et al. (Hg.): *Encyclopaedia of Islam*, 2nd Edition, Leiden: Brill, 12 Bände, Bd. 9, 329-337.

- Albayrak, Sadık (1996): Son Devir Osmanlı Uleması. İlmiye Ricalinin Teracim-i Ahvali, 5 Bände, Bd. 1, İstanbul: İstanbul Büyükşehir Belediyesi Kültür A.S. Yayınları, 240.
- Aydin, Bilgin (2006): Bâb-ı Meşihat Şeyhülislamlık Arşivi Defter Kataloğu. İstanbul: İSAM.
- Azamat, Nihat (1993): Çerkeşî Mustafa Efendi. In: Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi (TDVİA), Bd. 8, İstanbul: İSAM, 272-275. Online: <https://islamansiklopedisi.org.tr/cerkesi-mustafa-efendi> (31.10.2023).
- Böer, Ingeborg, Ruth Haerkötter und Petra Kappert (Hg.) (2002): Türken in Berlin 1871-1945. Eine Metropole in den Erinnerungen osmanischer und türkischer Zeitzeugen, Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110864786>
- Bouquet, Olivier (2010): Onomasticon Ottomanicum: Identification administrative et désignation sociale dans l'État ottoman du xix^e siècle. In: Revue des Mondes Musulmans et de la Méditerranée, 117. Online: <https://journals.openedition.org/remmm/6743> (12.10.2023).
- Braun, Christina von (2018): Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte, Berlin: Aufbau.
- Dakhli, Leyla (2009): Une génération d'intellectuels arabes. Syrie et Liban (1908-1940), Paris: Karthala. <https://doi.org/10.3917/kart.dakh.2009.01>
- Faroqhi, Suraiya (1999): Approaching Ottoman History. An Introduction to the Sources, Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511605710>
- Fulbrook, Mary (2011): Dissonant Lives. Generations and Violence Through the German Dictatorship, Imperialism through Nazism, Bd. 1, Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:osobl/9780199287208.003.0001>
- Göcek, Fatma Müge (2011): The Transformation of Turkey. Redefining State and Society from the Ottoman Empire to the Modern Era, Library of Modern Middle East Studies, London: I.B. Tauris. <https://doi.org/10.5040/9780755693030>
- Halil Hâlid, Bey (1903): The Diary of a Turk. London: Library of Alexandria.
- Kılıç, Rüya (2005): Osmanlıda Seyyidler ve Şerifler. İstanbul: Kitap Yayınevi.
- Lane, Edward William (1908 [1836]): An Account of the Manners and Customs of the Modern Egyptians. London: John Murray.
- Meriwether, Margaret L. (1999): The Kin Who Count. Family and Society in Ottoman Aleppo, 1770-1840, Austin Texas: University of Texas Press. <https://doi.org/10.7560/752238>
- Minawi, Mostafa (2023): Losing Istanbul. Arab-Ottoman Imperialists and the End of Empire, Stanford: Stanford University Press. <https://doi.org/10.1515/9781503634053>
- Nader, Laura (1972): Up the Anthropologist. Perspectives Gained From Studying Up, in: Dell Hymes (Hg.): Reinventing Anthropology, Berkeley CA: Vintage Books, 284-311. Online als PDF: <https://www.dourish.com/classes/readings/Nader-StudyingUp.pdf>
- Neyzi, Leyla (2008): Remembering Izmir/Smyrna. Shared History, Shared Trauma, in: History and Memory, 20, Heft 2, 106-127. <https://doi.org/10.2979/his.2008.20.2.106>
- Provence, Michael (2017): The Last Ottoman Generation and the Making of the Modern Middle East. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/9781139049221>
- Redhouse, James W. (2015⁵ [1890]): A Turkish and English Lexicon. İstanbul: Çağrı Yayıncıları.
- Sajdi, Dana (2007): Ottoman Tulips, Ottoman Coffee. Leisure and Lifestyle in the Eighteenth Century, London: I.B. Tauris. <https://doi.org/10.5040/9780755608393>
- Sami, Şemseddin (2010 [1899/1900]): Kâmûs-ı Türkî. İstanbul: Yeditepe Yayınevi.
- Schimmel, Annemarie (1985): And Muhammad is His Messenger. The Veneration of the Prophet in Islamic Piety, Studies in Religion, Chapel Hill: The University of North Carolina Press.
- Schlaepfer, Aline, Philippe Bourmaud und Iyas Hassan (2020): Ghosts of Empire: Persistence and Claims of Ottomanity(ies) in Post-Ottoman Spaces. In: Revue des Mondes Musulmans et de la Méditerranée, 148, 33-56. <https://doi.org/10.4000/remmm.15109>
- Schumann, Christoph (2001): The Generation of Broad Expectations: Nationalism, Education, and Autobiography in Syria and Lebanon. 1930-1958. In: Die Welt des Islams, 41, Heft 2, 174-205. <https://doi.org/10.1163/1570060011201277>

- Singer, Amy, Christoph Neumann und Akşin Somel (2011): Untold Histories of the Middle East. Recovering Voices from the 19th and 20th Centuries, SOAS/Routledge Studies on the Middle East, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203845363>
- Tanman, Saffet (2005): Batnas Tepeleri'nde Zaman (Die Zeit in den Hügeln von Batnas), İstanbul: Yapı Kredi Yayıncıları.
- Tanman, Saffet (2008): Ilgaz Dağları'ndan Batnas Tepeleri'ne (Von den Ilgaz Bergen zu den Hügeln von Batnas), İstanbul: Yapı Kredi Yayıncıları.
- Türköz, Meltem (2018): Naming and Nation-Building in Turkey: the 1934 Surname Law. New York: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1057/978-1-37-56656-0>
- Uludağ, Süleyman (2008): Ruhsat: Tasavvuf. In: Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi (TDVİA), Bd. 35, İstanbul: İSAM, 210. Online: <https://islamansiklopedisi.org.tr/ruhsat#2-tasavvuf> (13.10.2023).
- Willer, Stefan (2022²): Biographie – Genealogie – Generation. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart: J.B. Metzler, 133-141. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05843-0_16
- Yılmaz, Hale (2013): Becoming Turkish. Nationalist Reforms and Cultural Negotiations in Early Republican Turkey, 1923-1945, Syracuse NY: Syracuse University Press.

Zusammenfassung

Der Beitrag lotet am Beispiel ausgewählter Episoden aus den zweibändigen Memoiren der türkischen Unternehmerin Saffet Tanman (1912-2012) und der Geschichte ihrer osmanischen Çerkesçeyhîzâde-Familie aus, welche Potenziale ein kollektivbiographischer Zugang für die Untersuchung der Lebenswelten osmanisch-imperialer Eliten und insbesondere der Nachkommen des Propheten Muhammad im Übergang zwischen spätosmanischer und postimperialer Zeit bietet. Bei der Lektüre und Kontextualisierung der Memoiren Saffet Tanmans werden unterschiedliche, untereinander nicht vollständig kompatible kollektive und individuelle soziale Verortungen der Autorin sowie die mit ihnen jeweils verbundenen Statusansprüche und narrativen Vermittlungsstrategien deutlich. Die mit dieser Überlagerung unterschiedlicher sozialer Referenzsysteme einhergehende Ambivalenz erlaubt es Saffet Tanman, eine hervorgehobene und besonders privilegierte Position in der sozialen Hierarchie in unterschiedlichen Kontexten auch in türkisch-republikanischer Zeit zu behaupten und für verschiedene Adressatenkreise verständlich und anschlussfähig zu machen. Die Auswertung der Memoiren trägt zu einem differenzierteren Verständnis der osmanischen und postimperialen sozialen Hierarchiegefüge bei, zeigt exemplarisch Kontinuitäten, aber auch Umdeutungen und Übersetzungsmomente auf und schreibt sich damit in eine Forschungsdiskussion ein, die den Prozesscharakter und die Polyvalenz der postosmanischen Transformation unterstreicht.

„Wahrhaft russische Menschen“ und „Verteidiger der russischen Sache“

Konstruktionen kollektiver Identität bei russischen Grenzlandnationalisten im späten Zarenreich

Philipp Schedl

1. Einleitung

Am frühen Vormittag des 15. Dezembers 1908 versammelte sich vor dem Aleksandr-Nevskij Kloster in St. Petersburg eine selbst für hauptstädtische Verhältnisse illustre Gesellschaft von Trauergästen, die sich auf den Weg zu den Nekropolen des Nikolskij Friedhofs machte. Der Verstorbene war der Slavist Anton S. Budilovič, ehemaliger Rektor der Universitäten in Warschau und Dorpat, Publizist, Wissenschaftler und vor allem ein Vertreter der russischen Grenzlandelite¹ und in dieser Funktion Zeit seines Lebens Aktivist für die *russkoe delo* (russische „Sache“) in den imperialen Grenzgebieten. Etwas später werden die Trauerkränze vor der Nekropole, in der Budilovič seine letzte Ruhestätte erhielt, seine Bedeutung für den russischen Grenzlandnationalismus widerspiegeln. Die Trauergemeinde nahm mit den Kränzen Abschied von „einem un nachgiebigen Kämpfer für die russische Sache in den Grenzgebieten“, einem „uner schütterlichen russischen Aktivisten und Kämpfer“ und „standhaften Kämpfer für die slavische Idee“. Nicht nur waren nahezu alle von russischen Kurien gewählten Dumaabgeordneten der verschiedenen imperialen Randgebiete anwesend, auch Vertreter der dort aktiven russischen Organisationen, der *Russkoe okrainnoe obščestvo* (Russische Grenzlandgesellschaft), der *Galicko-russkoe blagotvoritelnoe obščestvo* (Galico-Russische Wohltätigkeitsorganisation), der *Tifliskoe patriotičeskoe obščestvo* (Tifliser Patriotische Gesellschaft) und der *Pribaltijskoe bratstvo* (Pribaltische Bruderschaft) gaben dem Verstorbenen die letzte Ehre. Die geistliche Führung der Beerdigung übernahmen, in dieses Bild passend, der Volynscher Archebischof Antonij und der Chol'mer Metropolit – und Bruder Budilovičs – Evlogij.²

So waren die Personen, die Budilovičs Beerdigung begleiteten, nicht nur ein Ausdruck des Ansehens, das der Slavist bei höchsten Kreisen der imperialen Verwaltung, Publizistik und Politik genoss, sondern sie reflektierten vor allem auch das Anliegen des Verstorbenen, mit dem dieser sich in den letzten Jahren seines Lebens intensiv beschäftigt hatte: Der Vernetzung und Organisation russischer Grenzlandaktivisten mit

1 Als „Grenzländer“ oder synonym „Grenzlandaktivist“ wird im Folgenden der russische Terminus des *okrainec* übersetzt. Er bezeichnet russische, nationalistische Aktivisten aus den Grenzgebieten des Imperiums.

2 Der Ablauf der Beerdigung ist detailliert beschrieben in *Okrainy Rossii*, 20.12.1908 (51), 16-18.

dem Ziel, eine Interessensvertretung für alle Russen, die in den überwiegend nichtrussisch geprägten Grenzgebieten lebten und arbeiteten, aufzubauen.³

Während sich die Forschung in den letzten Dekaden und vor dem Hintergrund des russischen Überfalls auf die Ukraine 2022 in den letzten Monaten verstärkt mit dem Phänomen des russischen Nationalismus im späten Zarenreich und seinen teils frappierenden Implikationen für das moderne Russland beschäftigt hatte, wurde den nichtrussischen Grenzgebieten des Russischen Imperiums innerhalb der Forschung meistens lediglich im Rahmen von Lokalstudien Platz eingeräumt (Staliunas 2022; Brüggemann 2021, Brüggemann 2018; Hillis 2013; Dolbilov 2006; Petronis 2021; Cusco 2017; Grom et al. 2012; Vulpis 2005). Eine umfassende Erforschung dieses spezifischen russischen Milieus der „Grenzlandnationalisten“, also jenen russischen Nationalisten, die entweder selbst an den überwiegend von nichtrussischen Völkern besiedelten Reichsrändern lebten oder eine Russifizierung besagter Gebiete in den Mittelpunkt ihres politischen und gesellschaftlichen Handelns stellten, steht in einem gesamtimperialen Kontext gesehen noch aus.

Die europäischen Kontinentalimperien wurden ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Nationalisierungstendenzen ihrer Völker vor ernsthafte Herausforderungen gestellt. Die Forschung hat bereits recht gut gezeigt, wie polnische, baltische oder, wenn man den Horizont etwas weiter ausdehnt, serbische und tschechische Nationalbewegungen diese multiethnischen Reiche herausforderten. Genau wie für das Habsburgerreich und – eingeschränkt – für das deutsche Kaiserreich gilt dies auch für das multiethnische, multikonfessionelle Zarenreich. Unter dem Druck der Modernisierung integrierten diese Reiche mit der Zeit mehr oder weniger stark Elemente des Nationalstaatskonzepts in ihre eigenen Legitimations- und Souveränitätskonzepte. Meistens ging diesem Prozess ein bürgerlicher, von Intellektuellen initierter Diskurs voraus. Im Romanow-Reich beispielsweise erklärten einzelne Intellektuelle bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Russen zum staatstragenden Volk. Die „russische Sache“, deren Erfolg als unverzichtbar für das Überleben des russischen Staates angesehen wurde, erregte in der intellektuellen Öffentlichkeit, aber auch bei Vertretern der Staatsmacht selbst im Verlauf des späten Zarenreichs mehr und mehr Aufmerksamkeit. In der Forschung wurde zu diesem Zweck der Begriff der *nationalizing empires* verwendet. Eine wichtige Rolle spielten dabei von Beginn an die Peripherien des Imperiums (*okrainy*).

Auch im modernen russischen Nationalismus ist zum einen die Annahme verbreitet, es bestehe ein territorialer Anspruch auf ehemals „russische Erde“, der sich unter anderem auf Teile des Baltikums, der Ukraine, Moldawiens, Weißrusslands und des nördlichen Kaukasus erstreckt. Zum anderen wird behauptet, dass es im Sicherheitsinteresse Russlands sei, auch von Nichtrussen besiedeltes Gebiet in den außerhalb des Landes gelegenen Grenzterritorien direkt – durch Besatzung – oder indirekt – im Sinne von Einflusssphären – zu kontrollieren (Laruelle 2018: 37-54 und 195-213). Wie im Folgenden gezeigt wird, geht dieses Denkkonstrukt zu großen Teilen auf das 19. und frühe 20. Jahrhundert zurück, als Teile der russischen *Intelligencija* unter dem Eindruck des aufkommenden Nationalstaatsgedankens Überlegungen dazu anstellten, in welchem

3 Der zeitgenössische, russische Begriff der *okraina* bezeichnete in aller Regel die überwiegend von nicht-russischen Bevölkerungen besiedelten Grenzgebiete des Russischen Imperiums. Analog dazu wurde in russisch-nationalistischen Kreisen unterschieden zwischen „Russen“ (*russkie*) und „Andersstämmigen“ (*inorodcy*).

Verhältnis Imperium und Nation im Russischen Zarenreich stünden. Im Zentrum dieser intellektuellen Diskussionen stand immer auch die Frage, welche Maßnahmen geeignet wären, um im Wettstreit der europäischen Kontinentalimperien nicht ins Hintertreffen zu geraten. Im weitesten Sinn bestand ein Konsens dahingehend, dass vor allem die westlichen Grenzgebiete, also Finnland, das Baltikum, das Königreich Polen und eingeschränkt auch Bessarabien zu keinem Sicherheitsrisiko für das russische Imperium werden durften. Von den russischen Nationalisten des frühen 20. Jahrhunderts wurde in Nachahmung westeuropäischer Vorbilder das Problem der „Grenzland-Frage“ (*okrainnyj vopros*) – aufgeworfen, dessen Lösung für das Überleben des russischen Imperiums von entscheidender Bedeutung sei (*Okrainy Rossii*, 05.03.1906 (1): 2; Sergeevskij 1908; Budilovič 1906).

Nach der ersten Russischen Revolution 1905, die mit dem Oktobermanifest weitreichende Möglichkeiten von Öffentlichkeit schaffte, nahm diese Diskussion deutlich an Fahrt auf. Zwar gab es bereits davor in den großen Städten des Baltikums und des Königreichs Polen Versuche lokaler russischer Nationalisten, vor allen im Kultur- und Bildungsbereich russischsprachige Strukturen aufzubauen. Einen merklichen Anschub erhielten diese Bemühungen aber erst im Zuge der Liberalisierung der Öffentlichkeit nach 1905. In Städten wie Warschau oder Vilnius entstanden – oft unter Schirmherrschaft der dortigen russischen Administration – zahlreiche russische Vereine und Presseerzeugnisse (Rolf 2015: 39-82 und 83-111; Petronis 2021: 290 f.). War das Oktobermanifest für die nichtrussischen Völker des Imperiums ein Anschub ihres Nation-Building-Prozesses, so galt dies in gleichem Maße auch für die Verfechter einer distinktiven russischen Staatlichkeit in den Grenzländern.

In diesem Artikel soll es um die Frage gehen, inwieweit sich in Teilen des grenzländischen, russischen Milieus eine distinktive Identität herausbildete, die sich vor allem aus dem Selbstbewusstsein speiste, durch ihre wie auch immer gearteten Berührungspunkte mit den nichtrussischen Grenzgebieten des Imperiums die Avantgarde des russischen Nationalismus zu bilden – in diesem Sinne also „wahre Russen“ zu sein. Der Terminus „Grenzlandnationalist“ beschreibt im Weiteren eine spezifische Gruppe russischer Nationalisten, welche die überwiegend nichtrussischen Grenzländer in den Mittelpunkt ihres russischen Nationalismus stellten. Obwohl die Grenzen zwischen einzelnen nationalistischen Denkrichtungen im Zarenreich fließend waren, unterschied sie dieser explizite Fokus auf die Reichsränder von anderen „rechten“⁴ Gruppen.

Im Folgenden geht es zunächst um eine kollektivbiographische Annäherung an das Milieu der Grenzlandnationalisten. Zum einen kann dieser Ansatz Anhaltspunkte dafür liefern, wie die hervorragende Vernetzung möglich war, die sowohl geographisch zwischen einzelnen Grenzgebieten als auch sozial innerhalb verschiedener gesellschaftlicher Milieus bestand. Gemeinsame biographische Erfahrungshorizonte erleichterten in dieser Hinsicht sowohl die Zusammenarbeit an konkreten Projekten als auch die Lobbyarbeit innerhalb des zaristischen Verwaltungsapparates.

4 Die zeitgenössische Zuschreibung als „Rechte“ war keinesfalls scharf eingegrenzt. Oft wurden die Begriffe *pravye* (Rechte) und *nacionalisty* (Nationalisten) als Synonyme verwendet, während „konservative“ Kreise, repräsentiert zum Beispiel durch die Oktobristen, davon abgesetzt schienen. Diese Gruppenbildungen bzw. Differenzierungen variierten aber sowohl in zeitlicher Hinsicht wie auch mit Blick auf die Beobachterperspektive. In vorliegendem Artikel wird der Begriff „rechts“ als Sammelbegriff für monarchistische, konservative, nationalistische und rechtsextreme Gruppierungen im weitesten Sinne verwendet.

Zum anderen kann dieser Ansatz Antworten auf die Frage liefern, warum die Grenzlandnationalisten zwar den Diskurs über die russische Staatlichkeit in den Grenzgebieten nachhaltig beeinflussten, gesellschaftlich aber über ein spezifisches intellektuelles Milieu hinaus keine größere Wirkung entfalten konnten. Ganz anders als andere „rechte“ Gruppierungen fanden sowohl die meisten lokalen russischen nationalistischen Gruppierungen als auch transregionale Interessensvertretungen wie die „Russische Grenzlandgesellschaft“ nie größeren personellen Zulauf. Dies galt allerdings weniger für ihre Pressezeugnisse. Insbesondere das in St. Petersburg erschienene Wochenblatt *Okrainy Rossii* (Grenzländer Russlands) bediente aller Voraussicht nach neben prominenten Personen wie Zar Nikolaus auch einen guten Teil der konservativen städtischen Gesellschaft. Es ist daher falsch anzunehmen, dass die Ideen der Grenzlandnationalisten keinen Einzug fanden in einen breiteren gesellschaftlichen Diskurs um den Stellenwert der Grenzgebiete in einem nationalisierten Imperium. Es erklärt aber, warum die Grenzlandnationalisten in der Spätphase des Zarenreiches keinen nennenswerten Einfluss mehr auf die Ereignisse, die zum Zusammenbruch des Vielvölkerreiches führten, ausüben konnten. In dieser Krisenzeit war die Fähigkeit, große Mengen von Unterstützern zu mobilisieren, wichtiger als jene, intellektuelle Diskurse zu prägen. Kollektivbiographische Erkenntnisse können in dieser Hinsicht helfen, Faktoren zu identifizieren, die es den russischen Nationalisten aus den Grenzgebieten offensichtlich schwer machten, den Schritt hin zu einer massenwirksamen Bewegung zu vollziehen.

Im zweiten Schritt wird es um die Frage gehen, wie, aufbauend auf tatsächlichen, gemeinsamen Erfahrungshorizonten, eine kollektive Identität konstruiert wurde, die durch theoretische Diskurse geschärft und durch Formen von Vergemeinschaftung verfestigt wurde.

2. Annäherung an eine Kollektivbiographie der Grenzlandnationalisten

Als Anton Budilovič im Herbst 1905 in die *Russkoe Sobranie* (Russische Versammlung) eintrat, war klar, dass er sich aufgrund seiner beruflichen und persönlichen Erfahrungen in den Grenzländern des russischen Reiches in die Arbeit der „Grenzland-Kommission“ einbringen würde. Er selbst bezeichnete sich an verschiedener Stelle als „Grenzländer“ (*okrainec*), dessen Leben „in entscheidenden Punkten von seinen Erfahrungen in den nichtrussischen Grenzgebieten geprägt war“.⁵ In besagter Kommission scharte er zahlreiche Personen aus seiner Zeit als Professor und Rektor in Warschau und Dorpat wie Platon Kulakovskij und Aleksej Sobolevskij um sich, aber auch „Spezialisten“ aus anderen Grenzländern wie den Historiker und Generalleutnant Michail Borodkin, der ein prominenter Gegner finnischer Autonomiebestrebungen war. Budilovič kannte ihn aus seiner Zeit in Warschau, als Borodkin unter anderem im Warschauer Wehrbezirk am Kriegsgericht tätig war.

Gemeinsam mit dem Juristen Nikolai Sergeevskij gründete Budilovič kurze Zeit später die Wochenzeitschrift *Grenzgebiete Russlands* (*Okrainy Rossii*). Als Zeitschrift, in der „die Interessen und Nöte der russischen Menschen, die in den Grenzgebieten lebten, sowie der Andersstämmigen, die sich mit Russland verbunden fühlen, vertreten und beschützt werden“, stand die Zeitschrift nach Eigenauskunft für „die Einheit und Unteilbarkeit Russlands und den russischen Charakter seiner Staatlichkeit“. Sie sollte

⁵ Moskovskie Vedomosti, 4.1.1908, zitiert nach *Okrainy Rossii*, 5.1.1908 (1), 11.

im weiteren Verlauf das wichtigste Öffentlichkeitsorgan der Grenzlandnationalisten werden.

Ende 1907 erfolgte dann von Seiten Budilovičs die Idee, die Abteilung für Grenzlandfragen aus der *Russkoe Sobranie* herauszulösen und eine eigenständige Organisation zu gründen. Die meisten Mitglieder aus der Grenzland-Abteilung der *Russkoe Sobranie* folgten diesem Aufruf. So wurde die Vereinssatzung der „Russischen Grenzlandgesellschaft“ (*Russkoe okrainnoe obščestvo*) am 18. März 1908 von 64 Gründungsmitgliedern unterschrieben. Budilovič und Sergeevskij hatten es in kürzester Zeit und unter Ausnutzung ihrer guten Kontakte zu Publizistik und Regierung geschafft, eine Reihe von einflussreichen Personen mit in die Grenzlandgesellschaft zu holen. Der Selbstbeschreibung zufolge war sie „klein in Bezug auf die Zahl unserer Mitglieder“, aber „stark in Bezug auf unsere kulturelle Kraft“ (*Russkoe okrainnoe obščestvo* 1909: 4 f.). Für eine systematische Annäherung an das Milieu der Grenzlandnationalisten im Sinne einer Kollektivbiographie sind die Mitglieder der Grenzlandgesellschaft aus zwei Gründen besonders gut geeignet:

Erstens vereinigte die Grenzlandgesellschaft Personen aus allen Regionen des russischen Imperiums. Sie war damit eine der wenigen nationalistischen Organisationen, die nicht entweder nur lokal aktiv war – wie zum Beispiel die *Tifliskoe russkoe obščestvo* (Tifliser Russische Gesellschaft) oder die *Russkoe obščestvo v Varšave* (Russische Gesellschaft in Warschau) – oder aber ein reines Hauptstadtphenomen blieben. Dies spiegelte sich auch in ihrer Organisationsstruktur wider. Neben dem Petersburger Hauptsitz wurden im Laufe der Jahre lokale Abteilungen gegründet, unter anderem in Minsk und Vilnius. Alle aktiven Mitglieder ordneten sich den nach Reichsrändern gruppierten Expertenkommissionen zu, in denen politische Strategien und Öffentlichkeitsarbeit zu den jeweiligen Grenzgebieten erarbeitet wurden. Die Grenzlandgesellschaft bestand also mitnichten nur aus hauptstädtischen Intellektuellen, die sich in einer Art Wohltätigkeitsgesellschaft organisierten, sondern war eine über die gesamten Grenzgebiete verteilte Organisation mit starkem Fokus auf ihr Auftreten im hauptstädtischen imperialen Zentrum.

Gleichzeitig trat die Grenzlandgesellschaft als wichtigste und größte Interessensvertretung der russischen Sache an den Reichsrändern auf – ein Anspruch, der durchaus seine Berechtigung hatte. Es gab zwar gemessen an der Mitgliederzahl weitaus größere nationalistische Organisationen, wie zum Beispiel die Union des Russischen Volkes (*Sojuz russkogo naroda*) oder die Russische Versammlung (*Russkoe sobranie*), die auch transregional und gesamtimperial aktiv waren, aber ein weiter gefasstes nationalistisches, monarchistisches oder rechtsextremes Profil aufwiesen. In der Regel wurde die „Grenzlandfrage“, welche für die Grenzlandnationalisten zur entscheidenden Frage erhoben wurde, bei diesen großen Organisationen nur als eine von vielen ungelösten Fragen angesehen. Wie zu zeigen sein wird, war die allgemeine Randständigkeit der „russischen Sache“ in den Reichsrändern in vielen größeren „rechten“ Organisationen ein dauerhafter Grund zur Frustration bei vielen Grenzlandaktivisten. Aus diesen Gründen ist anzunehmen, dass man sich bei einem Querschnitt durch die Reihen der Mitglieder der Grenzlandgesellschaft am ehesten dem Milieu der russisch-nationalistischen Grenzländer annähert und aufgrund der Summe ihrer Biographien Aussagen über geteilte Erfahrungsräume dieser spezifischen Gruppe tätigen kann.

Zweitens gibt es mit Blick auf die Empirie gute Gründe, die für eine fruchtbare Untersuchung der Mitglieder der Grenzlandgesellschaft sprechen. Zum einen ist die

totale Anzahl von 230 bis 250 Mitgliedern überschaubar, aber für quantitative Methodiken trotzdem ausreichend. Gleichzeitig ermöglicht die vergleichsweise geringe Zahl aber auch eine stärkere Fokussierung auf jeden einzelnen Datensatz, was eine Milieustudie erlaubt, indem Widersprüche, Spezifika und leicht zu übersehende Ähnlichkeiten innerhalb der Individualbiographien aufgedeckt werden können. Zum anderen ist die Quellenlage hervorragend. Im Rahmen der turnusmäßigen Tätigkeitsberichte wurden vollständige und bereits mit einzelnen biographischen Angaben versehene Mitgliederlisten erstellt und veröffentlicht. Diese ersten biographischen Angaben bestehen aus drei Teilen: dem vollständigen Namen, dem Beruf, gegebenenfalls der Rangbezeichnung und einer Anschrift. Ausgehend von diesen Basisdaten werden einschlägige Enzyklopädien hinzugezogen, um die einzelnen Namen weiter mit Daten zu unterfüttern.⁶

Als Untersuchungszeitraum wurde das Jahr 1910 gewählt, das dritte Jahr seit der Gründung der Grenzlandgesellschaft 1908. Die veröffentlichte Mitgliederliste umfasst für dieses Jahr insgesamt 223 Namen. Da das Ziel ist, möglichst allgemeingültige Aussagen hinsichtlich des gemeinsamen Erfahrungshorizontes der Grenzlandnationalisten zu treffen, wurde jede dieser Personen hinsichtlich 13 Kategorien untersucht. Neben Basisdaten zur Person (Name, Geschlecht, sozialer Stand) wurde sowohl auf „berufliche“ Tätigkeiten (Geistlicher Hintergrund, Militärangehöriger, Tätigkeit im Bildungssektor, Funktion in der zaristischen Administration, Journalistische oder publizistische Tätigkeit) als auch politische Entscheidungsfunktionen (Mitglied des Staatsrates, Abgeordneter der Staatsduma) eingegangen. Darüber hinaus wurden drei komplexere Kategorien untersucht, die ein Licht auf die Bedeutung der Reichsränder für die Lebensverläufe der Grenzlandnationalisten werfen soll: Gab es einen Grenzlandbezug durch Herkunft und beziehungsweise oder durch berufliche Tätigkeit. Falls eine dieser Kategorien zutraf, wurde danach gefragt, ob und wenn ja, welche Grenzlandregionen besonders prägend für die jeweilige Person waren. Insgesamt konnten von 223 Personen immerhin 174 (78 %) vollständige Datensätze erstellt werden.

3. Ergebnisse

3.1 Geistlicher Hintergrund

Etwa 10 % der Mitglieder (25) wiesen einen geistlichen Hintergrund auf. Darunter fallen dreierlei Arten von Personen: Erstens die Priester der orthodoxen Kirche, von denen es unter den Mitgliedern der Grenzlandgesellschaft insgesamt sechs gab. Diese waren

⁶ Zum Teil umfangreiche biographische Angaben finden sich für viele der im Staatsdienst stehenden Personen in Form von Nekrologen im *Istoricheskiy vestnik*. Bezuglich der im Militärdienst stehenden Personen eignet sich die Internetseite ria1914.info, eine Seite, die biographische Informationen zu den meisten Offizieren der Russischen Imperialen Armee liefert. Zum aktuellen Zeitpunkt findet man Angaben zu über 85.000 Offizieren der Imperialen Armee. Die Seite verfügt außerdem über ein umfangreiches Fotoarchiv. Eine weitere nützliche Seite ist hrono.ru, ein Internetprojekt, das enzyklopädisch angelegt ist. Man findet hier umfangreiche biographische Daten zu den meisten bekannten, aber auch vielen weniger bekannten Personen der russischen Geschichte. Die Einträge sind durchgehend mit Quellen und weiterführender Literatur, zum Teil auch aus russischen Archiven, belegt. In diesem Sinne ist sie für das späte Zarenreich ein etwas „besseres“ Wikipedia, obwohl auch das russische Wikipedia für eine erste Einordnung vieler Personen geeignet ist. Für die meisten politisch im rechten Spektrum aktiven Persönlichkeiten eignet sich die Enzyklopädie Stepanov/Ivanov (2008). Biographische Angaben zu den Abgeordneten der Staatsduma und der Mitglieder im Staatsrat finden sich in zeitgenössischen und modernen Überblickswerken: Bojovič (1913), Ivanov/Komzolova (2008).

in der Mehrheit in Funktionsposten in den Westgebieten⁷ des Reiches tätig. Vor allem der Episkop aus Chol'm, Evlogij, war innerhalb der nationalistischen Organisationen ein bekanntes Gesicht. Die Bedeutung der orthodoxen Kirche für die lokale russische Gemeinschaft zeigt auch seine Wahl in die 2. und 3. Staatsduma als Abgeordneter der russischen Bevölkerung Chol'ms.

Zweitens Personen, die zwar keine klerikale Rolle einnahmen, aber innerhalb der staatlichen Verwaltung der Kirche tätig waren. Drei Personen, welche zu verschiedenen Zeiten als Oberprokuren der heiligen Synode de facto den Posten eines Ministers für Kirchenangelegenheiten bekleideten, sind besonders hervorzuheben. Als solche hatten sie erheblichen Einfluss auf die Verwaltung der Kirche, was zu einem großen Teil auch die Förderung geistlicher Seminare und Missionierungseinrichtungen in den nichtrussischen Gebieten des Reiches betraf.

Darüber hinaus gab es eine Anzahl an Personen, die durch ihre familiäre Herkunft und ihre frühe Ausbildung in einem geistlichen Umfeld aufgewachsen waren. Auffällig ist, dass dies eine Reihe von wichtigen Grenzlandnationalisten aus den westlichen Provinzen des Imperiums betrifft, unter anderem Anton Budilovič, Platon Kulakovskij und Ivan Filevič, die als Söhne von Priestern in den Westgebieten aufgewachsen und eine Ausbildung in einem geistlichen Seminar erhalten hatten. Aus Budilovičs Erinnerungen wird deutlich, dass das Schicksal des Vaters als orthodoxer Priester in einer nichtrussischen Umgebung auch für den jungen Budilovič bleibende Erinnerungen hinterlassen hatte. Die Familie musste sich während des polnischen Aufstands 1863 aufgrund der bedrohlichen Lage eine Zeit lang sogar bei Bekannten verstecken, nachdem es ethnisch motivierte Todesdrohungen gegen die Familie gegeben hatte (Fomicheva 2013: 41). Das mag als Indiz dafür gelten, dass Budilovičs Jugendzeit seine Auffassung schärfte, es gäbe in seiner Heimatstadt Grodno einen ethnischen Konflikt, bei dem sich die lokalen Russen, zu denen sich seine Familie zählte, in der Defensive befanden.

3.2 Militärangehörige

Eine signifikante Zahl (31=18 %) der untersuchten Personen waren aktive oder ehemalige Angehörige des Militärs. Die meisten von ihnen bekleideten hohe Offiziersränge, nicht weniger als acht Generäle, sechs Generalleutnante und ein Admiral finden sich unter den Mitgliedern. Neben den hohen Offizieren der regulären Armee waren unter den Militärs auch ein Ataman der Donkosaken und der höchste Ataman (*nakaznoj ataman*) des Ussurischen Kosakenheeres, Aleksej Koljubakin, der durch seinen jahrzehntelangen Dienst in Fernost eine generell unterrepräsentierte Grenzregion vertrat.⁸

7 Die inoffizielle Bezeichnung Westgebiete (*zapadnye okrainy*) wurde für die Provinzen des ehemaligen polnisch-litauischen Teilungsgebiets verwendet. Es umfasste die (nordwestlichen) Gouvernements Minsk, Grodno, Kovno, Mogilev, Vitebsk, Vilno und die (südwestlichen) Provinzen Volyn, Podolien und Kiew. In heutigen geografischen Maßstäben referiert der Begriff in etwa auf Teile Weißrusslands, Polen, der Ukraine und Litauens.

8 Obwohl der *dalnij vostok* (Ferner Osten) generell ein wichtiges Betätigungsfeld innerhalb der Grenzlandgesellschaft war, ist die Anzahl der Mitglieder mit Fernost-Bezug überschaubar. Nur insgesamt zehn Personen auf der Mitgliederliste weisen einen offensichtlichen Bezug nach Fernost auf. Mit gleich zwei Professoren für Mongolistik, Sergej Kožin und Aleksej Pozdnev finden sich aber auch zwei ausgewiesene Experten darunter. Pozdnev leitete innerhalb der Grenzlandgesellschaft die Kommission für Sibirien und Fernost. Neben seiner Lehrtätigkeit an der Petersburger Universität war er unter anderem ab 1903 Mitglied im Rat des Bildungsministeriums.

Fast noch mehr als bei Geistlichen und Angehörigen der staatlichen Administration sind die Lebensläufe der Militärs von großer Mobilität innerhalb der Grenzgebiete geprägt (Woodworth 2015; Hofmeister 2015; Rolf 2014). Es gab Personen, wie zum Beispiel General Petr Parensov, die während ihrer Karriere in der zaristischen Armee den Großteil der nichtrussischen Grenzgebiete von Fernost bis zum Königreich Polen bereisten. Relativ gesehen überwiegen bei den Militärs der Grenzlandgesellschaft diejenigen, die durch ihren Dienst vorwiegend mit Finnland verbunden waren (13), danach kommen der Kaukasus und das Königreich Polen (jeweils 5). Da in den Regionen, in denen General- oder Militärgouverneure eingesetzt waren wie in Warschau, Finnland und dem Kaukasus traditionell viele Posten innerhalb der lokalen Administration von Offizieren besetzt wurden, erklärt sich die Häufung von Militärs, die direkte Erfahrungen in diesen Grenzregionen aufweisen konnten. Ein prominentes Beispiel aus den Reihen der Grenzlandaktivisten ist Oberst Petr Nive, der zwischen 1903 und 1906 die Kanzlei des Generalgouverneurs in Finnland leitete und später als Gründungsmitglied der Grenzlandgesellschaft und Mitglied in der „finnischen Expertenkommission“ in Erscheinung trat. Die Mehrheit der Militärs mit Grenzlanderfahrung war allerdings im Rahmen von regulären militärischen Einheiten stationiert oder übte Dienst innerhalb der militärischen Verwaltung aus. Einige bekleideten dabei zum Teil sehr hohe Posten wie zum Beispiel Vladimir Litvinow, der Befehlshaber der Feste Sveaborg bei Helsingfors oder der bereits erwähnte General Petr Parensov, der von 1898 bis 1902 Kommandant der Warschauer Feste war.

Eine kleine Anzahl von Militärs hatte auch eine direkte Herkunftsgeschichte aus dem finnischen Gouvernement wie Generalleutnant Michail Borodkin, der seine Jugend und das junge Erwachsenenalter in einem finnisch-schwedischen Milieu verbrachte. Borodkin ist ohne Frage neben der „finnischen Gruppe“ des Staatsrats, die sich um den ehemaligen Vizevorsitzenden des finnischen Senats und Gehilfen des Generalgouverneurs, Vladimir Dejtrich, bildete, das bekannteste Gesicht der finnischen Abteilung der Grenzlandgesellschaft. Der studierte Historiker und Polyglott verfasste etliche Bücher zur Geschichte Finlands und war auch außerhalb nationalistischer Kreise ein gern gesehener Redner zu dieser Thematik. Zudem war er jahrelang Mitglied in diversen staatlichen Kommissionen, die sich mit der militärischen Gesetzgebung Finlands beschäftigten. Darüber hinaus prägte insbesondere der polnische Aufstand von 1863, der auch schon bei Budilovič als traumatisches Erlebnis angesprochen wurde und an dem viele der älteren Jahrgänge aktiv teilgenommen hatten, in der kollektiven Wahrnehmung der Grenzlandnationalisten mit militärischem Hintergrund nachhaltig den Blick auf die nichtrussischen Reichsränder.

3.3 Journalistische oder publizistische Tätigkeit

Ungefähr jedes vierte untersuchte Mitglied der Grenzlandgesellschaft (55) war entweder hauptberuflich journalistisch tätig oder übte neben seinem Beruf eine journalistische oder publizistische Tätigkeit aus. Dabei wurde methodisch darauf geachtet, dass diese Publikationstätigkeit nur erfasst wurde, wenn ein Grenzlandbezug vorlag. Das bedeutet, dass die wissenschaftliche Tätigkeit der zahlreichen Professoren nur dann mitgezählt wurde, wenn sie sich thematisch mit den *okraina*-Gebieten beschäftigten. Dass trotzdem ein Viertel der Mitglieder publizistisch tätig war, ist ein Beleg für das starke Sendungsbewusstsein, das viele Grenzlandnationalisten antrieb. Zum Teil finden

sich unter den professionellen Publizisten Personen, die im weitesten Sinne der „rechten Presse“ zugehörig waren. Publizisten wie Vasili Prokofev, der Redakteur im *Vestnik* der monarchistischen *Russkoe Sobranie* war, oder Aleksandr Liprandi, der hauptsächlich für das monarchistische Blatt *Mirnij Trud* (Friedliche Arbeit) des charkower Professors Andrej Vjazigin schrieb, stehen hier stellvertretend für eine ganze Bandbreite der „rechten“ Presse, in denen sich Mitglieder der Grenzlandgesellschaft wiederfinden.

Ein größerer Teil der Personen mit journalistischem Hintergrund arbeitete dabei regelmäßig für die *Okrainy Rossii*, dem wöchentlich in St. Petersburg, Warschau und Vilnius erscheinenden Blatt der Grenzlandgesellschaft. Da es sich um das offizielle Organ handelte, rekrutierte sich das Gros der Redakteure direkt aus der Grenzlandgesellschaft. Der Kern bestand aus Professoren jeglicher Couleur rund um den Warschauer Professor für Slavistik, Platon Kulakovskij, der dem Blatt als Herausgeber stand. Neben Korrespondenten „aus allen Grenzländern“, mit denen die Zeitschrift beworben wurde, wie dem Chefredakteur Polikarp Byvalkevič, der in seiner Heimatstadt Vilnius gleichzeitig den *Vilenskij Vestnik* (Vilnaer Bote) herausgab, befinden sich unter den Stammredakteuren zum Teil prominente Gesichter der Petersburger intellektuellen Szene. Für das Jahr 1910 wird unter den freien Mitarbeitern beispielsweise auch der Petersburger Slavophile Fedor Samarin aufgeführt, ebenfalls Mitglied der Grenzlandgesellschaft und ein Neffe des bekannten Slavophilen Jurij Samarin. Insgesamt spiegelt die redaktionelle Besetzung der *Okrainy Rossii* das hochkarätige Personal wider, das auch kennzeichnend für die Grenzlandgesellschaft ist. Wenngleich die tatsächliche Verbreitung nicht eindeutig zu klären ist, kann aufgrund der hohen Qualität der Zeitschrift davon ausgegangen werden, dass sie innerhalb des konservativen intellektuellen Milieus der Hauptstadt und den größeren Städten der westlichen Regionen, vor allem in Warschau und Vilnius, durchaus eine stabile Leserschaft bediente.⁹

3.4 Tätigkeit im Bildungssektor

Unter den Mitgliedern der Grenzlandgesellschaft finden sich 60 Personen (27 %), die im Verlauf ihres Lebens lange Zeit in der einen oder anderen Form innerhalb des Bildungssystems tätig waren. Es lassen sich dabei grob zwei Arten von Tätigkeiten unterscheiden: Ein Teil der Personen war in der aktiven Lehre als Dozent an einer Universität oder als Lehrer an einer Schule tätig. Der Großteil der betroffenen Mitglieder bestand allerdings aus Personen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt ihre aktive Lehre zugunsten eines Postens innerhalb des Bildungsministeriums aufgegeben hatten. In der Mehrzahl bekleideten sie dabei hohe Posten, mit denen meistens ein nicht unerheblicher Einfluss auf das Bildungssystem in den Grenzgebieten verbunden war. Erneut lässt sich dabei am Beispiel der Biographie Anton Budilovič dieser unter den Grenzlandaktivisten verbreitete Sprung von einer Tätigkeit innerhalb des russischsprachigen Bildungsapparats der Grenzgebiete hin in die zentrale Administration des Bildungsministeriums nachvollziehen. Budilovič selber wurde nach seiner Zeit als Rektor der Universität Dorpat 1901 in den Rat des Bildungsministeriums berufen. Ab 1905 war er zusätzlich Vorsitzender einer Sonderkommission zur Bildungsfrage bezüglich der nichtrussischen

⁹ Es ist an einer Stelle überliefert, dass zumindest Zar Nikolaj II. persönlich zur Leserschaft der Zeitung gehörte (Djakin 1998: 242 f.).

Völker Fernosts, deren Ergebnisse unter seiner Redaktion 1905 publiziert wurden (Budilovič 1905). Ähnliche Wege wie Budilovič schlügen eine Reihe von Vertretern der Grenzlandgesellschaft ein. Die meisten waren ebenfalls Professoren, entweder aus Warschau, wie der Slavist Platon Kulakovskij, der später lange Zeit im Innenministerium arbeitete, oder von der Neurussischen Universität in Odessa wie Vasilij Adamovič, der wie Budilovič in späteren Jahren ins Bildungsministerium wechselte. Einige der Grenzland-Professoren schafften es bis in höchste Posten. Sergej Lukjanov, der in Warschau eine Professur für Pathologie innehatte, war im Bildungsministerium zunächst Mitglied in einer Kommission für die Reform der russischen Mittelschulen, bevor er 1902 zum stellvertretenden Minister für Volksbildung ernannt wurde – ein Amt, das er bis 1905 ausübte. Erweitert man den Rahmen noch auf jene Professoren, die zwar Mitglied in der Grenzlandgesellschaft waren, aber anhand ihrer Lehrtätigkeit keinen expliziten Grenzlandbezug aufwiesen, kommt man auf insgesamt 42 Personen, die teilweise höchste Funktionen innerhalb des Bildungsministeriums ausübten. Neben Mitgliedern im Rat des Bildungsministeriums und stellvertretenden Bildungsministern findet sich mit Vladimir Glazov auch ein Bildungsminister der Jahre 1904/1905 unter den Mitgliedern der Grenzlandgesellschaft.¹⁰

Auch in den mit Bildungspolitik verbundenen Kommissionen der Staatsduma finden sich ab 1905 einige Mitglieder der Grenzlandgesellschaft. Das prominenteste Beispiel ist Sergej Alekseev, Lateinlehrer, Vorsitzender der Russischen Gesellschaft in Warschau und Gründungsmitglied der Grenzlandgesellschaft. Als Abgeordneter der russischen Kurie in Warschau wurde er 1907 in die dritte Staatsduma gewählt, in der er in der Kommission für Bildungsfragen zusammen mit seinem Kollegen aus Grodno, dem ehemaligen Inspektor des Schulbezirks, Vasilij Tyčinin, den Kern der russischen Grenzlandnationalisten bildete.

3.5 Funktion in der zaristischen Administration

Etwas über die Hälfte der untersuchten Mitglieder (116) arbeitete auf irgendeine Art und Weise innerhalb der staatlichen Administration. Da der staatliche Dienst im Russischen Reich seit der Zeit von Zar Peter dem Großen mit einer Rangtabelle verknüpft war und der jeweilige Rang gegebenenfalls Teil der in der Mitgliederliste erfassten Daten ist, war diese Kategorie quellenbezogen besonders gut zu untersuchen. Es ist auffällig, dass fast die Hälfte der Personen im Staatdienst hohe oder sehr hohe Ränge innerhalb der zivilen Hierarchie bekleidete. Insgesamt finden sich unter ihnen 40 Echte Staatsräte, 16 Geheimräte und drei Echte Geheimräte. Bezogen auf die Rangtabelle war der Echte Staatsrat als Rang vierter Klasse vergleichbar mit dem militärischen Rang eines Generalmajors und wurde zum Beispiel an Gouverneure verliehen.

Unter den Mitgliedern der Grenzlandgesellschaft finden sich entsprechend viele Beamte, die in ihrer Karriere als Gouverneure, Vize-Gouverneure oder andere hohe Staatsdiener die Grenzgebiete aus der Sicht eines höchsten Vertreters des russischen Staats erfuhren. Die meisten dieser sehr hohen Beamten wurden zum Ende ihres Dienstes in den Staatsrat berufen, übernahmen also innerhalb der Ministerien meistens keine gesonderte Aufgabe mehr.

¹⁰ Glazov war General der Infanterie und damit nicht „aktiv“ – im Sinne einer Lehrtätigkeit – im Bildungssektor tätig.

Ein großer Teil der höheren und mittleren Beamten findet sich dagegen bevorzugt im Bildungsministerium oder im Innenministerium. Einige Personen wie beispielsweise der Jurist Aleksandr Bašmakov konnten sich dabei als Mitglieder im Rat eines Ministeriums auf ihre Rolle als Experten in Grenzlandfragen berufen. Bašmakov, der neben seiner Arbeit im Innenministerium ein bekanntes Gesicht der panslavischen Bewegung war, hatte zuvor jahrelang in den West- und Südwestgebieten und in den baltischen Provinzen als Friedensrichter gearbeitet und konnte sich in seiner Arbeit für das Ministerium auf seine Kenntnisse in diesen Gebieten berufen.

Innerhalb des Innenministeriums war eine auffällig hohe Zahl an Mitgliedern in der Abteilung für Umsiedlungen tätig. Während Piotr Stolypins Zeit als Innenminister gewann diese Abteilung an Bedeutung bei den Plänen des Ministeriums, Millionen von Bauern aus dem Inneren Russlands insbesondere nach Zentralasien und nach Fernost umzusiedeln. Es ist aufgrund der Bedeutung der russischen Kolonisation für den Aufbau russischer Staatlichkeit in den nichtrussischen Grenzländern nicht verwunderlich, dass sich in den entsprechenden administrativen Funktionen eine ganze Reihe von Grenzlandaktivisten findet. Von 1905 bis 1915 leitete der Jurist Grigorij Glinka die Abteilung. Dieser war selbst Mitglied in der Grenzlandgesellschaft und referierte genau wie sein Untergebener Georgij Loganov, Beamter für besondere Aufgaben innerhalb des Ministeriums, im Rahmen der öffentlichen Vorträge der Gesellschaft des Öfteren über den Beitrag seines Ministeriums zur Stärkung russischer Staatlichkeit in Fernost und Zentralasien.

Neben den ehemaligen oder aktiven Gouverneuren bilden die Spitzenbeamten wie der Minister für Kommunikation, Sergej Ruchlov, der zu den Gründungsmitgliedern der Grenzlandgesellschaft zählte, zwar tendenziell die Ausnahme, sie zeigen aber neben der reinen Quantität der Mitglieder im Staatsdienst die besondere Verankerung der Grenzlandgesellschaft innerhalb der höheren Beamtenstafette.

3.6 Politiker – Staatsrat und Duma

Unter den Mitgliedern der Grenzlandgesellschaft findet sich erwartungsgemäß eine vergleichsweise hohe Anzahl von Personen (37), die als Mitglieder in einer der zwei legislativen Kammern Teil des politischen Systems im russischen Reich waren. Die Mehrheit (29) waren ernannte oder gewählte Mitglieder des Staatsrats, dem russischen Äquivalent eines „Oberhauses“, eine kleinere Zahl an Personen (8) waren gewählte Abgeordnete der Staatsduma, dem „Unterhaus“.¹¹

In ihrem politischen Wirken waren die Grenzlandnationalisten beider Kammern durchaus erfolgreich. Im Oberhaus blockierten die Mitglieder der Grenzlandgesellschaft Reformprojekte, die die Grenzgebiete betrafen und beide Kammern passieren mussten, wenn sie die privilegierte Stellung von Russen in den *okrainy* zu bedrohenschielen. Außerdem initiierten hier Wortführer des Grenzlandnationalismus wie Dmitrij Pichno, Vladimir Gurko oder Aleksandr Stišinskij etliche Gesetzesprojekte, die auf

¹¹ Während die Mitglieder des Staatsrates zur Hälfte vom Zaren ernannt und zur anderen Hälfte aus meistens exklusiven Gruppen direkt in den Provinzen gewählt wurden, wurden die Abgeordneten der Staatsduma vom männlichen Teil der Bevölkerung mittels Kurienwahlsystem gewählt. Den Wahlen zur dritten Duma 1907, um die es sich vorrangig im Artikel dreht, ging eine Wahlrechtsreform voraus, die eine deutliche Dominanz zugunsten der Landbesitzer, Unternehmer und des Adels sicherstellte (Levin 1973).

die Stärkung des „russischen Elements“ an den Reichsrändern abzielten.¹² Dabei stimmten Grenzlandnationalisten aus der Staatsduma und dem Staatsrat ihre Gesetzesinitiativen und ihr Abstimmungsverhalten erfolgreich ab. So konnten sie in ihrer kammerübergreifenden Kooperation einerseits Reformprojekte wie die Einführung von munizipalen Selbstverwaltungsorganen in den westlichen Provinzen verhindern, andererseits Vorhaben wie die Herauslösung der Provinz Cholm aus dem Königreich Polen oder die Limitierung der finnländischen Autonomie zur Abstimmung bringen (Weeks 1996:172-192; Korros, 1998). Der von Zar Nikolaus II. persönlich zum Mitglied des Komitees für Finnische Angelegenheiten ernannte Vladimir F. Dejtrich beispielsweise war die maßgebliche Figur der nationalistischen Politik gegenüber Finnland innerhalb des Staatsrats (Kujala 1998: 147 f.). Dejtrich war gleichzeitig Mitglied im Vorstand der Grenzlandgesellschaft und regelmäßiger Autor von mit Finnland verbundenen Themen in den *Okrainy Rossii*.

Viele Abgeordnete der Staatsduma, insbesondere jene, die von den russischen Kurien in den Reichsrändern gewählt worden waren, weisen eine ähnliche Mobilität innerhalb des Grenzlandkontextes auf wie einige der bereits besprochenen Militärs und Staatsbeamten. Georgij Zamyslovskij beispielsweise war nach seinem Studium an der juristischen Fakultät der Imperialen Petersburger Universität zunächst im Justizministerium für Zensurangelegenheiten tätig. Darauf folgte für ihn eine fast zehnjährige Rotation zwischen verschiedenen juristischen Posten in Vilnius, Grodno und in den Ostseeprovinzen. Seine Wahl als Abgeordneter der russischen Bevölkerung Vilnius in die dritte Staatsduma verdeutlicht, wie stark seine Identifikation mit der russischen *delo* in den Westgebieten über die Jahre im staatlichen Dienst in diesen Gebieten gewachsen war. Zamyslovskij trat dabei nicht nur in seinen Dumareden als lautstarker Vertreter der russischen Minderheit in den Grenzgebieten in Erscheinung, sondern beteiligte sich neben seiner Tätigkeit am Vilnaer Gericht auch aktiv innerhalb der lokalen russischen Gemeinschaft, indem er im Rahmen des Vilnaer Abteilung der Grenzlandgesellschaft regelmäßig als Redner auftrat und sowohl für die *Okrainy Rossii*, als auch für andere rechte Blätter als Korrespondent aus den Westgebieten berichtete. Zamyslovskij ist neben zahlreichen anderen Grenzland-Beamten wie dem Abgeordneten der russischen Bevölkerung des Südkaukasus, Fedor Timoskin und natürlich des Warschauer Abgeordneten, Sergej Alekseev, ein gutes Beispiel für die Vernetzung des imperialen Raums durch diese sehr mobile russische Grenzlandelite (Zamyslovskij 1908). Grenzlandnationalisten wie Zamyslovskij, Alekseev und Timoskin trugen mit ihrer Doppelrolle als lokale Aktivisten und politische Figuren im imperialen Zentrum erheblich dazu bei, das lokale Milieu der russischen Nationalisten mit der gesamtimperialen Politik zu verknüpfen.

3.7 (K)eine reine Männergesellschaft

Wenngleich die Grenzlandgesellschaft eindeutig von Männern dominiert wurde, gab es doch eine gewisse Anzahl von weiblichen Mitgliedern (14). Gerade diese Datensätze konnten jedoch zu einem großen Teil nicht mit Daten aufgefüllt werden. Die Spuren, welche die weiblichen Mitglieder hinterlassen haben, beschränken sich bis auf zwei

12 Zum Beispiel der Vorschlag, die Wahlmechanik für den Staatsrat in den neun westlichen Gouvernements zugunsten russischer Landbesitzer zu ändern, um die überwiegend polnischen Deputationen zu ersetzen. (GARF, F.1178, d. 34 und d. 39; *Okrainy Rossii*, Nr. 15 (1909): 1).

Ausnahmen auf die biographischen Angaben der Mitgliederliste und hier wurde meistens der Rang des Ehemanns als Beruf angegeben, im Sinne von „Frau des Geheimen Staatsrats X“. Wie es scheint, waren die meisten weiblichen Mitglieder entweder Ehefrauen oder auch Töchter von aktiven Grenzländlern oder Witwen von bereits verstorbenen Mitgliedern. In der Liste von 1910 wird beispielsweise eine Anna Sergeevskaja als Witwe eines Geheimrats aufgeführt. Höchstwahrscheinlich handelt es sich hier um die Witwe des ersten Vorsitzenden der Grenzlandgesellschaft, des Juristen Nikolaj Sergeevskij.

Innerhalb der an den Reichsrändern aktiven russischen Wohltätigkeitsorganisationen trifft man hingegen des Öfteren auf aktive Frauen. Die Frau des Herausgebers der *Okrainy Rossii*, Ekaterina Kulakovskaja, beispielsweise tritt als Autorin eines Gesuchs im Namen der Warschauer Abteilung der Slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft (*Slavjanskoe blagotvoritel'noe obščestvo*) an Zarin Aleksandra Fedorovna in Erscheinung (RGIA, F.525 op. 1 Vn. op. 210/2708 d. 25). Da viele dieser Wohltätigkeitsorganisationen, vor allem die orthodoxen Bruderschaften, einen kirchlichen Hintergrund hatten, dienten sie, wie beispielsweise die Pribaltische Bruderschaft (*Pribaltijskoe bratstvo*), oft als verlängerter Arm der russischen Staatlichkeit in den Reichsrändern und waren in dieser Funktion meistens eng mit der lokalen russischen „Community“ verbunden. Viele Mitglieder der Grenzlandgesellschaft, vor allem diejenigen mit direktem Bezug zu den Reichsrändern, waren in entsprechenden Organisationen, vor allem der Russisch-Galizischen Wohltätigkeitsgesellschaft (*Russo-galickoe blagotvoritel'noe obščestvo*) und der Slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft aktiv.

3.8 Grenzlandbezug

Ein wesentliches Ziel der Erhebung war es, das Anliegen der Grenzlandnationalisten, sich als Spezialisten in Grenzlandfragen zu stilisieren, zu hinterfragen und tatsächliche biographische Bezüge zu den nichtrussischen Reichsrändern in der Breite der Mitglieder der Grenzlandgesellschaft zu identifizieren. Erwartungsgemäß konnte bei einer knappen Mehrheit der Personen (118, also 53 %) im Lebensverlauf ein direkter Bezug zu den nichtrussischen Reichsrändern identifiziert werden. Bei den meisten Personen (72) war es die berufliche Tätigkeit, die ihre Lebensverläufe an einem bestimmten Punkt mit den Reichsrändern verknüpfte. Eine Herkunft aus den Reichsrändern, bei der in der Regel eine stärkere Bindung an eine einzelne Region vorlag, konnte bei 23 Personen nachgewiesen werden.¹³ Prinzipiell finden sich in dieser Kategorie alle Reichsränder wieder. Die mit Abstand größte Anzahl an Mitgliedern mit Bezug durch Herkunft kommt aber aus den Westgebieten (11) und den Ostseeprovinzen (6). Vertreter aus „exotischeren“ Reichsrändern wie der von einer moldauischen Adelsfamilie abstammende Kišinever Ökonom Georgij Butmi, oder der spätere Warschauer Professor

13 Die Herkunft aus den Reichsrändern wurde durch folgende drei Parameter definiert: 1. Großteil der Jugend/des jungen Erwachsenenalters in einer Region der Reichsränder verbracht, 2. Fortlaufende Bindungen an eine Grenzland-Region über den gesamten Lebensverlauf, zum Beispiel in Form von Familie, Besitz oder Beruf, 3. emotionale Bindung an eine Grenzregion, die über berufliches Interesse hinausgeht. Bei Anton Budilovič, der den Großteil seiner Jugend, seines jungen Erwachsenenalters und später auch große Teile seiner akademischen Laufbahn in den Westgebieten verbrachte, dessen Familie fest in Grodno verwurzelt war und der sich selbst mit den Worten beschrieb: „Ich bin Weißrussen von Geburt, Petersburger per Bildung und Grenzländer (*okrainec*) auf allen wichtigen Etappen meines dienstlichen und gesellschaftlichen Wirkens“, wären beispielsweise alle drei Kategorien erfüllt (*Moskovskie Vedomosti*, 04.01.1908, z.n. *Okrainy Rossii*, Nr.1 (1908): 12).

für Chemie, Ivan Kondakov, der als Sohn eines ussurischen Kosaken seine Jugend in Fernost verbrachte, bilden eher die Ausnahme.

Ein etwas ausgeglicheneres Bild zeigt sich bei den 72 Personen mit beruflichem Bezug zu den Reichsrändern. Hier sind die einzelnen Reichsränder einigermaßen gleichmäßig verteilt auf Finnland (16), das Königreich Polen (15), die Westgebiete (13), die Ostseeprovinzen (10) und den Kaukasus (9). Turkestan, der Fernosten und Bessarabien teilen sich die übrigen Personen. Vor allem die Militärs und ein Teil der Staatsbeamten weisen einen beruflichen Bezug zu den südlichen und fernöstlichen Reichsrändern auf, was nicht verwunderlich ist, da die unruhige Lage insbesondere im Kaukasus und Turkestan eine vergleichsweise starke militärische Präsenz erforderte. Dementsprechend haben auch viele Militärangehörige der Grenzlandgesellschaft eine biographische Verbindung zu den südlichen Reichsrändern – neben ihrer, im vorangehenden Teil bereits erwähnten, generellen Überpräsenz in Finnland.

3.9 Nationalistische Publizisten, mobile Offiziere, Warschauer Professoren und radikale Priestersöhne – zusammenfassende Gedanken zum kollektiven Erfahrungshorizont der Grenzlandnationalisten

Dass ein großer Teil der Mitglieder auf die eine oder andere Art und Weise mit den Reichsrändern verbunden war, ist für sich gesehen ein erwartbares Ergebnis. Es wirft aber vor allem die Frage auf, warum sich in einer Organisation, die sich als die Speerspitze des Grenzlandnationalismus ausgab, fast die Hälfte der Mitglieder eben keinen eindeutigen Bezug zu den Reichsrändern vorweisen konnte. Wie passt dieser Befund mit dem selbsterklärten Anspruch der Grenzlandgesellschaft zusammen, Experten für die Lösung der „Grenzlandfrage“ zu versammeln?

Dass die Hälfte ihrer Mitglieder keinen eindeutigen persönlichen Bezug zu den Reichsrändern aufweist, lässt sich meines Erachtens dadurch erklären, dass die Grenzlandgesellschaft eben nicht nur aus Experten bestehen konnte, sondern für eine erfolgreiche Lobbyarbeit die Experten auch in Kontakt kommen mussten mit Befürwortern, die ihnen im hauptstädtischen Milieu zusätzliche Kanäle öffneten und öffentliche Plattformen bereitstellten. Diese zwei Gruppen innerhalb der Grenzlandgesellschaft ergänzten sich. Die Aktivitäten der Grenzlandgesellschaft waren dabei ein Treffpunkt vor allem für die gebildete, hauptstädtische Elite. Vorträge und öffentliche Diskussionen (*besedy*) brachten Gleichgesinnte zusammen und ermöglichten so eine aktive Vernetzung zwischen national gesintneten, prominenten Protagonisten aus Politik, Wissenschaft und Presse. Gleichzeitig diente die Grenzlandgesellschaft als Bindeglied zwischen lokalen Aktivisten aus den Grenzregionen und der Öffentlichkeit in der Hauptstadt. Die Gesellschaft unterstützte russische nationalistische Gruppen in den Grenzgebieten und nutzte ihre Stellung in der Petersburger Gesellschaft, um Aktivisten ein Forum zu bieten, das ihnen ermöglichte, ihre Ansichten zu *Okraina*-Fragen zu verbreiten. Interne, aber auch externe Aktivisten aus verschiedenen Grenzländern wurden in der Regel zu den öffentlichen Konferenzen eingeladen, um mit der Hauptstadtgesellschaft in Kontakt zu treten und sowohl politisch als auch finanziell Unterstützung zu erhalten. Was die Massenmedien anbelangte, so wurde den lokalen Aktivisten Platz auf den Seiten der *Okrainy Rossii*, der offiziellen Wochenzeitung der Grenzlandgesellschaft, eingeräumt, die gleichzeitig die Druckerzeugnisse der lokalen russischen *Okraina*-Organisationen bei der St. Petersburger Leserschaft bewarb. Die Grenzlandgesellschaft vertrat in diesem Sinne tatsächlich ein breites Spektrum an Befürwortern einer russischen

Staatlichkeit an den Reichsrändern und war sowohl ein Treffpunkt für Personen mit biographischem Hintergrund in den Reichsrändern als auch für Personen, die zwar diesen Hintergrund nicht aufwiesen, aber dafür die Experten ins rechte Licht rücken konnten.

Die zweite Aussage, die sich anhand der Auswertung der Mitgliederliste treffen lässt, betrifft das soziale Milieu, aus dem die Grenzlandnationalisten stammten. Wie der Anteil an mittleren Staatsbeamten, hohen Militärs und Angehörigen der Bildungselite zeigt, ist der Großteil der Personen einem elitären Milieu zuzurechnen. Klassisches Kleinbürgertum, Kaufleute oder gar Bauern und Arbeiter finden sich praktisch überhaupt nicht unter den Mitgliedern der Grenzlandgesellschaft. Die niedrigeren Staatsbeamten bilden dabei eigentlich schon das „unterste“ soziale Milieu, allerdings gibt es von ihnen nicht allzu viele. Ein eindrucksvolles Beispiel: Es gibt mehr Fürsten unter den Mitgliedern (6) als Kollegienassessoren (4), der immerhin achthöchste Rang eines Staatsbeamten. Der Anteil des Adels ist generell signifikant hoch. Fast 40 % der Mitglieder (86) kommen aus dem Adelsstand. Darunter finden sich neben den sechs Fürsten auch drei Grafen und drei baltendeutsche Barone. Die eingangs zitierte Selbstbeschreibung der Grenzlandgesellschaft als „klein [...] aber stark in Bezug auf unsere kulturelle Kraft“ (Russkoe okrainnoe obščestvo 1909: 4 f.) trifft also vollumfänglich zu, wenn man die „kulturelle Kraft“ als Selbstbild einer intellektuellen und politischen Elite interpretiert.

Dabei war von Seiten der Grenzlandgesellschaft eigentlich durchaus eine größere gesellschaftliche Reichweite erwünscht gewesen. Es war für die Gründungsmitglieder der Grenzlandgesellschaft ja nicht nur die Erkenntnis leitend, dass Vernetzung und Lobbyismus vital zur Erreichung ihrer Ziele seien, sondern eben auch, dass sich russische Menschen jeglicher Herkunft vereinen müssten, um angesichts vermeintlich besser national organisierter Widersacher überhaupt noch eine Überlebenschance zu haben. Es finden sich in Selbstzeugnissen der Grenzländer immer wieder Bezüge auf die „erstaunliche nationale Selbstvergewisserung“ der nichtrussischen Nationalbewegungen. Mit Verweis auf die polnische Nationalbewegung scheint an mancher Stelle sogar eine Art Bewunderung für die breite gesellschaftliche Akzeptanz der „polnischen Sache“ mitzuschwingen (zum Beispiel Okrainy Rossii 5.3.1906 (1): 1 ff.; Okrainy Rossii, 12.4.1908 (15): 4).

Auch von Seiten der Grenzländer träumte man deshalb offenbar davon, dass die russische Gesellschaft endlich „aufwache“ und in Form einer breiten politischen Bewegung den vermeintlich bedrohten Russen an den Reichsrändern zu Hilfe eile. Ein Wunsch, der sich in dieser Weise nicht erfüllte, was offensichtlich auch daran gelegen hat, dass die elitäre Gesellschaft der Grenzländer sich als unfähig erwies, ihren Kreis für ein breiteres Publikum attraktiv zu machen. In dieser Hinsicht unterschied sie sich entscheidend von den größeren rechten Organisationen, vor allem der Union des Russischen Volkes, die im Gegensatz dazu reichsweit mehrere zehntausende Mitglieder mobilisieren konnte und damit die einzige „rechte“ Massenbewegung im späten Zarenreich war (Gilbert 2016).

Auffällig ist außerdem, dass sich in den Reihen der Grenzlandgesellschaft auch zahlreiche ethnische Nicht-Russen finden. Vor allem unter den Militärs und den Staatsdienern gab es eine gewisse Zahl an baltendeutschen Adligen. Eine Tatsache, die vielleicht auf den ersten Blick dem Anliegen der russischen Nationalisten widersprechen mag. Man sollte aber nicht unterschätzen, wie uneindeutig die Definition von Nation

im frühen 20. Jahrhundert auch unter den russischen Nationalisten war. Zwar herrschte eine gewisse Vorstellung davon, dass im Sinne der *uvarov'schen* Trinität ein Russe Russisch sprechen und rechtgläubig sein musste, eindeutige ethnische oder gar rassistische Kategorien waren den russischen Nationalisten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts aber tendenziell (noch) eher fremd. Wie sich sehr plastisch am Beispiel der Mitglieder der Grenzlandgesellschaft zeigt, ging es im Nationalverständnis dieser Gruppe noch deutlich stärker um kulturelle Assimilation sowie Mindset und Aktionismus als um unveränderliche Kategorien wie Ethnizität. Man appellierte zwar an „jeden Russen, dem das Schicksal seiner russischen Brüder in den Grenzländern am Herzen liegt“, aber auch an „jeden Fremdstämmigen, der sich der Macht von Russlands Einigkeit bewusst ist.“ (Okrainy Rossii 5.3.1906 (1): 1) Der Kunstgriff zur Begrifflichkeit des „wahren Russen“ – ein Begriff, der sich von der alleinigen Bedeutung der Herkunft für die Zugehörigkeit zur russischen Staatsnation löst und stattdessen eine diffuse Kategorie der „Wahrhaftigkeit“ einführt – trägt dieser Uneindeutigkeit Rechnung. Zwar könnte man argumentieren, dass ein „wahrer Russe“ noch viel russischer als alle anderen Russen sein sollte, es kann aber auch als Einladung verstanden werden, die Zugehörigkeit zur staatstragenden russischen Nation über eigene Anstrengung und Einsatz für die „*russkoe delo*“ zu „verdienen“. In dieser Logik war es beispielsweise auch einem russifizierten baltendeutschen Hochadligen wie Dmitrij Rudol'fovič Vil'ken von Beverschof (Wilcken aus dem Hause Bewershof) möglich, ungeachtet seines ethnischen Hintergrunds als „wahrer“ Russe anerkannt zu werden, solange er sich nicht der (Selbst-)Russifizierung entzog und sich aktiv für die „russische Sache“ in den Grenzgebieten einsetzte. Man darf an dieser Stelle aber nicht vergessen, dass der Begriff der Nation im späten Zarenreich vor allem ausgrenzende Mechaniken erzeugte, auch und gerade von Vertretern der Grenzlandnationalisten. Wenn Anton Budilovič nach seiner Berufung an die Universität Dorpat von der Vision einer „gemeinsamen Blüte baltischer und der russischen Sprache in gemeinsamer Abwehr der Germanisierung“ spricht und die Okrainy Rossii in einem Artikel 1908 die baltische Verwaltung in der Hand von „Andersgläubigen und Fremdstämmigen“ (*inorocy i inovertsy*) wähnte, dann war dieser Vorwurf immer in gewisser Weise verallgemeinernd, und im breiten Kontext wurden damit von Seiten der Grenzlandnationalisten Konflikte bewusst ethnisiert (Fomičeva 2013: 141 f.; Brüggemann 2021: 327). Ob und wie weit also ein russifizierter Balten-deutscher im Verlauf der letzten Dekaden des Zarenreichs tatsächlich generell des Separatismus verdächtig war, war zeitlich und regional großen Schwankungen unterworfen und hing stark von der tatsächlichen politischen Prägung innerhalb des „rechten“ Spektrums des Anklägers ab.

Die empirische Untersuchung der Mitgliederliste machte deutlich, dass die Grenzlandgesellschaft über das gesamte Imperium hinweg vernetzt und in allen wichtigen Institutionen präsent war. Das betraf sowohl die politischen Organe als auch das Militär und vor allem die staatliche Verwaltung.¹⁴ Es ist besonders auffällig, dass zwischen vielen Aktivisten während ihres Dienstes in den Grenzländern Kontakte entstanden, auf

14 Der imperiale Hof wurde zwar nicht separat angesprochen, aber auch hier gab es Mitglieder der Grenzlandgesellschaft in hohen Positionen wie beispielsweise den Leiter der Kanzlei der Zarenmutter Maria Fedorovna, Graf Goleniščev-Kutuzov oder den „Oberjägermeister seiner kaiserlichen Exzellenz“, Graf Sergej Šeremetev. Oberjägermeister war der höchste zu erreichende Rang innerhalb der höfischen Beamten, gleichzusetzen mit einem echten Geheimrat des zivilen Beamtenstums.

die sie sich bei der Koordinierung ihrer Aktivitäten stützen konnten. Es bietet sich besonders im Zusammenhang mit dem Personal aus den Universitäten Warschau und Dorpat an, hier von einem regelrechten Professorenzirkel zu sprechen, der innerhalb der Grenzlandgesellschaft in weiten Teilen die wissenschaftliche Aufbereitung und zum Großteil auch die publizistische Arbeit an der Grenzlandthematik übernahm. Das russische Kollegium an den westlichen Universitäten scheint hier eine Art Ausgangspunkt für teilweise jahrzehntelange Netzwerke gewesen zu sein. Dass beispielsweise Anton Budilovič, Platon Kulakovskij und Aleksej Sobolevskij lange nachdem sie gemeinsam in Warschau gelehrt hatten, freundschaftlich miteinander verbunden waren und daher auch gemeinsam unter Ausnutzung ihrer Kontakte die Gründung der Grenzlandgesellschaft vollzogen, spricht prinzipiell für die Existenz solcher ausgedehnten Netzwerke. Das Vorhandensein einer kollektiven Identität als *okraincy* im Sinne einer Schicksalsgemeinschaft, die durch ihren Dienst in den nichtrussischen Reichsrändern ein besonderes Band verknüpfte, mag dies gefördert haben. Es wird im Folgenden zu klären sein, mit welchen Mitteln, aufbauend auf diesen tatsächlichen gemeinsamen Erfahrungshorizonten, eine solche kollektive Identität konstruiert wurde, die dann durch theoretische Diskurse geschärft und durch gewisse Rituale verfestigt wurde.

4. „Grenzlandkämpfer“ und „wahre Russen“ – Vergemeinschaftung durch Heroisierung und Separierung

Wie das einleitende Beispiel der Beerdigung Anton Budilovičs bereits eindrucksvoll zeigte, nutzten die Grenzlandnationalisten teils martialisch anmutende Begrifflichkeiten, mit denen sie ihrem Aktivismus eine dramatische und exklusive Note verliehen. Nirgendwo wird das deutlicher als bei der Ehrung verstorbener Mitglieder ihrer Gemeinschaft. Grenzlandnationalisten aus verschiedenen Teilen des Reiches verstanden sich bei diesen Gelegenheiten – ähnlich einer Art „Schützengrabenerlebnis“ – als Brüder im Geiste, als „Kämpfer an der inneren Grenze Russlands“, die einen gemeinsamen Erfahrungshorizont und die gleichen Vorstellungen vom Imperium teilten. Das erklärt die Tatsache, dass sich am 15. Dezember 1908 in so großer Zahl Grenzländer am Aleksandr Nevskij Kloster einfanden, um sich von Anton Budilovič als einem „Kämpfer für die russische Sache in den Grenzgebieten“ zu verabschieden.

Dabei wurde nicht unterschieden, ob jemand durch Herkunft oder Beruf einen persönlichen Bezug zu den Grenzländern hatte oder einen solchen nicht unbedingt vorweisen konnte. Zwar traf wenigstens einer der beiden Fälle, wie vorangehend gezeigt wurde, auf die Hälfte der Aktivisten zu, theoretisch konnte man aber auch nur mit dem richtigen Mindset und dem entsprechenden Aktivismus in diese gedachte Gemeinschaft der „Grenzlandkämpfer“ aufgenommen werden. Das wird besonders deutlich am Beispiel von Nikolaj Sergeevskij, der nach dem frühen Ausscheiden Anton Budilovičs, den Vorsitz über die Grenzlandgesellschaft übernahm und damit de facto dessen erster Vorsitzender wurde. Sergeevskij verkörperte den hauptstädtischen Intellektuellen, der es durch Dienst in verschiedenen Stellen der Administration bis in den Staatsrat geschafft hatte. Zwar beschäftigte sich Sergeevskij als Staatssekretär und renommierter Jurist mit der finnischen juristischen Sonderposition im Reich; einen distinktiven beruflichen Bezug zu den Grenzländern konnte er aber genauso wenig aufweisen wie eine Zugehörigkeit zur Gruppe der „in den Grenzländern unterdrückten Russen“. Trotzdem positionierte sich Sergeevskij in der kurzen Zeit seines Wirkens bis zu seinem Tod 1908

als oberster Verfechter der „russischen Sache“ in den Grenzgebieten. Insbesondere sein früher Tod nur wenige Monate nach der Gründung der Grenzlandgesellschaft ist ein Beispiel, wie der Tod eines Aktivisten intensiv von der russischen Grenzlandpresse zur angesprochenen Vergemeinschaftung der russischen Grenzlandnationalisten genutzt wurde. In Zeitungen in Riga, Vilnius und im St. Petersburger Blatt *Okrainy Rossii* wurde der Verstorbene als Teil einer eingeschworenen Gemeinschaft beschrieben, als „mutiger und rastloser Verteidiger der russischen Grenzländer“, als „heroischer Anführer, der sein Leben im Dienste für das russische Vaterlande gab“ und als „Kämpfer für das wahre, unteilbare Russland“ (*Okrainy Rossii*, 4.10.1908 (40): 1). In einem Erinnerungsband an Sergeevskij, der kurze Zeit nach dessen Tod von Michail Borodkin, dem Experten für Finnland bei der Grenzlandgesellschaft, herausgegeben wurde, wurde der Verstorbene in eine geistige Reihe mit den Eroberungen der westlichen Territorien durch Peter den Großen gestellt. So sei „das Blut [Sergeevskis] nicht umsonst vergossen worden, genauso wie das unserer Vorfahren, mit dem die russischen Grenzländer erobert wurden“ (Borodkin 1909: 3; Borovitinov 1910). Die Märtyrisierung, die hier anklingt, findet sich in vielen weiteren Beispielen, insbesondere beim Tod prominenter Vertreter der Grenzlandaktivisten. Dem eingangs erwähnten Tod Anton Budilovičs folgte eine Heroisierung des Verstorbenen, die bis lange nach seinem Tod anhielt und dabei sogar über die Grenzen des Zarenreiches hinausging.

Der intellektuelle Charakter des Grenzlandkämpfermilieus erzeugte vielfältige diskursive Praktiken, mit denen sich Angehörige der *okraincy* über geltende Werte und Normen verständigten. Da es den Grenzländlern zuallererst um die Stärkung des russischen Charakters der Grenzgebiete ging, manifestierte sich ihre intellektuelle Selbstfindung im Kern in differenzierten Abgrenzungen von jenen Teilen der Gesellschaft, die sie für die unzulängliche Umsetzung der „russischen Sache“ in den Grenzländern verantwortlich machten. Neben den oben beschriebenen Praktiken der Vergemeinschaftung durch Heroisierung ihrer Mitglieder trugen diese (Selbst-)Separierungen erheblich zur Schärfung des eigenen Profils der *okraincy* bei und stabilisierten maßgeblich ihren inneren Zusammenhalt. Neben der offensichtlichen und bereits hinreichend thematisierten Separierung von den nichtrussischen Gesellschaften innerhalb des Imperiums fand eine diskursive Abgrenzung der „wahren Russen“ in dreierlei Hinsicht statt.

Erstens verschärfte sich die Sprache der Grenzlandaktivisten mit der Zeit dahingehend, dass die Exklusivität der Zugehörigkeit zur Gruppe der Grenzländler zur Folge hatte, dass besonders zur restlichen Russischen *Intelligencija* eine diskursive Mauer aufgebaut wurde. Insbesondere liberale Kreise wurden in der Sicht der Grenzländler des Verrats an Russland beschuldigt, weil sie „unter der Flagge der Freiheit die Stimme für die Aufspaltung Russlands“ erheben würden. Auch Teile der staatlichen Administration sahen die Grenzländler von „liberalen Elementen, die die Vernichtung Russlands anstreben“ unterwandert. Während man die *inorodcy* selbst „nur“ als Träumer bezeichnete, befanden sich diese liberalen Politiker als „Verräter an der „russischen Sache“ auf der oberen Position innerhalb der Feindshierarchie der Grenzlandnationalisten (Russkoe okrainnoe obščestvo 1908).

Aus dem expliziten Selbstbild als Spezialisten für Grenzlandbelange leitete sich zweitens eine scharfe Kritik an der Regierung ab. Diese sah man von Personen unter-

wandert, welche das Vertrauen des Zaren missbrauchen würden und die vergessen hätten, welche Anstrengung nötig gewesen war, um das Russische Imperium in seiner derzeitigen Ausprägung zu schaffen.

Wie die Auswertung der Mitgliederliste der Grenzlandgesellschaft gezeigt hat, war der Kern der Grenzlandaktivisten keineswegs ein Petersburger Kreis von *Okraina*-Sympathisanten. Vielmehr hatte mindestens die Hälfte der Mitglieder entweder durch Herkunft oder Beruf eine Beziehung zu den nichtrussischen Grenzländern. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die *okraincy* mit Verweis auf ihre mobilen Lebensverläufe, die sie oft in ein oder mehrere Grenzländer geführt hatten, einen Status als Spezialisten in *Okraina*-Fragen ableiteten. Daraus erwuchs die Forderung, die Arbeit der Regierung gegenüber den Grenzgebieten zu überprüfen, zu kontrollieren und gegebenenfalls zu korrigieren. Die Grenzlandnationalisten sahen sich gegenüber der Regierung im Vorteil, da sie als selbsternannte Experten mit einem vermeintlich reichen Erfahrungsschatz in Grenzlandfragen die Situation vor Ort viel besser beurteilen könnten. Dazu passte das Bestreben der Grenzlandgesellschaft, die politische Strategie mit Hilfe lokaler Abteilungen und Kontakten zu anderen russischen *Okraina*-Verbänden zu koordinieren, Informationen zu sammeln und netzwerkweit verfügbar zu machen, um mit dem Gewicht einer „vereinigten russischen Grenzlandgemeinde“ gegenüber zentralen politischen Instanzen zu argumentieren.

Die hohe Zahl an Grenzländern in Grenzland-bezogenen administrativen und politischen Institutionen erleichterte das Implizieren russisch-nationalistischer Agenden für die imperialen Grenzländer erheblich. Vor allem die teilweise äußerst einflussreichen Personen im Bildungsapparat und die Präsenz einflussreicher Netzwerker wie Sti-sinskij, Pikhno und Gurko im Staatsrat kamen dem Wirken der Grenzlandaktivisten zugute. Die Liste von konkreten Projekten, die unter maßgeblichem Einfluss der *okraina*-Lobby angestoßen wurde, ist dahingehend ebenso zahlreich wie vielfältig. Ob es das Municipalgesetz für das Königreich Polen war, die Herauslösung von Chol'm aus dem Privilinskij Krai, die Beschneidung der finnischen Autonomie, die Finanzierung von russischen Schulen in den westlichen Gebieten oder Missionierungseinrichtungen in den östlichen Gebieten und Turkestan: Die Grenzländer versuchten mit Verweis auf ihren Expertenstatus und durch ihre gute Vernetzung innerhalb des administrativen Milieus ihre Vision von russischer Staatlichkeit an den Reichsrändern durchzusetzen.

Mit ihrer Kritik an der Administration gerieten lokale Aktivisten dabei des Öfteren in Konflikt mit lokalen Staatsbeamten, deren Auftreten sie für einen „Schutz“ der russischen Bevölkerung als zu schwach empfanden. Die dabei implizierten Konsequenzen reichten teilweise weit über den lokalen Kontext hinaus, wenn beispielsweise die guten hauptstädtischen Kontakte von Seiten der Grenzlandaktivisten genutzt wurden, um einen unliebsamen Beamten vor Ort loszuwerden, so wie es im Fall des Warschauer Generalgouverneurs Georgij Skalon passieren sollte. Dieser war aufgrund seiner pragmatischen Politik gegenüber Teilen der polnischen Gesellschaft bei der lokalen *Russischen Gesellschaft in Warschau* (Russkoe obščestvo v Varšave) und ihrem Wortführer Sergej Alekseev in Ungnade gefallen. Als Premierminister Stolypin, der selbst offene Rechnungen mit Skalon hatte, seinen Schwager Nejdgart 1910 zur Revisionsreise an die Weichsel schickte, wurde diese Gelegenheit auch von den Grenzlandnationalisten benutzt, um das eigene Anliegen an die obersten Ränge der Regierung weiterzuleiten. Dmitrij Nejdgart war persönlich zwar kein Mitglied in der Grenzlandgesellschaft, über seinen Bruder Aleksej Nejdgart aber, der schon im Mai 1908 eingetreten war und der

zudem mit anderen Grenzlandnationalisten wie Stisinskij, Pikhno und Dejtrich im Staatsrat den Kern der *okraincy* bildete, mag hier auch eine persönliche Verbindung zum Grenzlandmilieu bestanden haben. Dass der Revisionsbericht in seiner Kritik an Skalons vermeintlichen Versäumnissen bei der Unterstützung der russischen Bevölkerung an zahlreichen Stellen Ähnlichkeiten zu den Narrativen der Grenzländer im Allgemeinen, aber auch beim konkreten Projekt des verzögerten Baus eines russischen Volkshauses spezifisch den Vorwürfen der lokalen Nationalisten folgt, macht deutlich, dass Nejdgart mit den Forderungen der Grenzlandnationalisten nicht nur bestens vertraut war, sondern vollumfänglich sympathisierte. Am Beispiel Skalons treten jene Konflikte zu Tage, die kennzeichnend waren für die Kommunikation zwischen nationalistischen Wortführern und jenen Staatsbeamten, die einer multiethnischen Elite entstammten und die oft supra-nationale, dynastische Modelle von Loyalität propagierten (Rolf 2011; Gilbert 2017; Urusov 1907: 212 f.).

Drittens wirkte die Selbstpositionierung nicht nur abgrenzend gegenüber der nicht-russischen Bevölkerung vor Ort oder dem liberalen politischen Lager, sondern auch innerhalb des nationalistischen Milieus: Die *okraincy* sahen sich hier als Speerspitze einer Bewegung, die sich die Nationalisierung des Imperiums sowie die klare Privilegierung der Russen und von „allem, was Russisch ist“, zum Ziel gesetzt hatte. Aus dieser Identifizierung als Avantgarde in diesen Fragen erwuchsen Ansprüche der Aktivisten, die russisch-nationalistischen Organisationen anzuleiten; ein Anliegen, das nur allzu oft nicht gelang.

Die Grenzlandnationalisten fühlten sich prinzipiell missverstanden und ungehört von der russischen Öffentlichkeit. In dieser Hinsicht fühlte man sich teilweise aber auch von Teilen des nationalistischen Spektrums verraten. Die Auffassung, man stehe als „wirklich Betroffene“ weitgehend isoliert und vergessen von der restlichen russischen Gemeinschaft da, wurde deshalb genauso in das gesamte rechte Milieu hinein transportiert. Dies führte oft zu Fällen, in denen lokale Grenzlandaktivisten nach der Teilnahme an Konferenzen, die von hauptstädtischen, nationalistischen Gruppierungen organisiert worden waren, enttäuscht ob der fehlenden Unterstützung seitens des gesamtimperialen nationalistischen Milieus zurückkehrten. So beklagte sich ein Abgeordneter der Oktobristen aus Vilnius nach dem Besuch einer Konferenz in einem Artikel der Zeitung *Belaja Rus* ‘über den aus seiner Sicht „stiefmütterlichen Umgang“ bei Grenzlandfragen seitens seiner Parteigenossen (Okrainy Rossii 5.3.1906 (1): 14).

Mehr als in den vorangehend geschilderten Punkten war die Grenze zu den monarchistischen oder rechten Parteien aber prinzipiell fließend. Deutlich wird diese Durchlässigkeit auch anhand der Zugehörigkeit zu anderen politischen Organisationen der untersuchten Grenzlandnationalisten. Viele Mitglieder waren in irgendeiner Form in anderen rechtsgerichteten Organisationen aktiv, wobei hier das gesamte rechte Spektrum von national-liberalen Oktobristen über klassische monarchistische Gruppierungen wie die Russische Monarchistische Versammlung (*Russkoe Monarchičeskoe Sobranie*) bis hin zur rechtsextremen Union des Russischen Volkes (*Sojuz russkogo naroda*) abgedeckt wurde. Offensichtlich ermöglichte es die Fokussierung der Grenzlandgesellschaft auf die Reichsränder als Kernthema, an vielen Stellen Brücken zu verschiedenen politischen Ausrichtungen zu schlagen und als Sammelbecken zu dienen für Personen jeglicher politischer Couleur, sofern sie das Hauptanliegen der Grenzlandnationalisten teilten.

So vergemeinschaftend diese Identität als *okraincy* auch wirkte, so gab es doch Themenfelder, bei denen es zu signifikanten Differenzen zwischen den Akteuren kam. Zum Beispiel unterschieden sich die Bedrohungsszenarien und Feindbildhierarchien in den jeweiligen Peripherien erheblich. Während der Antisemitismus für Grenzlandnationalisten aus den (Süd-)Westgebieten oft zum Kern ihrer Weltsicht gehörte, identifizierten *okraina*-Aktivisten aus dem Königreich Polen eher die katholisch-polnische Bevölkerung als primären Gegner.

5. Fazit

Grenzlandnationalisten stilisierten sich einerseits als „wahre Russen“, andererseits als „glühendste Verfechter“ des Imperiums in den Reichsrändgebieten. Sie selbst inszenierten sich zugleich als Avantgarde des russischen Nationalismus und als legitime Repräsentanten russischer Staatlichkeit. In diesem Dualismus der Selbstpositionierung kam der „russischen Sache“ eine Schlüsselfunktion zu, denn in dieser Semantik verschränkten sich für Grenzlandnationalisten die Ebenen russisch-nationaler Privilegienpolitik und imperialen Macht ausbaus. Entsprechend präsent war die Begrifflichkeit im Diskurs der *okraina*-Aktivisten. Die Grenzregionen wurden dabei als erbittert umkämpftes Terrain wahrgenommen und der vermeintliche Separatismus der nicht-russischen Mehrheitsbevölkerung zur permanenten und fundamentalen Bedrohung überhöht. Hier galt es, im Kampf gegen die „Feinde Russlands“ den Fortbestand des Imperiums sicherzustellen. Daraus leitete sich auch eine bewusst martialische Sprache ab, mit der die Grenzlandnationalisten sowohl die Mitglieder ihrer Gemeinschaft wie auch ihre Gegner belegten. „Wahre Russen“ standen den „Fremdländischen“, „Kosmopoliten“ oder eben auch „Feinden“ gegenüber. Aus dieser Kampfposition leiteten Grenzlandaktivisten ihr ausgesprochenes Sendungsbewusstsein ab. In den gegenseitigen Würdigungen oder auch Nekrologen tritt einem das Bild einer selbstbewussten Gruppe entgegen, deren Mitglieder sich als kleine und auserwählte Gemeinschaft der *okraincy* verstanden.

Ein Anliegen dieses Artikels war es, dieses Selbstbewusstsein, das omnipräsent in den intellektuellen Diskussionen der Grenzlandaktivisten ist, auf tatsächliche biographische Bezüge zu untersuchen. Mit anderen Worten, die Berechtigung der Grenzländer, für die russischen Grenzgebiete aus einer Position des Experten heraus zu sprechen, sollte anhand einer kollektiven Biographie dieser Personen überprüft werden. Es wurde in dieser Beziehung deutlich, dass ein großer Teil der Grenzlandnationalisten tatsächlich einen Bezug zu den Reichsrändern besaß. Viele Mitglieder der Grenzlandgesellschaft konnten durch ihre teilweise sehr mobilen Karrieren, die sie im Laufe ihres Lebens durch die Reichsränder führten oder als ausgewiesene wissenschaftliche Spezialisten ihren Anspruch auf einen Expertenstatus untermauern. Daneben bestand die Grenzlandgesellschaft zur Hälfte aus Personen, die keinen direkten Bezug zu den Reichsrändern aufweisen konnten. In einigen Fällen wie dem Juristen Sergeevskij wird aber auch deutlich, dass eine nicht vorhandene Grenzlanderfahrung durch Aktivismus und Mindset kompensiert werden konnte. Sergeevskis unermüdlicher publizistischer und politischer Einsatz für die *russkoe delo* ließ ihn am Ende im kollektiven Gedächtnis der Grenzlandnationalisten gleichziehen mit einem etablierten *okrainec* wie Anton Budilovič. Insofern handelte es sich bei den Grenzlandnationalisten sowohl um eine konstruierte „gedachte“ Gemeinschaft, die aus Experten der Reichsränder, aber eben auch

hauptstädtischen Eliten bestand, als auch um eine zum Teil relativ kohärente Gruppe, deren Mitglieder in vielen Fällen einen gemeinsamen Erfahrungshorizont teilten, den sie sich individuell während ihres Dienstes an den Reichsrändern angeeignet hatten.

In ihren Aktionen handelten die Grenzlandnationalisten aus dem Gefühl heraus, dem politischen Gegner bereits einen oder zwei Schritte hinterher zu sein. Mit vergleichbaren nationalistischen Bewegungen – etwa den Alldeutschen im Deutschen Reich – teilten sie ihre grundsätzlich skeptische Sicht auf die nationale Verfassung der übrigen Gesellschaft, die auf eine abstrakte historische „Widerstandslosigkeit der Rus“ zurückgeführt wurde (Okrainy Rossii, 12.4.1908 (15): 4). In dieser Dynamik verstärkte sich das Gefühl bei vielen Aktivisten, man befände sich zunehmend in der Defensive gegenüber immer aggressiveren, separatistischen Bestrebungen seitens der nichtrussischen Völker des Imperiums. Im Duktus der Grenzländer befanden sich die Russen in den Grenzgebieten sinnbildlich an der Front im Kampf gegen separatistische Bestrebungen, die das Imperium in seiner Existenz bedrohen würden. Die zunehmende Frustration ob der empfundenen Untätigkeit der zarischen Administration, der russischen *Intelligencija* und Teilen des rechten politischen Spektrums war ursächlich für eine dreifache Separierung, die viele Grenzlandaktivisten mit der Zeit vollzogen. Diese Separierungen verstärkten neben der prinzipiellen Zugehörigkeit ihrer Mitglieder zu den intellektuellen und politischen Eliten des späten Zarenreichs nicht nur die exklusive Identität vieler Grenzlandnationalisten als Retter der russischen Staatlichkeit an den Reichsrändern, sondern waren letztlich mitverantwortlich für ein selbstauferlegtes, starres ideologisches Korsett, was die politischen Möglichkeiten der Grenzländer sowohl auf lokaler als auch zentraler Ebene stark einschränkte. Der Rutsch in die Bedeutungslosigkeit nach der Februarrevolution kann in diesem Sinne auch als selbstverschuldetes Ergebnis einer Gruppe verstanden werden, deren elitäre Arroganz das Werben für das „eine, unteilbare Russland“ (*edinaja nedelimaja Rossija*) in breiteren gesellschaftlichen Kreisen verhinderte.

LITERATUR

- Berger, Stefan und Aleksei I. Miller (Hg.) (2015): *Nationalizing empires*. Budapest: Central European University Press. <https://doi.org/10.1515/9789633860175>
- Bojović, Milan M. (1913): Členy Gosudarstvennoj dumy. Portrety i biografii: Tret'ij sozv, 1907-1912. Moskau: Tipografija T-va I. D. Sytina.
- Brüggemann, Karsten (2018): *Licht und Luft des Imperiums. Legitimations- und Repräsentationsstrategien russischer Herrschaft in den Ostseeprovinzen im 19. und frühen 20. Jahrhundert*. Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 21, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11sn5f4>
- Brüggemann, Karsten (2021): *Defending the Empire in the Baltic Provinces: Russian Nationalist Visions in the Aftermath of the First Russian Revolution*. In: Yoko Aoshima und Darius Staliūnas (Hg.): *The Tsar, the Empire, and the Nation. Dilemmas of Nationalization in Russia's Western Borderlands, 1905-1915*, Budapest: Central European University Press, 327-356. <https://doi.org/10.1515/9789633863640-012>
- Cusco, Andrei (2017): *A Contested Borderland. Competing Russian and Romanian Visions of Bessarabia in the Second Half of the 19th and Early 20th Century*, Budapest: Central European University Press.
- Djakin, Valentin (1998): *Nacional'nyj vopros vo vnutrennej politike carizma (XIX – načalo XX vv.)*, St. Petersburg: LISS.

- Dolbilov, Michail D. (2006): *Zapadnye okrainy Rossijskoj imperii*. Moskau: Novoe Literaturnoe Obozrenie.
- Fomičeva, Ol'ga A. (2013): *Dejatel'nost' A.S. Budiloviča (1856-1908) v nacional'nych regionach Rossijskoj Imperii*. Unveröffentlichte Dissertation, RGGU Moskau, 2013,
- Gilbert, George (2017): The limits of nationalist imagination in the Poltava and Bessarabia ceremonials in the Russian Empire. In: Thomas G. Otte (Hg.): *The Age of Anniversaries. The Cult of Commemoration, 1895-1925*, Routledge Studies in Modern European History, Milton: Routledge, 101-125. <https://doi.org/10.4324/9781315173955-5>
- Gilbert, George (2016): The Radical Right in Late Imperial Russia. Dreams of a True Fatherland?, BASEES/Routledge Series on Russian and East European Studies, London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315672397>
- Grom, Oleg Viktor Taki und Andrej Kuško (2012): *Bessarabija v sostave Rossijskoj Imperii. Historia Rossica*, Moskau: Novoe Literaturnoe Obozrenie.
- Hillis, Faith (2013): *Children of Rus'. Right-Bank Ukraine and the Invention of a Russian Nation*, Ithaca: Cornell University Press. <https://doi.org/10.7591/cornell/9780801452192.001.0001>
- Hofmeister, Ulrich (2015): *Der Halbzar von Turkestan. Konstantin fon-Kaufman in Zentralasien (1867-1882)*, in: Tim Buchen und Malte Rolf (Hg.): *Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn, Elitenwandel in der Moderne*, Bd. 17, Berlin: De Gruyter, 65-90.
- Ivanov, B. Ju. und A. A. Komzolova (2008): *Gosudarstvennyj sovet Rossijskoj Imperii, 1906-1917: Enciklopedija*. Moskau: Rossppen.
- Korros, Alexandra S. (1998): Nationalist Politics in the Russian Imperial State Council. Forming a New Majority, in: Mary Schaeffer Conroy (Hg.): *Emerging Democracy in Late Imperial Russia*. Niwot, Colorado: University Press of Colorado, 198-227.
- Kujala, Antti (1998): The Policy of the Russian Government Toward Finland, 1905-1917: A Case Study of the Nationalities Question in the Last Years of the Russian Empire. In: Mary Schaeffer Conroy (Hg.): *Emerging Democracy in Late Imperial Russia*. Niwot, Colorado: University Press of Colorado, 143-197.
- Laruelle, Marlene (2018): Russian Nationalism. Imaginaries, Doctrines and Political Battlefields. BASEES/Routledge Series on Russian and East European Studies, Bd. 129, London: Taylor & Francis. <https://doi.org/10.4324/9780429426773>
- Levin, Alfred (1973): The Third Duma, election and profile. Hamden, Connecticut: Archon Books.
- Petronis, Vytautas (2021): Right-Wing Russian Organizations in the City of Vil'na and the Northwestern Provinces, 1905-1915. In: Yoko Aoshima und Darius Staliūnas (Hg.): *The Tsar, the Empire, and the Nation. Dilemmas of Nationalization in Russia's Western Borderlands, 1905-1915*, Budapest: Central European University Press, 287-326. <https://doi.org/10.1515/9789633863640-011>
- Renner, Andreas (2000): Russischer Nationalismus und Öffentlichkeit im Zarenreich 1855-1875. Beiträge zur Geschichte Osteuropas; Bd. 31, Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Rolf, Malte (2014): Imperiale Biographien. Lebenswege imperialer Akteure in Groß- und Kolonialreichen (1850-1918), Zur Einleitung, in: Geschichte und Gesellschaft, 40, Heft 1, 5-21. <https://doi.org/10.13109/gege.2014.40.1.5>
- Rolf, Malte (2011): Revolution, Repression und Reform. 1905 im Königreich Polen, in: Matthias Stadelmann und Lilia Antipow (Hg.): *Schlüsseljahre. Zentrale Konstellationen der der mittel- und osteuropäischen Geschichte*, Festschrift für Helmut Altrichter zum 65. Geburtstag, Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 77, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 219-233.
- Rolf, Malte (2015): Imperiale Herrschaft im Weichselland. Das Königreich Polen im Russischen Imperium (1864-1915), Ordnungssysteme, Bd. 43, Berlin, München, Boston, Massachusetts: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110345377>

- Staliunas, Darius (2022): Pol'sha ili Rus'? Litva v sostave Rossijskoj imperii, Historia Rossica, Moskau: Novoe Literaturnoe Obozrenie.
- Stepanov, Anatolij. D. und Andrej. A. Ivanov (2008): Cernaja sotnya. Istoricheskaja enciklopedija 1900-1917. Moskau: Institut Russkoj Civilizacii.
- Suny, Ronald Grigor und Terry Martin (2001): The Empire Strikes Out. Imperial Russia, „National“ Identity, and Theories of Empire, in: Dies. (Hg.): *A State of Nations. Empire and Nation-Making in the Age of Lenin and Stalin*, Oxford: Oxford University Press, 23-66.
- Vulpius, Ricarda (2005): Nationalisierung der Religion. Russifizierungspolitik und ukrainische Nationsbildung 1860-1920, *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte*, Bd. 64, Wiesbaden: Harrassowitz.
- Weeks, Theodore R. (1996): *Nation and State in Late Imperial Russia. Nationalism and Russification on the Western Frontier, 1863-1914*, DeKalb: Northern Illinois University Press.
- Woodworth, Bradley D. (2015): The Imperial Career of Gustaf Mannerheim. In: Tim Buchen und Malte Rolf (Hg.): *Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn, Elitenwandel in der Moderne*, Bd. 17, Berlin: De Gruyter, 135-155.
- Wortman, Richard S. (2013): *Scenarios of Power. Myth and Ceremony in Russian Monarchy from Peter the Great to the Abdication of Nicholas II*, Studies of the Harriman Institute, Columbia University, Princeton: Princeton University Press.

QUELLEN

- Borovitinov, Michail M. (1910): Nikolaj Dmitrievič Sergeevskij I ego professorskaja, naučno-literaturnaja I obščestvennaja dejatel'nost': biografičeskij očerk, St. Petersburg: Tipografija Sankt-Peterburg odinočnoj tjur'my.
- Borodkin, Michail N. (1909): N. D. Sergeevskij I ego otnošenie k finljandskomu voprosu. Char'kiv: Tipografija žurnala „Mirnyj trud“
- Budilovič, Anton S. (1906): Možet li Rossija otdat' inorodcam svoi okrainy?, Biblioteka okrain Rossii, Bd. 4, St. Petersburg: Tipografija A.S. Suvorina.
- Budilovič, Anton S. (1905): Trudy Osobogo soveščanija po voprosam obrazovanija vostočnych inorodcev. St. Petersburg: Ministerstvo narodnogo prosveščenija.
- GARF, F.1178, d. 34 und d. 39.
- Okrainy Rossii, 11.4. 1909 (15), 1.
- Okrainy Rossii, 5.3.1906 (1), 2.
- Okrainy Rossii 5.3.1906 (1), 14.
- Okrainy Rossii, 5.1.1908 (1), 11.
- Okrainy Rossii, 5.1.1908 (1), 12.
- Okrainy Rossii, 12.4.1908 (15), 4.
- Okrainy Rossii, 4.10.1908 (40), 1.
- Okrainy Rossii, 20.12.1908 (51), 16-18. RGIA, F.525 op. 1 Vn. op. 210/2708 d. 25.
- Russkoe okrainnoe obščestvo (1911): Obzor dejatel'nosti russkogo okrainnogo obščestva za 1910. St. Petersburg: Tipografija Imperatorskoj Akademii Nauk.²
- Russkoe okrainnoe obščestvo (1909): Obzor dejatel'nosti russkogo okrainnogo obščestva za 1908. St. Petersburg: Tipografija Imperatorskoj Akademii Nauk.
- Russkoe okrainnoe obščestvo (1908): Reč“ N.D. Sergeevskogo v pervom sobranii 27. apr. 1908 g., St. Petersburg: Tipografija Imperatorskoj Akademii Nauk.
- Urusov, Sergej (1907): *Memoiren eines Russischen Gouverneurs: Kischinew 1903-1904*. Berlin: Deutsche Verlagsanstalt.
- Zamyslovskij, Georgij Georgievicj (1908): Pol'skij vopros v gosudarstvennoj dume 2-go sozyva 1-j sessii. Vilnius: Vestnik Vilenskogo pravoslavnogo svjato-duchovskogo bratsva.

Zusammenfassung

Seit der Revolution von 1905 erstarkte der russische Nationalismus als politische Kraft im Zarenreich. Zugleich gewannen Repräsentanten der *okrainy*, der Grenzgebiete des Russischen Reichs, zunehmend an Einfluss in den nationalistischen Kreisen in St. Petersburg. Der Artikel nimmt mithilfe eines kollektivbiographischen Ansatzes diese russischen Nationalisten aus den imperialen Randgebieten in den Blick. Er zielt darauf ab, die gemeinsamen Erfahrungshorizonte dieser Grenzlandnationalisten nachzuvollziehen, ihre Strategien zur translokalen Vernetzung zu analysieren und ihren Einfluss in den staatlichen und politischen Institutionen im späten Zarenreich zu identifizieren. Die Grenzregionen wurden von den Grenzlandnationalisten dabei als erbittert umkämpftes Terrain wahrgenommen und der vermeintliche Separatismus der nicht-russischen Mehrheitsbevölkerung zur permanenten und fundamentalen Bedrohung überhöht. Innerhalb des Milieus der Grenzlandnationalisten entwickelte sich vor diesem Hintergrund eine kollektive Identität, die sich aus der Annahme speiste, als Kämpfer an einer imaginativen inneren Grenze die russische Staatlichkeit gegen die nichtrussischen Völker der Reichsränder verteidigen zu müssen. Es geht daher in einem zweiten Schritt um die Frage, wie, aufbauend auf tatsächlichen gemeinsamen Erfahrungshorizonten, diese kollektive Identität konstruiert wurde, wie sie durch theoretische Diskurse geschärft und durch Formen von Vergemeinschaftung verfestigt wurde.

Erkenntnisse aus der digitalen Auswertung der „Listen ziviler Dienstränge“ aus dem späten Zarenreich

Benedikt Tondera

1. Einführung

2012 stellten Stephen Ramsay und Geoffrey Rockwell die These auf, dass Softwareanwendungen als Theoriemodelle (*theoretical frameworks*) für geisteswissenschaftliche Forschung betrachtet werden können. Gerade Visualisierungstools funktionierten wie „Teleskope für das Gehirn“ (Ramsay/Rockwell 2012: 79). Ähnlich wie theoretische Literatur trügen sie dazu bei, neue Sinnhorizonte zu kulturellen Artefakten zu erschließen. Das Problem bestünde darin, die Funktionsweise der Software und damit die programmiersprachlichen Grundannahmen, die in die jeweiligen Tools einfließen, offenzulegen und zu verstehen. Wie kritisch dieser Aspekt ist, lässt sich am Beispiel von *deep learning*-Technologien in den *digital humanities* (DH) nachvollziehen. Bei Verfahren wie dem *topic modeling*, bei dem durch maschinelles Lernen signifikante Worthäufungen (*topics*) aus Textkorpora erzeugt werden, stellt sich die Frage, ob und wie die Ergebnisse genutzt werden können, wenn die zugrundeliegenden Rechenschritte nicht rekonstruierbar sind und die Wirkungsweise der komplexen Algorithmen nur abstrahiert nachvollzogen werden kann (Hodel et al. 2022). Darüber hinaus muss auch das sogenannte *preprocessing* – also die Vorverarbeitung von Textdaten, um sie maschinenlesbar zu machen (vgl. ebd.: 188 f.) – kritisch reflektiert werden: Welche Implikationen hat es, wenn strukturierter Text für den Computer einerseits seiner grammatischen, orthographischen und semantischen Struktur entledigt und in „Wortbeutel“ (*bag of words*) verpackt wird, andererseits ein großer Teil des Textes als nicht bedeutungsrelevante Partikel oder Füllwörter schon vor dem Analyseprozess ausgesondert wird?

Im Gegensatz zu den komplexen methodischen und erkenntnistheoretischen Fragen, die der Einsatz von *machine learning* für geisteswissenschaftliche Zwecke aufwirft, scheinen prosopografische Tools wie das in Stanford entwickelte *Palladio*¹ und das *nodegoat*² in dieser Hinsicht unproblematischer: Statt mit unübersichtlichen Textmassen wird hier mit tabellarisch vorsortiertem Datenmaterial gearbeitet, das eindeutigen Kategorien zugeordnet ist (in der Regel Personen-, Raum-, Objekt- und Zeitdaten). Daraus generieren die genannten Programme Karten- und Netzwerk-Visualisierungen. Selbst wenn die Algorithmen der Netzwerkgraphen den meisten AnwenderInnen ähn-

1 <http://hdlab.stanford.edu/palladio/> (26.10.2023).

2 Vgl. Bree/Kessels (2013) und nodegoat: a web-based data management, network analysis & visualisation environment, <https://nodegoat.net> from LAB1100, <https://lab1100.com> (26.10.2023).

lich unverständlich bleiben dürften wie beim *topic modeling*, so arbeiten diese immerhin deterministisch und erzeugen intuitiv verständliche Ergebnisse. Anders gesagt: Derselbe Input führt zu demselben Output, und die erzeugten Cluster bilden die Nähe oder Distanz der untersuchten Objekte zueinander ab. Während die Arbeit mit Tools wie *nodegoat* und *Palladio* daher auf den ersten Blick transparenter und verständlicher erscheint als KI-gestützte Verfahren wie das *topic modeling*, lautet eine weiter unten ausgeführte These meines Beitrags, dass sie anders gelagerte methodische Schwierigkeiten aufwerfen. Diese lassen sich zwei Bereichen zuordnen, erstens der Objektorientierung und zweitens einer Tendenz zum Positivismus beim Umgang mit Quellenmaterial. Mit „Schwierigkeiten“ sind in diesem Fall nicht Nachteile oder Unzulänglichkeiten gemeint, sondern Sachverhalte, die meines Erachtens bei dem Umgang mit den von diesen Tools erzeugten Visualisierungen berücksichtigt werden sollten.

Darüber hinaus wird in diesem Beitrag der Versuch vorgestellt, mithilfe von *nodegoat* Teile eines theoretischen Konzepts aus den Geschichtswissenschaften digital umzusetzen. Es handelt sich um den Ansatz der „imperialen Biographien“, der von Tim Buchen und Malte Rolf in den 2010er-Jahren entwickelt wurde (Rolf 2014; Buchen/Rolf 2015). Zusammengefasst geht es dabei darum, die kollektivbiographische Spezifik der Lebensläufe imperialer Eliten im 19. Jahrhundert zu erfassen. Der Grundgedanke ist, dass hohe Beamte, Wissenschaftler und Politiker (in den meisten Fällen tatsächlich nur Männer) an der gesellschaftlichen Spitzel besondere Lebensmuster in Bezug auf die berufliche Mobilität, die Ausbildung und die kollektiven Selbstbilder aufwiesen, die spezifisch für den Kontext von Großreichen waren. Ein zentraler Aspekt ist die räumliche Dimension der betrachteten Lebensläufe, also die Frage, wie imperiale Eliten die politisch, kulturell und geographisch häufig sehr disparaten Karrierestationen gedanklich miteinander verbanden und auf diese Weise zur Entstehung einer kollektiven Vorstellung davon beitrugen, was die Großreiche im Inneren zusammenhielt. Das Konzept selbst ist in den vergangenen Jahren insbesondere in Hinblick auf die zu hinterfragende Spezifik der Elitenbiographien in Imperien im Unterschied zu Nationalstaaten kritisch diskutiert worden; darüber hinaus existieren ähnliche Konzepte, die wie die „imperialen Biographien“ Anstöße aus der „neuen Biographik“ (Raulff 2002) aufgenommen haben und sich mit dem Einfluss von Räumen, Mobilität und kollektiven Diskursen auf die Identitätsbildung auseinandersetzen (Rolf/Tondera 2021; Aust/Schenk 2021).

Anstatt diese theoretischen Erörterungen zu vertiefen, soll in diesem Beitrag untersucht werden, inwiefern sich abstrakte Konzepte wie „Ämterrotation“, „berufliche Mobilität“ oder „Peripherie“ mithilfe von *nodegoat* anhand eines prosopografischen Samples in den digitalen Raum transferieren lassen. Insbesondere ist dabei von Interesse, welche Reibungsverluste, aber auch welche neuen Einsichten bei der Digitalisierung geisteswissenschaftlicher Konzepte entstehen. Das hier vorgestellte digitale Fallbeispiel befindet sich noch in einer recht frühen Bearbeitungsphase, insofern handelt es sich bei den folgenden Ausführungen um einen klassischen Werkstattbericht.

2. Mobile versus mobilisierte Eliten?

Der hier vorgestellte Teilausschnitt aus dem Forschungsprojekt „Im Dienste des Zaren: Lebens- und Karrierewege der imperialen Verwaltungselite im ausgehenden Zarenreich (1855-1914)“³ befasst sich mit hohen Beamten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Russländischen Reich tätig waren. Der Vergleich der Berufs- und Ausbildungsstationen dieser Personengruppe mithilfe von *nodegoat* soll dazu dienen, eine These, die aus der qualitativen Analyse der Autobiographien von hohen zarischen Beamten entwickelt wurde, mit quantitativen Daten zu überprüfen (Tondera 2022). In dem zitierten Aufsatz wurde auf Grundlage von autobiographischen Texten postuliert, dass es innerhalb der Elite der hohen Beamenschaft eine „Elite zweiter Klasse“ gab, etwa Aufsteiger aus dem besitzlosen Adel, für die der Staatsdienst kein Prestigeprojekt, sondern Haupteinnahmequelle war. Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden untersucht werden, ob und gegebenenfalls wie sich ein solcher Klassenunterschied in Hinsicht auf das Mobilitätsregime und die Karriereverläufe der hochrangigen Staatsdiener auswirkte. Die Frage, welchen Einfluss der soziale Status und Privilegien des Hochadels auf die Laufbahn im zivilen Staatsdienst im 19. Jahrhundert hatten und welche Chancen Personen ohne diesen Startvorteil offenstanden, wurde insbesondere in den 1970er und 80er Jahren kontrovers diskutiert und ist bis heute nicht endgültig geklärt. Es besteht aber größtenteils Konsens darüber, dass Patronage und Adelsprivilegien gegenüber Bildung und Berufserfahrung in dieser Zeit tendenziell an Bedeutung verloren (Zajontschkowski 1978; Bennett 1980; Robbins 1984; Mosse 1984; Lieven 1984; Rowney 2009 sowie überblickend Schattenberg 2012), so dass eine „Elite zweiter Klasse“ überhaupt erst entstehen konnte.

Anhaltspunkte für die These einer „Elite zweiter Klasse“ ergeben sich – wie oben erwähnt – aus Autobiographien von Beamten, die sich selbst als eine Art „minderprivilegierte Elite“ verstanden. Dazu zählte der Deutschbalte Konstantin Konstantinowitsch Miller, der es in den polnischen Gebieten des Zarenreichs bis zum Gouverneur brachte und dessen Autobiographie eine der Quellen meiner Untersuchung ist. Der aus verarmtem Adel stammende Miller versuchte nach einer gescheiterten Laufbahn beim Militär in der Verwaltung Fuß zu fassen. Nachdem er vergeblich in der Hauptstadt nach Anstellung gesucht hatte, erlaubten ihm die polnischen Gebiete des Zarenreiches einen Seiteneinstieg in die russische Bürokratie. In den Provinzen des „Weichsellands“ avancierte Miller ab Mitte der 1860er Jahre vom Kommissar für Bauernangelegenheiten im Kreis Ostrów über einen Vize-Gouverneursposten in Kielce (1887-1890) zum Gouverneur von Płock (1887-1890) und Piotrków (1890-1904) (Górk/Latawiec 2016: 166 ff.). Allerdings galt Miller, der ausgezeichnet Polnisch sprach und in erster Ehe mit einer Polin verheiratet war, in Petersburger Kreisen als polonophil; und tatsächlich erschwerte ihm diese Zuschreibung den beruflichen Weg in das imperiale Zentrum. Selbst eine in den 1890er Jahren „unter Tränen“ formulierte Bitte an den Generalgouverneur Alexandre Konstantinowitsch Imeretinski⁴, angesichts gesundheitlicher Beschwerden eine „ruhige Stellung“ in Petersburg zu erhalten, verhallte ungehört.⁵ Erst

3 <https://uol.de/geschichte/geschichte-europas-der-neuzeit-mit-schwerpunkt-osteuropa/forschungsschwerpunkte/imperiale-biografien> (4.12.2023).

4 Dieser Beitrag verwendet die Regeln des Duden für die Transkription kyrillischer Buchstaben.

5 Tagebucheintrag vom 25. Februar 1900 aus dem Tagebuch von Konstantin Miller, Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF), f. 996, op. 1, d. 19, 113.

1904, vier Jahrzehnte nach seinem Dienstantritt im „Weichselland“, erhielt Miller den ersehnten Posten am Senat in Petersburg. Diese Anstellung war jedoch auch in den Augen Millers weniger die Krönung einer gelungenen Laufbahn als ein Gnadenbrot für den bereits halb erblindeten Deutschbalten.

Die Biographie von Miller ist exemplarisch für eine Gruppe von Beamten, die ich als mobilisierte Elite bezeichnen möchte, da die Mobilität dieser Kohorte durch die Beamtenkarriere gleichermaßen ermöglicht wie erzwungen wurde. Die beruflichen Ortswechsel waren hier in hohem Maße fremdbestimmt und häufig – zumindest in der Eigenwahrnehmung dieser Beamten – mit persönlichen Opfern verbunden. Im konkreten Fall Millers empfand dieser gerade seinen jahrzehntelangen Aufenthalt in den politisch unruhigen polnischen Provinzen als Bürde. Er führte die Ablehnung von Versetzungsgesuchen in die Hauptstadt auf Disziplinarverletzungen als junger Soldat und auf seine Ehe mit einer Polin, also auf biographische Besonderheiten zurück.⁶ Allerdings steht Millers Empfinden, an der westlichen Peripherie auf dem beruflichen „Abstellgleis“ gestanden zu haben, im Widerspruch zur Forschung, die sich in den letzten Jahrzehnten gerade der Verwaltung in dieser Region sehr intensiv zugewandt hat. Sowohl Łukasz Chimiak (Chimiak 1999: 33), Katya Vladimirov (Vladimirov 2004: 73 ff.) als auch Artur Górkak und Krzysztof Latawiec (Górkak/Latawiec 2020) betrachteten den Dienst in den polnischen Gebieten sehr differenziert als Karrieresprungbrett gerade auch für solche russischen Bürokraten, die im Zentrum aufgrund der starken Konkurrenz keine Anstellung finden konnten. Entgegen seiner Selbstwahrnehmung sieht Vladimirov Konstantin Miller als erfolgreichen Netzwerker, der an seinen Dienstorten eine Schar Vertrauter um sich versammeln konnte.

Andererseits gilt ein großer Teil der Verwaltungselite im „Weichselland“ in der Forschung als eine aus Petersburg willkürlich „abkommandierte“ Funktionärskohorte (Rolf 2020: 117). Die hier tätigen hohen Beamten seien „unabhängig von Loyalität oder Qualifikation“ vorwiegend aufgrund ihrer „russischen Abstammung“ (mit wenigen Ausnahmen wie eben Miller) besetzt worden (Górkak/Latawiec 2016: 33). Die wissenschaftliche Außenperspektive und die autobiographische Selbstwahrnehmung gehen im Falle Konstantin Millers mithin weit auseinander – das Narrativ der Passivität und der Unfähigkeit, auf das berufliche Fortkommen Einfluss zu nehmen, kontrastiert mit dem Bild einer sehr einflussreichen, privilegierten und strategisch operierenden Personengruppe, das die Forschung von Miller und seinem Umfeld zeichnet.

Dennoch ist es nicht von der Hand zu weisen, dass die mobilisierte Elite in vielerlei Hinsicht schlechter gestellt war als der kleine Kreis derjenigen Beamten, die Spitzenpositionen in Sankt Petersburg und Moskau innehatten und die ich als mobile Elite bezeichne. Ein typischer Vertreter war Wladimir Fjodorowitsch Dschunkowski. Als Teil einer traditionsreichen Adelsfamilie legte Dschunkowski bereits in jungen Jahren eine steile Karriere hin. 1905 erreichte er im Alter von 40 Jahren das prestigeträchtige Amt des Gouverneurs von Moskau, 1913 avanciert er zum stellvertretenden Innenminister und zum Chef der Geheimpolizei. Die Autobiographie Dschunkowskis, 1997 veröffentlicht, unterscheidet sich fundamental von jener Millers (Panina 1997; eine Einordnung dieser Edition findet sich bei Robbins 2001). Der Karriereweg erscheint hier als

6 Tatsächlich sind der Disziplinarverstoß und die Ehe mit einer Katholikin autobiographische Leitmotive für Konstantin Miller, die er an den Beginn seiner Memoiren stellt, vgl. Tagebucheintrag vom 17.8.1893, GARF f. 996, op. 1, d. 1, 1 ff.

eine Mischung aus Loyalitätserwägungen und der Wahl zwischen reizvollen beruflichen Optionen, nie aber als Ergebnis von materiellen oder sonstigen Zwängen. Dabei werden sie eigenen Privilegien von Dschunkowski kaum reflektiert, sondern als standesgemäßer Aspekt der eigenen Biographie implizit vorausgesetzt. Mobilität ist Teil seines Lebensstils, aber auf eine selbstbestimmte Art und Weise. *De facto* spielte sich das gesamte Berufsleben Dschunkowskis zwischen Petersburg und Moskau ab und war – erneut im Gegensatz zu Miller – gekennzeichnet durch schnelles berufliches Fortkommen, einen engen Kontakt zum Zaren und dessen inneren Kreis sowie langjährige Aufenthalte am gleichen Ort und im gleichen Amt.

Die zur Unterscheidung der mobilen von den mobilisierten Eliten hier skizzierten Beispiele ließen sich durch weitere Fälle ergänzen. Anstatt die qualitative Auswertung hier zu vertiefen, sollen nachfolgend mithilfe von *nodegoat* die Ergebnisse einer quantitativ-visuellen Untersuchung von beruflichen Bewegungsmustern der zarischen Verwaltungselite dargestellt werden. Dabei geht es um die Frage, ob das Sichtbarmachen der kollektiven Ausbildungs- und Berufswege Einsichten bezüglich der Mobilität erbringt, die über das hinausgehen, was aus den bisherigen Untersuchungen über hohe Beamte im Allgemeinen sowie über die in den polnischen Gebieten tätige Verwaltungselite im Besonderen bekannt ist. Dafür wird im Folgenden zunächst das Untersuchungsdesign beschrieben, welches mit *nodegoat* umgesetzt wurde, um dann auf die Ergebnisse der so erzielten Visualisierungen einzugehen.

3. Biographien in *nodegoat* – Vorüberlegungen und Fragestellungen

3.1 Die Tücken der Objektorientierung

Die erste interessante Beobachtung zu *nodegoat* ist dessen Objektorientierung. In der Informatik beschreibt dieses Konzept den Versuch, Objekte aus der realen Welt programmiersprachlich nachzubilden. *nodegoat* beschränkt sich dabei auf einen kleinen Ausschnitt der Objektorientierung; anders als in vollwertigen Programmiersprachen können Objekte hier zum Beispiel nichts „tun“ (sie haben keine Methoden). Darüber hinaus müssen sie immer in Raum und/oder Zeit verankert werden. Für biographische Untersuchungen werden so in der Regel „Personen-Objekte“ erzeugt. Diese verfügen einerseits über statische Informationen (wie zum Beispiel den Vornamen), anderseits über örtlich und/oder zeitlich gebundene Eigenschaften wie etwa Berufsstationen. Objekte können beliebig miteinander verknüpft werden; *nodegoat* wird so in Forschungsprojekten zum Beispiel dafür verwendet, Korrespondenznetzwerke zu visualisieren, indem über „Brief-Objekte“ Sender und Absender miteinander verbunden werden.⁷

Oberflächlich betrachtet ist der objektorientierte Ansatz von *nodegoat* aus biographietheoretischer Perspektive ein Rückschritt. So hat etwa Pierre Bourdieu darauf hingewiesen, dass „Eigennamen als sichtbare[r] Beleg für die Identität seines Trägers über die Zeit und über die sozialen Räume hinweg“ eine willkürliche Setzung darstellen (Bourdieu 2011: 307). Dass „jedes ‚Leben‘ fragmentiert ist und dass jede Person mehrere Rollen in sich vereint“ (Lässig 2009: 546), ist mittlerweile ein Gemeinplatz in der neuen Biographik. Die in *nodegoat* realisierte Objektorientierung entwirft demgegen-

⁷ Ein Überblick über Anwendungsfälle von *nodegoat* findet sich unter <https://nodegoat.net/usecases> (17.8.2023).

über Personen als „Container-Objekte“ biographischer Ereignisse. Um sinnvolle Visualisierungen zu erhalten, muss der „Lebenslauf“ einer Person so gestaltet werden, dass zentrale Meilensteine wie Ausbildungs- und Berufsstationen oder Umzüge um das Personen-Objekt gruppiert werden. Diese Operation beinhaltet exakt das Gegenteil dessen, was in der jüngeren Biographieforschung vehement gefordert wird. Die auf eine kohärente Identität hinauslaufende Lebenserzählung wird nicht dekonstruiert, sondern den Erfordernissen der Objektorientierung entsprechend als Ablauf von „Schlüsselereignissen“ buchstäblich konstruiert.

3.2 Zwang zum Positivismus?

Ein ähnlicher Einwand lässt sich in Bezug auf das bei *nodegoat* unterstützte Raumkonzept vorbringen. Die Verortung von räumlichen Ereignissen ist hier an die Angabe von Längen- und Breitengraden gebunden. Die Möglichkeiten, den Raum als Teil der Biographie als mentale Landkarte und damit letztlich als gedankliche Konstruktion zu beschreiben, sind somit stark eingeschränkt (Schenk 2012, 58-61). Überhaupt hat die Darstellung im Kartenmodus eine positivistische Schlagseite, denn die mit Datumsangaben versehene Platzierung von Punkten auf einer Landkarte erzeugt die Illusion von Präzision und Eindeutigkeit sowie der Objektivität von Raum und Zeit – auch dort, wo diese nicht vorhanden ist. Andererseits befördert das Datenmodell von *nodegoat* die Verknüpfung von – durchaus auch disparaten – Informationsobjekten. Auf diese Weise erscheinen Personen, Institutionen, aber auch Dokumente, Gebäude oder andere Objekte als Teil eines interdependenten Netzwerks. Die Visualisierung von Biographien erscheint hier fast zwangsläufig als relationale Darstellung, als Beziehungsgeflecht zwischen in Raum und Zeit verorteten AkteurInnen und der ihnen zugeordneten Institutionen, Dokumente etc. Dadurch, dass ein Personen-Objekt zeitgleich an verschiedenen Orten visualisiert und somit „aufgespalten“ werden kann, lässt sich das Fragmentarische der Identität immerhin andeuten. Darüber hinaus bedarf *nodegoat* einer hohen Anzahl an Datenpunkten, um aussagekräftige Visualisierungen zu erzeugen. Die an das einzelne Objekt gebundene „Identität“ des jeweiligen Personen-Objekts zerfällt so in der Gesamtdarstellung in Muster aus Knotenpunkten und Linien. Zudem erlaubt *nodegoat* „ungefähre“ Zeitangaben und die Zuordnung beliebiger räumlicher Ausdehnungen zu Objekten. Auf diese Weise lassen sich trotz der oben aufgeführten Einschränkungen viele Forderungen der neueren Biographik mit digitalen Mitteln realisieren. Erwähnenswert ist auch die Möglichkeit, beliebige Hintergründe für die Kartendarstellung zu wählen, was – mit entsprechendem technischem Aufwand – dann doch zumindest in Ansätzen einen kreativen Ansatz bezüglich der Raumdarstellung ermöglicht.

3.3 Die Lebenswege hoher Beamter im Zarenreich – Datengrundlage der Untersuchung

Im vorliegenden Fall wurden 74 Lebensläufe hoher Beamter ausgewertet. Genauer handelt es sich um die vollständige Gruppe aller Personen, die zwischen 1864 und 1914 zu einem bestimmten Zeitpunkt als (General-)Gouverneure entweder in den Provinzen

Sankt Petersburg, Moskau oder in fünf der insgesamt zehn Teilprovinzen des Königreichs Polen (Suwałki, Łomża, Piotrków, Płock und Warschau) tätig waren.⁸ Das Sample setzt sich zusammen aus 21 Personen, die die höchsten Positionen in den „zentralen“ Metropolen des Reichs erreichten. Da diese Gruppe die begehrtesten und prestigeträchtigsten Ämter besetzte und überwiegend aus traditionsreichem Erbadel stammte, wird sie im Folgenden als prototypisch für die „mobile Elite“ gesetzt. Als Gegenbeispiel werden die übrigen 53 hohen Beamten betrachtet, die in den polnischen Gebieten des Zarenreichs den Höhepunkt ihrer Karriere hatten. Das „Königreich Polen“ war als Dienstort in der Regel unbeliebt, denn die Beamten waren hier weit weg vom politischen Machtzentrum, bewegten sich in einem für sie fremden kulturellen Umfeld und sahen sich mit häufigen sozialen Unruhen konfrontiert. Aus diesem Grund wird diese „polnische Kohorte“ als Beispiel einer „mobilisierten Elite“ gesetzt. Wer dort für längere Zeit Dienst leistete und den Sprung ins russländische Zentrum nicht mehr schaffte, besaß mit hoher Wahrscheinlichkeit nur geringen Einfluss auf die eigenen beruflichen Ortswechsel.

Von außen betrachtet unterschieden sich die Moskauer und Petersburger Beamten dabei zunächst kaum von ihren Kollegen in den polnischen Gebieten: Formal waren die Vertreter beider Gruppen als (General-)Gouverneure die höchsten Vertreter des Staates in den jeweiligen Provinzen. Ihre Stellung als „Stellvertreter“ des Zaren geht aus dem für dieses Amt im Englischen üblichen Begriff des *viceroy* (Vizekönig) bzw. auch aus der im Zarenreich vor dem 19. Jahrhundert üblichen Amtsbezeichnung des *namesnik* (Statthalter) hervor. Im 19. Jahrhundert wurden die Gouverneure dem Innenministerium unterstellt und sie verloren einen Teil ihrer bis dahin nahezu uneingeschränkten Machtbefugnisse (Robbins 1987). Dennoch blieb die Berufung in dieses Amt bis zum Ende des russländischen Reichs eine besondere Auszeichnung und symbolisierte für dessen Inhaber eine besondere Nähe zum Zaren.

Der für diese Untersuchung betrachtete Zeitrahmen beginnt mit dem Ende der so genannten „Großen Reformen“, die erhebliche Umwälzungen im Bildungssystem, aber auch in der staatlichen Verwaltung (insbesondere die Einführung von regionalen Selbstverwaltungsorganen) mit sich brachten, und endet mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs.⁹ Diese Nachreformperiode ist gekennzeichnet durch gesellschaftliche Transformationsprozesse, wie sie auch in den westlichen Großreichen zu beobachten waren, darunter ein allmählicher Bedeutungsverlust des Adels, das Entstehen einer von bürgerlichen Intellektuellen getragenen politischen Öffentlichkeit und einer Arbeiterbewegung (Eklof et. al 1994). Diese Entwicklungen ließen auch das Amt des Gouverneurs nicht unberührt. Seit Dekaden diskutiert die Forschung darüber, ob deren Auswahl sich im Zuge der Bildungsexpansion professionalisierte, ob also Bildungsabschlüsse gegenüber der sozialen Herkunft an Bedeutung gewannen und ob für die Besetzung in bestimmten Gouvernements Fach- und Regionalexpertise wichtiger wurden

8 Generalgouvernements waren im Zarenreich von 1775 bis 1917 Verwaltungseinheiten, die mehrere Gouvernements umfassten und in der Regel deckungsgleich mit Militärbezirken waren. Sie existierten vorwiegend in den historisch gesprochen „jungen“ peripheren Gebieten des Westens (das Baltikum, Finnland, sowie die polnischen, ukrainischen und belarussischen Gebiete), im Kaukasus sowie in Zentralasien. Generalgouverneure waren zugleich die militärischen Oberbefehlshaber dieser Bezirke.

9 Da auch Ausbildungsstationen sowie Ämter vor dem Erlangen des Gouverneursposten berücksichtigt wurden, umfasst das Sample auch Datenpunkte, die weit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegen.

(vgl. Zajontschkowskij 1978, Bennett 1980, Robbins 1984, Mosse 1984, Lieven 1984, Rowney 2009 sowie überblickend Schattenberg 2012).

Für die mit *nodegoat* durchgeführte Untersuchung war die Frage nach dem Mobilitätsmustern zarischer Gouverneure in Abhängigkeit von ihren Einsatzgebieten leitend. Hiermit soll erstens die weiter oben aus dem Studium von Beamtenautobiographien entwickelte Frage untersucht werden, ob der Dienst in Provinzen tatsächlich – wie von Konstantin Miller gemutmaßt – auf das berufliche Abstellgleis führte oder ob er ein Karrieresprungbrett darstellte. Dafür soll überprüft werden, wie sich die Karrierewege von Gouverneuren in den Hauptstädten Moskau und Petersburg in Bezug auf die berufliche Mobilität und die Verweildauer auf den jeweiligen Stationen unterschieden. Drittens werden Beobachtungen beschrieben, die sich aus den Visualisierungen von *nodegoat* ergeben und die über die ursprünglich aufgeworfenen Fragen hinausgehen.

4. Das Untersuchungsdesign

4.1 Quellengrundlage

Eine unentbehrliche Quelle für die Berufsstationen hoher Beamter im Zarenreich sind die jährlich (zuweilen auch halbjährlich) publizierten „Listen der Zivilränge vierter Klasse“ (*spisok graschdanskim tschinam tschetwjortogo klassa*). Darin aufgeführt waren Gehalt, Besitz, Verdienstorden, besondere Auszeichnungen sowie der aktuelle Dienstposten eines Großteils der Beamten, die in der Rangtabelle die Stufe des Wirklichen Staatsrats (*deistvitelni statski sowetnik*) erreicht hatten. Alle Gouverneure im Zarenreich hatten mindestens den mit diesem Amt korrespondierenden vierten Dienstgrad, in seltenen Fällen auch den dritten des Geheimen Staatsrats (*tainy sowetnik*). Eine Zusammenschau der „Listen“ liegt in edierter Form seit 2016 vor (Wolkow 2016). Eine weitere wichtige zeitgenössische Quelle ist das umfassende *Russische Biographische Lexikon* (*Russki biografitscheski slowar*), welches zwischen 1896 und 1918 in 25 Teilen von der „Imperialen Russischen Gesellschaft für Geschichte“ (*Imperatorskoe russkoe istoritscheskoje obschtschestwo*) herausgegeben wurde und kurze Abrisse zu von dieser staatlichen Institution zeitgenössisch als wichtig erachteten Persönlichkeiten enthält.¹⁰ Zentral für das Sample dieser Untersuchung war darüber hinaus das von Arthur Górák und Krzysztof Latawiec herausgegebene Lexikon zu den Gouverneuren im Königreich Polen nach 1867 (Górák/Latawiec 2016).

Als Grundlage für die räumliche Zuordnung der Beamtenstellen wurden die von Gijs Kessler erstellten „Russian Empire Historical GIS Maps“ für das Jahr 1897 verwendet (Kessler 2017). Sie enthalten topographische Angaben zu 825 Kreisen (*uezdy*), sowie 98 Gouvernements (*gubernii*) und Sonderverwaltungszonen des Zarenreichs. Mithilfe der Geoinformationssoftware QGIS wurden die geografischen Angaben in das für *nodegoat* lesbare JSON-Format konvertiert und schließlich dort als Objekte abgespeichert. Für die Zwecke dieser Studie wurden aus pragmatischen Erwägungen die Verwaltungsgrenzen von 1897 als Grundlage für alle geografischen Angaben in den Beamtenlebensläufen verwendet, da diese sich größtenteils in Regionen bewegten, deren Grenzen im Laufe des 19. Jahrhundert unverändert blieben.

10 Das *Russische biographische Lexikon* liegt vollständig digitalisiert als Online-Lexikon vor unter <https://azbyka.ru/otekhnika/Spravochniki/russkij-biographicheskij-slovar-tom-1/> (27.10.2023).

4.2 Datencodierung

In *nodegoat* wurden neben zwei Objekttypen für die im vorherigen Abschnitt besprochenen lokalen und regionalen Verwaltungsbezirke fünf weitere Objekttypen angelegt: Drei für Personen, Ausbildungs- und Berufsinstitutionen sowie zwei, in denen diese Angaben als Ausbildungs- und Berufsstationen miteinander verknüpft wurden. Letztere beiden Objekttypen, die im unteren Schaubild mit *JobStation* und *EduStation* benannt sind, verknüpfen Personen-, Orts- und Institutionsangaben und repräsentieren Zeiträume, in denen Beamte bestimmten Ausbildungs- oder Berufsstätten zugeordnet waren. Die Verknüpfung der Objekte sorgt dafür, dass *JobStation* alle in *nodegoat* verfügbaren Objektinformationen direkt oder indirekt auslesen kann, *EduStation* fehlt lediglich der Zugriff auf die für Ausbildungsstationen irrelevanten Berufsinstitutionen.

Mithilfe der oben genannten Quellen wurden nacheinander für die 74 Beamten die Personen-Objekte sowie die jeweils benötigten Institutions- und Stationsobjekte erzeugt. Daraus ergaben sich 74 Ausbildungsstätten (37 weiterführende Schulen, 14 Universitäten, 11 Akademien, 7 Berufsschulen sowie 5 geistliche Seminare), 138 Berufsinstitutionen (14 zentralstaatliche, 39 militärische und 85 in der Gouvernements- oder Kreisverwaltung), 560 Berufsstationen (davon 7 im Bildungsbereich) sowie 90 Ausbildungsstationen. Alle Institutionen wurden einem Gouvernement zugeordnet. Sofern entsprechende Informationen vorhanden waren, wurden darüber hinaus die zugehörigen Kreise und genaue Koordinaten der Einrichtungen erfasst.

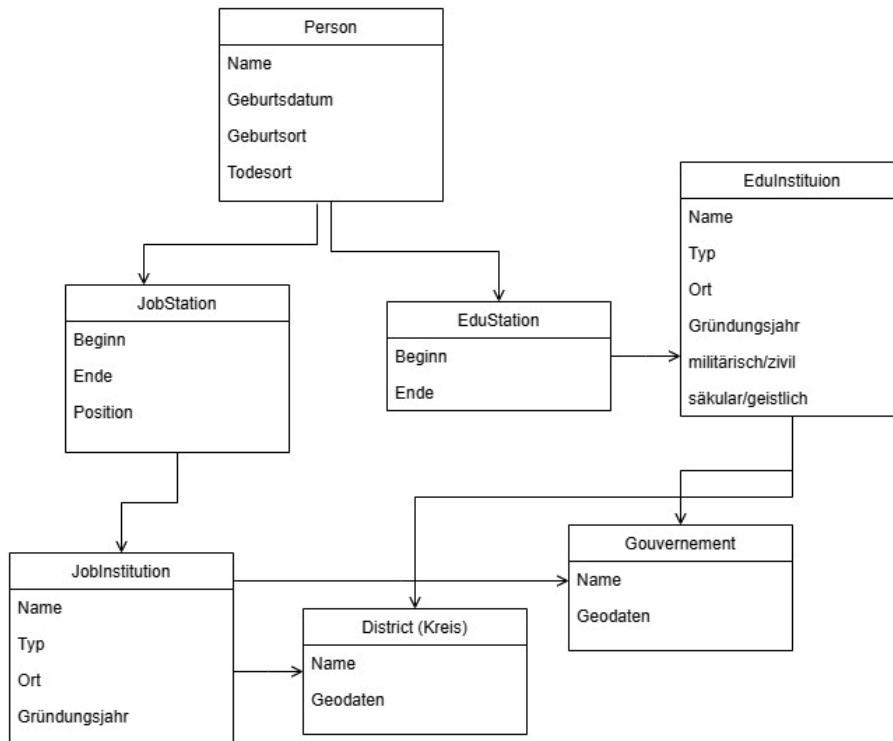


Abbildung 1: Vereinfachte Darstellung des Objektgeflechts in *nodegoat*.

Die Zuordnung von Beamten zu Ausbildungs- und Berufsinstitutionen ist mit großen methodischen Schwierigkeiten verbunden. Der Bildungshintergrund ist in vielen Fällen nicht in den publizierten Kurzbiographien enthalten, und gerade die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgewachsenen Adligen wurden privat unterrichtet. In anderen Fällen finden sich Formulierungen wie „[...] besuchte Vorlesungen an der Universität Moskau [...]“, die sich kaum klaren Zeitrahmen zuordnen lassen. Schwerwiegender ist jedoch die Problematik der Lokalisierung von Berufsstationen. Beamte, die im Militär ihre Karriere begannen, bewegten sich mit ihren Regimentern unregelmäßig an Kriegsschauplätze oder wurden zur Weiterbildung abkommandiert. Beamte in Ministerien wiederum unternahmen ausgedehnte Dienstreisen zu Inspektionen der Lokal- und Regionalverwaltung. Diese Bewegungen im Einzelnen zu erfassen, hätte den Rahmen dieser Untersuchung gesprengt (zumal sie auch nur bei wenigen Beamten ausführlich vorliegen). Daher sind sie bei den Berufsstationen in der Regel nicht erfasst. Auch bei der zeitlichen Zuordnung von Ausbildungs- und Berufsstationen lässt sich eine gewisse Ungenauigkeit nicht vermeiden; da in vielen Fällen nur Jahreszahlen ohne genaue Monats- oder Tagesangaben verfügbar sind. Aus Gründen der Einheitlichkeit wurde daher auf exakte Datumsangaben generell verzichtet. In der Darstellungslogik führt dies dazu, dass in Jahren von Berufswechseln Beamte teilweise „gleichzeitig“ an zwei verschiedenen Orten auf der Karte zu finden sind.

4.3 Ergebnisse I: Ausbildung

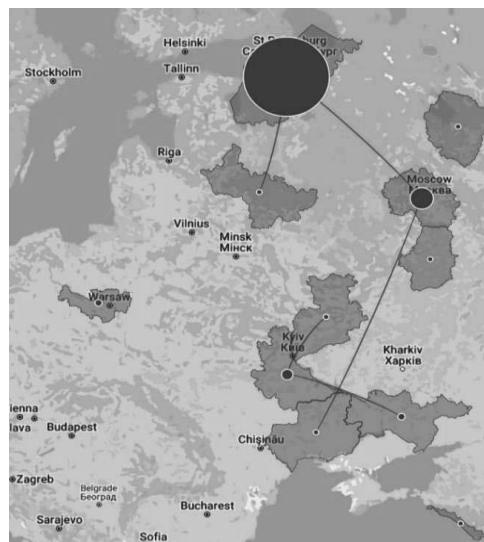
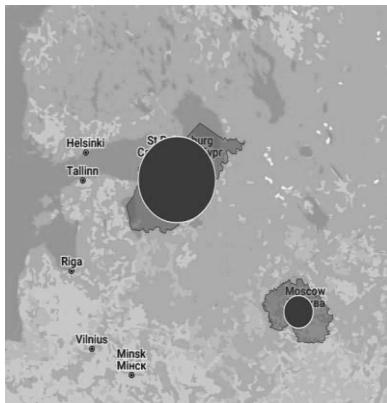


Abbildung 2 (links) und 3 (rechts): Ausbildungsorte hoher Beamter, die später in Petersburg und/oder Moskau (Abb. 2) bzw. im „Königreich Polen“ (Abb. 3) Karriere machten. Die Größe der Punkte symbolisiert die Anzahl an Personen, die an den jeweiligen Orten ihre Ausbildung absolvierten, die Striche zwischen Punkten stehen für Personen, die für ihre Ausbildung einen Ortswechsel unternahmen.

Petersburg dominiert als Ausbildungsort mit weitem Abstand, gefolgt von Moskau. Bemerkenswert ist, dass mit Kiew ein zusätzlicher regionaler Schwerpunkt existierte (vgl.

Abb. 3). Vier hohe Beamte studierten an der dortigen Hochschule. Die Linien in die benachbarten Gouvernements Tschernigov und Ekaterinoslaw zeigen an, dass sie zuvor in der Nähe ihre Schulbildung erhalten hatten. Der Blick auf die Hauptstadt (Abbildung 5) zeigt auch im städtischen Maßstab eine größere Heterogenität und Beweglichkeit der „mobilisierten Eliten“: Während hier ebenso wie bei den „mobilen Eliten“ Pagenkorps¹¹, Kaiserliche Schule für Jurisprudenz und Universität eine wichtige Rolle spielten, rekrutierten sie sich aus einer Vielzahl an Petersburger Bildungsinstitutionen; darüber hinaus besuchten sie vielfach mehrere Institutionen sowohl innerhalb als auch außerhalb von Petersburg. Besonders ausgeprägte Beziehungen bestanden zwischen dem Pagenkorps und der Nikolaier Akademie des Generalstabs sowie zwischen der Akademie des Generalstabs und der Nikolaier Kavallerieschule. Diese Verbindungen markierten typische Ausbildungsstationen für eine höhere militärische Laufbahn. Tatsächlich rekrutierten sich gerade die früheren Gouverneure und die Generalgouverneure in den polnischen Gebieten größtenteils aus hochrangigen Armeeangehörigen mit Einsatzerfahrung in den westlichen Grenzgebieten.

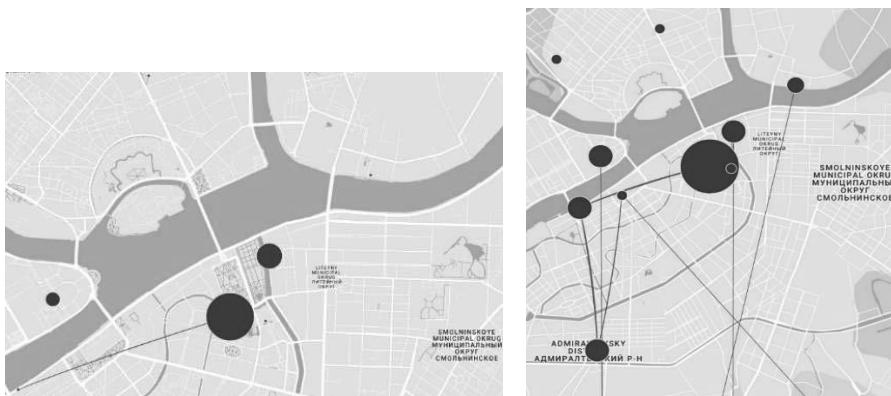


Abbildung 4 (links) und 5 (rechts): Ausbildungsorte hoher Beamter, die später in Petersburg und/oder Moskau (Abb. 4) bzw. im „Königreich Polen“ (Abb. 5) Karriere machten (Ausschnitt aus dem Zentrum von Sankt Petersburg).

Interessant ist auch der vergleichende Blick auf den Ausbildungstyp. Für die hauptstädtischen Gouverneure verteilten sich Sekundärbildung und eine akademische Ausbildung in Petersburg zu etwa gleichen Teilen. Dies bedeutet, dass ein Großteil der hier ausgebildeten Beamten vor Ort in dieser Stadt einen vollständigen Bildungsweg von der Schule bis zur Universität (oder vergleichbaren höheren Bildungseinrichtungen) durchliefen. Berufspraktische Bildungszweige (grob vergleichbar mit berufsbildenden Schulen) spielten eine untergeordnete Rolle. In Moskau wiederum dominierte – wie es im 18. Jahrhundert und früher der Fall gewesen war – die Sekundärbildung als Einstiegspunkt für den Staatsdienst, wenngleich auch hier ein signifikanter Anteil an akademischer Weiterbildung erfolgte. Ganz anders sieht das Bild bei den Gouverneuren in den polnischen Gebieten aus. Für diese war Petersburg in erster Linie der Ort für die

11 Bei den Pagenkorps handelte es sich um prestigeträchtige Militärakademien, die im 18. Jahrhundert von Katharina II. begründet wurden und auf denen die Söhne einflussreicher Adelsfamilien für Laufbahnen in der Armeeführung vorbereitet wurden (vgl. Friedman 2012).

Sekundärbildung, während berufspraktische bzw. akademische Weiterbildung hier nur eine Nebenrolle einnahmen. In Moskau wiederum gestalteten sich die Verhältnisse genau spiegelverkehrt, hier spielte die Sekundärbildung im Vergleich zu Hoch- und Berufsschulen lediglich eine geringe Rolle. Die Tatsache, dass ein geringer Teil der Hochschulbildung auch in Jaroslawl, Warschau und vor allem Kiew erfolgte, deutet darauf hin, dass für die mobilisierten Eliten die jüngeren, in der Regel erst im 19. Jahrhundert gegründeten Bildungsinstitutionen fernab von Petersburg eine wichtigere Rolle in der Ausbildung spielten als dies für die traditionellen Eliten der Fall war.

Es zeigt sich hier ein Muster, das auch für die im folgenden Kapitel zu untersuchenden Berufsbiographien relevant erscheint: Die mobilisierten Eliten nutzten für ihre Karriere die Chancen, die sich in der modernisierten Bildungslandschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eröffneten. Die Kehrseite der Medaille war, dass sie nach Maßstäben der imperialen Karrierelogik einen höheren Aufwand für einen geringeren Ertrag erbringen mussten: Die mit hohem Aufwand verbundene Mobilität während der Ausbildung führte sie zu weniger prestigeträchtigeren Positionen an der Peripherie als es bei den mobilen Eliten der Fall war. Diese nutzten ihre Nähe zu den Petersburger und Moskauer Machtzirkeln während der Ausbildung als Sprungbrett für Karrieren, die sie häufig kurz- oder mittelfristig an die Schaltstellen der zentralen staatlichen Institutionen führte.

4.4 Berufswege

Die folgenden Abbildung 6 und 7 zeigen die wichtigsten Ortswechsel, die (General-) Gouverneure in Moskau und Petersburg bzw. in den polnischen Gebieten im Laufe ihrer Karriere vornahmen. Auf den ersten Blick ist zu erkennen, dass die erstere Gruppe kaum Berührungspunkte mit den Westgebieten hatten und insgesamt keine weiträumigen Bewegungsmuster aufwiesen (dabei ist anzumerken, dass die Beteiligung an militärischen Einsätzen in diesen Darstellungen nicht enthalten ist). Anders sieht es bei den hohen Beamten in den polnischen Gebieten aus: Ihre Berufswege verbinden nicht nur die Westgebiete mit dem imperialen Herrschaftszentrum, sie weisen auch sonst eine deutlich größere regionale Heterogenität auf.

Allerdings waren Stellungswechsel bei den hohen Beamten in den westlichen Gebieten des Zarenreiches nicht häufiger als bei jenen in Petersburg und Moskau, auch wenn Abbildungen 6 und 7 auf den ersten Blick diesen Eindruck erwecken. Für erstere sind 357 Berufsstationen (6,7 pro Beamten), für letztere 146 (6,9) festgehalten. Der hauptsächliche Unterschied besteht in der räumlichen Varianz der Tätigkeitsorte. Bei den „mobilen Eliten“ entfallen 66 Stationen auf die Hauptstadt Petersburg (45,2 Prozent), weitere 37 (25,3 Prozent) waren in Moskau verortet. Ähnlich wie in der Ausbildung entfernten sich viele dieser Spitzenbeamten also kaum aus dem politischen Machtzentrum des Imperiums, nur knapp 30 Prozent sammelten überhaupt Berufserfahrung außerhalb der beiden Hauptstädte. Der oben erwähnte Wladimir Dschunkowski etwa absolvierte seine militärische Ausbildung und die ersten Jahre in

der Leibgarde des Zaren in Petersburg, bevor er zum Gouverneur von Moskau avancierte. Andere hohe Beamte wie Sergej Aleksandrowitsch Tol (1848-1923) blieben buchstäblich von Geburt an bis an das Karriereende in Sankt Petersburg.¹²

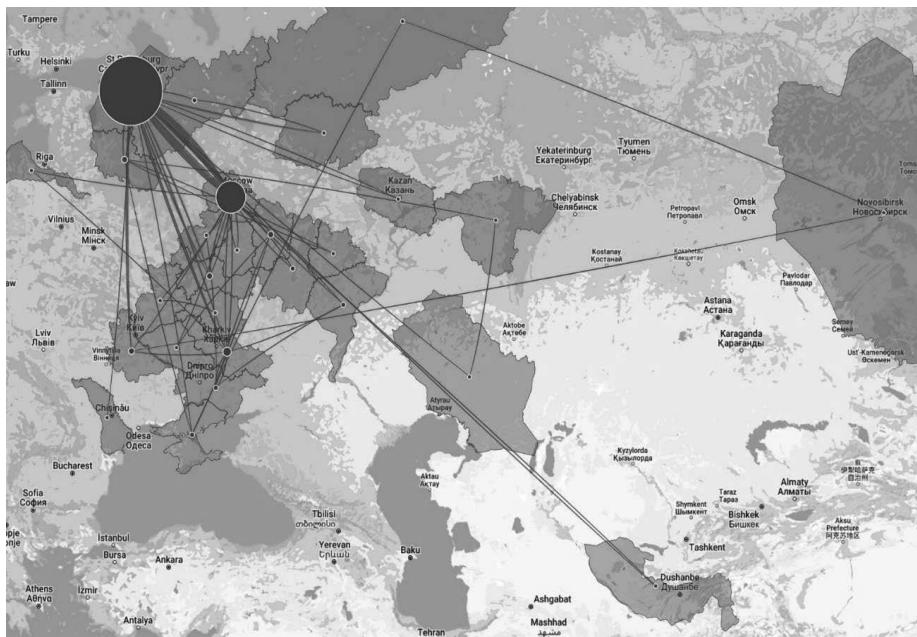


Abbildung 6: Karrierestationen der Gouverneure von Moskau und Peterburg

Bei den Gouverneuren in den polnischen Gebieten ist auf den ersten Blick eine größere Vielfalt der räumlichen Verteilung erkennbar (Abbildung 7). Dabei war auch für diese Petersburg mit 78 Stationen (21,8 Prozent) der wichtigste Karriereort. Naheliegenderweise stellte die polnische Hauptstadt Warschau mit 56 Stationen (15,7 Prozent) einen weiteren Knotenpunkt dar. Darüber hinaus existierten weitere kleinere lokale Schwerpunkte, die keineswegs nur in den polnischen Gebieten verortet waren, so etwa Kherson (12 Stationen/3,4 Prozent) und Vilno (10 Stationen/2,8 Prozent). Moskau spielte hingegen mit lediglich zwei Stationen keine herausgehobene Rolle.

12 Tol wurde 1848 in Petersburg geboren, besuchte dort die Imperiale Schule für Jurisprudenz, wechselte dann 1870 ins Justizministerium bevor er 1889 zum Gouverneur von Petersburg ernannt wurde (Schampaner 1906: 4).

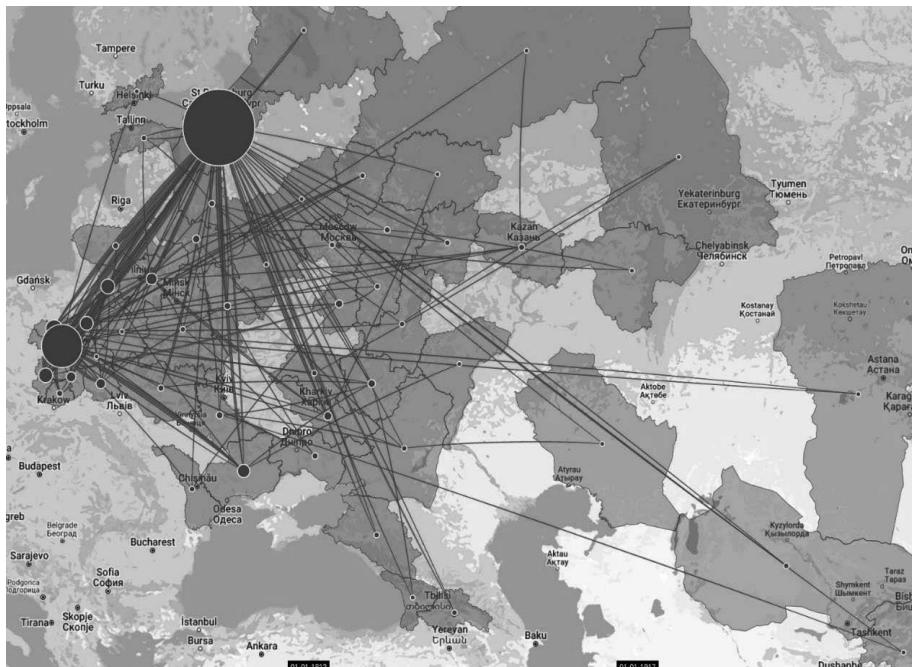


Abbildung 7: Die Berufswege der Gouverneure in den polnischen Gebieten

Die hohe Bedeutung von Petersburg ergibt sich vor allem dadurch, dass einerseits viele Beamte wie der oben genannte Konstantin Miller in den Westgebieten ihre Karriere als Senatoren beendeten – eine Anstellung dort kam insofern häufig einer Art „Vorruestand“ gleich. Langgediente Beamte ließen sich hier auf anspruchslose Posten versetzen, die ihnen auch im hohen Alter ein einträgliches Einkommen sicherten. Darüber hinaus macht sich hier die Existenz einer „Subkategorie“ der Westgouverneure bemerkbar, nämlich die neun Personen umfassende Gruppe der Warschauer Generalgouverneure.¹³ Sie zählten zur obersten Elite des Zarenreiches, die trotz ihrer prominenten Position in den polnischen Gebieten in erster Linie mit dem Petersburger Herrschaftszentrum verbunden waren. Der Blick auf ihre Karrierewege (Abbildung 8) verdeutlicht, dass ihr jeweiliger Aufenthalt in Warschau ihr einziger Berührungspunkt mit den polnischen Gebieten darstellte – kein Generalgouverneur nahm dort vorher oder nachher eine Stellung ein. Insgesamt führten bei ihnen die meisten Ortswechsel direkt aus Petersburg in andere Gouvernements (bzw. von dort nach Petersburg), während ein Wechsel von einem peripheren Gouvernement in ein anderes die Ausnahme darstellt. Die Generalgouverneure blieben insofern im Rahmen ihrer Mobilität immer fest zurückgebunden an die Hauptstadt.

13 Streng genommen gab es zwischen 1863 und 1914 elf Generalgouverneure (bis 1874 auch als *namestnik* („Statthalter“) bezeichnet). Die beiden letzten, Jakow Grigorjewitsch Schilinski (1914) und Pawel Nikolajewitsch Jengalytschew (1914-1915) fallen jedoch knapp aus dem Untersuchungszeitraum. Ausführliche biographische Informationen zu den Generalgouverneuren finden sich unter anderem bei Rolf 2014: 83 ff.

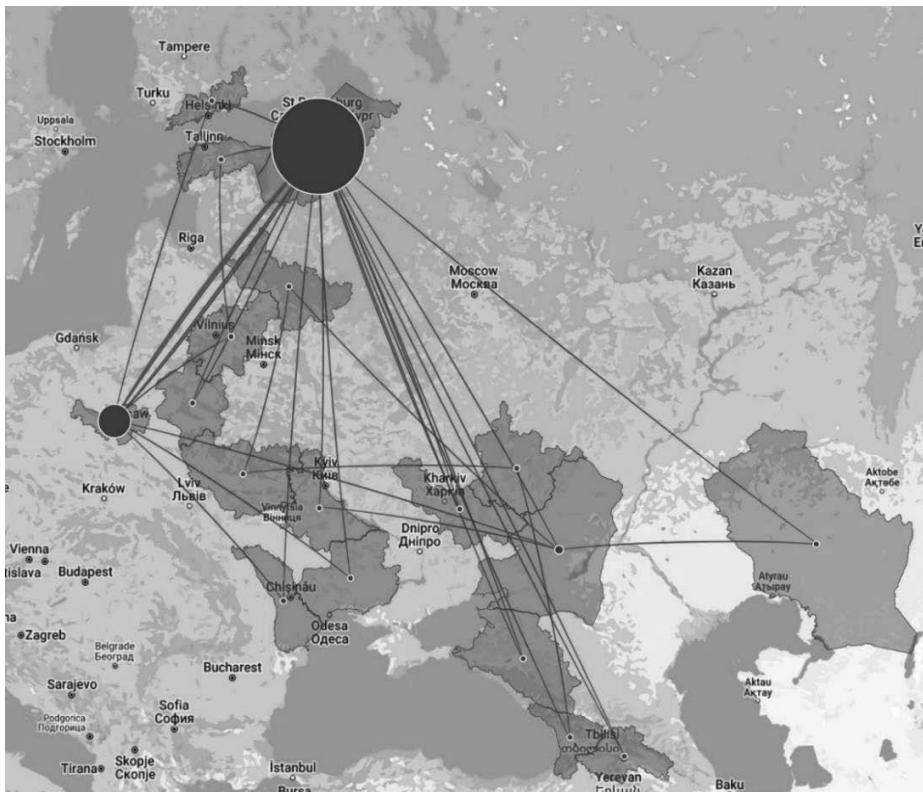


Abbildung 8: Die Berufswege der Warschauer Generalgouverneure.

Ganz anders sah dies bei den „einfachen“ Gouverneuren aus: Ein detaillierterer Blick auf deren Bewegungsmuster in den Westgebieten (Abbildung 9) offenbart, dass sie einerseits Erfahrungen in allen polnischen Provinzen sammelten, darüber hinaus aber häufig auch in den übrigen westlichen Gebieten des Reichs aktiv waren.

Denkt man die Verwaltung des Zarenreiches als ein radförmiges Spinnennetz, stellte das berufliche Bewegungsmuster der mobilen Eliten (die Warschauer Generalgouverneure eingeschlossen) die vom Zentrum in die Peripherie reichenden Radialspeichen her, während jene der mobilisierten Eliten die Spiralen bildeten. Letztere Mobilitätsform war nicht nur – wie die Abbildung erkennen lässt, mit teils sehr weiträumigen Ortswechseln verbunden, sondern führte auch nur selten und in der Regel erst am Karriereende nach Petersburg. Mobile und mobilisierte Eliten operierten somit in zwei völlig unterschiedlichen Mobilitätsregimen: Das eine hielt die Beamten wie an einem Sicherungsfaden mit dem imperialen Machtzentrum in Verbindung; das andere war durch das Rotieren um eine Vielzahl regionaler Knotenpunkte gekennzeichnet. Dies unterstreicht einen Aspekt, der in den Autobiographien mobilisierter Beamter immer wieder thematisiert wird: Regionale Expertise, die durch langjährige Aufenthalte an der Peripherie erarbeitet wurde, konnte auf das berufliche Abstellgleis führen. In der räumlichen Hierarchie der zarischen Bürokratie waren die „Spiralfaden-Berufsbiographien“ gleichbedeutend mit einer minderprivilegierten Stellung. Wer enge Kontakte zum Hof

besaß, durfte sich darauf verlassen, dass Karrierestationen außerhalb von Petersburg immer nur eine Episode darstellten, die letztlich zu (noch) besseren Berufschancen in der Hauptstadt führten.



Abbildung 9: Mobilitätsmuster polnischer Gouverneure (ohne Generalgouverneure, Ausschnitt auf die Westgebiete des russländischen Reichs)

5. Fazit

In diesem Aufsatz wurde ein Ansatz vorgestellt, wie sich mit der Netzwerksoftware *nodegoat* kollektive Ausbildungs- und Berufslaufbahnen hoher zarischer Beamter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts visualisieren lassen. Konkret konnten hierbei aus qualitativen Analysen bekannte Topoi anschaulich gemacht werden; namentlich die Eigenwahrnehmung von Vertretern der nachrangigen Beamtenelite, wie durch eine unsichtbare Wand von den Petersburger Machtzirkeln getrennt zu sein. Dieses Gefühl der räumlichen Isolation vom Zaren und seinem inneren Kreis lässt sich an den Mobilitätsmustern der mobilisierten Eliten erkennen. Ihre Berufswege führten in den meisten Fällen nicht ins Herrschaftszentrum, sondern bewegten sich auf „Spiralbahnen“ entlang peripherer Knotenpunkte. Diese Tendenz der „Herrschaftsferne“ ihrer Berufslaufbahnen ist dabei schon in der Ausbildungsphase angelegt. Während sich die mobilen Eliten bereits in dieser Phase auf einige wenige exklusive Institutionen konzentrierten und

Zugang zu den höchsten Machtzirkeln erhielten, verteilt sich die Ausbildung der mobilen Eliten auf eine Vielzahl an räumlich breit gestreuten Einrichtungen.

Einerseits unterstreicht die vorliegende Untersuchung die aus der qualitativen Studie von autobiographischen Quellen gewonnene These einer vergleichsweisen Minderprivilegierung der mobilisierten Beamten. Sie eröffnet aber auch eine alternative Sichtweise. So lassen sich die hohen Beamten in den polnischen Gebieten als prototypische Vertreter einer modernisierten Verwaltungskohorte auffassen. Sie waren mehrsprachig, mobil, besaßen eine hohe Bildung, verfügten eher über eine zivile als eine militärische Ausbildung und erarbeiteten sich über die Jahre häufig wertvolle regionale und fachliche Expertise. Die imperiale „Spiralbahn“ bot darüber hinaus gerade auch Personen mit weniger privilegiertem Hintergrund, denen in früheren Jahrzehnten hohe Beamtenlaufbahnen verschlossen waren, Aufstiegsmöglichkeiten. Gerade Ende des 19. Jahrhunderts, als zunehmende Konflikte in den Randgebieten des russländischen Reichs das zarische Herrschaftssystem ins Wanken brachten, waren es die mobilisierten Eliten, die an vorderster Front für dessen Erhalt kämpften. Vor diesem Hintergrund wäre es ein lohnendes Unterfangen, die zeitliche Dimension der in diesem Aufsatz aufgezeigten Mobilitätsmuster auszuweiten und damit den Übergang in die postrevolutionäre sowjetische Ära mit einzubeziehen. So ließe sich zum Beispiel untersuchen, ob es Teilen der mobilisierten Eliten gelang, als Verwaltungsexperten unter sowjetischen Vorzeichen beruflich zu überleben oder sogar zu profitieren. Ebenso aufschlussreich wären diachrone und imperiumsübergreifende Vergleiche bürokratischer Mobilitätsmuster: Wiesen andere Großreiche im späten 19. Jahrhundert und die Sowjetunion im frühen 20. Jahrhundert ähnliche „Radnetz“-Strukturen auf, wie sie hier beschrieben wurden?

LITERATUR

- Aust, Martin und Frithjof Benjamin Schenk (2021): Imperial Subjects. Patterns of Identification and Self-Perception in the Continental Empires of Eastern Europe. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 68, Heft 2, 256-269. <https://doi.org/10.25162/jgo-2020-0009>
- Bree, Pim van und Geert Kessels (2013): Towards an Object-Oriented Referencing System: Defining Multiple Forms of Asynchronous Collaboration and Authorship. Online als PDF: https://ceur-ws.org/Vol-1681/vanBree_Kessels_nodegoat.pdf
- Bennett, Helju (1980): Chiny, Ordena and Officaldom. In: Walter McKenzie Pintner (Hg.): Russian officialdom. The bureaucratization of Russian society from the seventeenth to the twentieth century, London: Macmillan, 162-189.
https://doi.org/10.1007/978-1-349-05423-7_7
- Bourdieu, Pierre (2011 [1981]): Die biographische Illusion. In: Bernhard Fetz und Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagenexte und Kommentar, Berlin, New York: De Gruyter, 303-310. <https://doi.org/10.1515/9783110237634.303>
- Buchen, Tim und Malte Rolf (Hg.) (2015), Eliten im Vielvölkerreich. Imperial Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850-1918), Elites and empire; imperial biographies in Russia and Austria-Hungary (1850-1918), Berlin, Boston, Massachusetts: De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110416121>
- Chimiak, Łukasz (1999): Gubernatorzy rosyjscy w Królestwie Polskim. Szkic do portretu zbiorowego, Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego.
- Eklof, Ben, John Bushnell und Larissa Zakharova (Hg.) (1994): Russia's great reforms, 1855-1881. Bloomington, Indiana, Indianapolis: Indiana University Press.
- Friedman, Rebecca (2012): Masculinity, the Body, and Coming of Age in the Nineteenth-Century Russian Cadet Corps. In: *The Journal of the History of Childhood and Youth*. Volume 5, Number 2, S. 219-238.

- Górak, Artur und Krzysztof Latawiec (2016): Russian governors in the Kingdom of Poland 1867-1918. Übersetzt von Jarosław Krajka, Lublin: Towarzystwo Nauki i Kultury „Libra“.
- Górak, Artur und Krzysztof Latawiec (2022): Rossijskie bjurokraticheskie elity zarstwa polskogo [Die russische bürokratische Eliten im Königreich Polen] (1839-1918), in: Uralskii istoritscheskii westnik, 75, Heft 2, 37-47.
[https://doi.org/10.30759/1728-9718-2022-2\(75\)-37-47](https://doi.org/10.30759/1728-9718-2022-2(75)-37-47)
- Hodel, Tobias, Dennis Möbus und Ina Serif (2022): Von Inferenzen und Differenzen. Ein Vergleich von *Topic-Modeling-Engines* auf Grundlage historischer Korpora. In: Selin Gerlek, Sarah Kissler und Thorben Mämecke (Hg.): Von Menschen und Maschinen: Mensch-Maschine-Interaktionen in digitalen Kulturen, Digitale Kultur, Bd. 1, Hagen: Hagen University Press, 181-205.
- Kessler, Gijs (2017): Russian Empire Historical GIS Maps (1897). Version 3.1, IISH Data Collection, V3. Online:
<https://datasets.iisg.amsterdam/dataset.xhtml?persistentId=hdl:10622/DN9QDM> (26.10.2023).
- Lässig, Simone (2009): Die historische Biographie auf neuen Wegen? In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 60, Heft 10, 540-553.
- Lieven, Dominic C. B. (1984): Russian Senior Officialdom under Nicholas II. Careers and Mentalities, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, Neue Folge, Bd. 32, Heft 2, 199-223.
- Mosse, Werner (1984): Russian Provincial Governors at the End of the Nineteenth Century. In: The Historical Journal, 27, Heft 1, 225-239. <https://doi.org/10.1017/S0018246X00017751>
- Panina, Alla Leonidovna (Hg.) (1997): Vladimir Fedorovič Džunkovskij: Vospominanija. Moskau: Izdatelstvo imeni Sabaschnikowych.
- Ramsay, Stephen und Geoffrey Rockwell (2012): Developing Things. Notes Toward an Epistemology of Building in the Digital Humanities, in: Matthew K. Gold (Hg.): Debates in the Digital Humanities. Minneapolis: University of Minnesota Press, 75-84.
<https://doi.org/10.5749/minnesota/9780816677948.003.0010>
- Robbins, Richard G. (1987): The Tsar's viceroys. Russian provincial governors in the last years of the empire, Ithaca, New York: Cornell University Press.
- Robbins, Richard G. (1980): Choosing the Russian Governors: The Professionalization of the Gubernatorial Corps, in: Slavonic and East European Review, 58, Heft 4, 541-560.
- Robbins, Richard G. (2001): Vladimir Dzhunkovskii: Witness for the Defense. In: Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History, 2, Heft 3, 635-654.
<https://doi.org/10.1353/kri.2008.0047>
- Rolf, Malte (Hg.) (2014): Imperiale Biographien. Themenheft Geschichte und Gesellschaft, 40, Heft 1, Göttingen. <https://doi.org/10.25162/jgo-2020-0010>
- Rolf, Malte (2020): Beamte in Bewegung. Zu Strukturen und Akteuren imperialer Herrschaft im ausgehenden Zarenreich, in: Carl Bethke (Hg.): Migrationen im späten Habsburgerreich. Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 51, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 101-131.
- Rolf, Malte und Benedikt Tondera (2021): Imperial Biographies Revisited. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, 68, Heft 2, 270-281.
- Rowney, Don K. (2009): Imperial Russian Officialdom during Modernization. In: Don K. Rowney und Eugene Huskey (Hg.): Russian bureaucracy and the state. Officialdom from Alexander III to Vladimir Putin, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 26-45.
https://doi.org/10.1057/9780230244993_3
- Schampaner, A. M. (1906): Dejateli Rossii [Zentrale Akteure Russlands]. St. Petersburg: Chudoshestwennoi petschati.
- Schattenberg, Susanne (2012): Max Weber in the Provinces: Measuring Imperial Russia by Modern Standards. In: Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History, 13, Heft 4, 889-902. <https://doi.org/10.1353/kri.2012.0063>

- Tondera, Benedikt (2022): „... und Sie erscheinen an der Türschwelle in all Ihrer Herrlichkeit“. Die Rolle des Luxus in Autobiographien hoher Beamter im späten Zarenreich, in: Elisabetta Lupi und Jonathan Voges (Hg.): Luxus. Perspektiven von der Antike bis zur Neuzeit. 197-222, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Vladimirov, Katya (2004): The world of provincial bureaucracy in late 19th and 20th century Russian Poland. Lewiston: Edwin Mellen Press.
- Wolkow, Sergej Wladimirowitsch (2016): Wysschee tschinownitschestwo Rossijskoj imperii. Kratkij slowar [Die hohe Beamtenchaft des russländischen Imperiums. Wörterbuch], Moskau: Russkij fond sodeistwija obrasowaniju i nauke.
- Zajontschkowskij, Petr Andrejewitsch (1978): Pravitelstwennyj Apparat samoderschawnoj Rossii w XIX w. Moskau: Mysl.

QUELLEN

- Tagebucheintrag vom 17. August 1893, Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF), f. 996, op. 1, d. 1, 1 ff.
- Tagebucheintrag vom 25. Februar 1900 aus dem Tagebuch von Konstantin Miller, GARF, f. 996, op. 1, d. 19, 113.

Zusammenfassung

Ein hohes Maß an beruflicher Mobilität gilt als ein Merkmal professioneller Eliten – in zeitgenössischen Gesellschaften ebenso wie in den Großreichen des 19. Jahrhunderts. Die vorliegende Untersuchung nimmt dieses Phänomen am Beispiel der hohen Beamtenchaft im Russländischen Reich genauer unter die Lupe. Denn aus den überlieferten Autobiographien der ranghöchsten Staatsdiener der zarischen Autokratie geht hervor, dass diese ihre häufigen und weiträumigen Ortswechsel keineswegs nur als Privileg, sondern auch als Last empfanden. Das Klagen über eine als Zwang empfundene Mobilität zeichnet dabei insbesondere jene Beamten aus, die einen Großteil ihrer Laufbahn weit entfernt von Peterburg an den Peripherien des Zarenreichs ableisteten.

Vor diesem Hintergrund nutzt der vorliegende Beitrag das Visualisierungstool *nodegoat*, welches besonders dafür geeignet ist, biographische Ortswechsel im zeitlichen Verlauf darzustellen. Mithilfe von *nodegoat* lassen sich die kollektiven Bewegungsmuster verschiedener Beamtenkohorten miteinander vergleichen. Einerseits werden hierfür diejenigen Beamten zusammengefasst, die einen Großteil ihrer Karriere in Moskau und Petersburg absolvierten und eine Art „Elite innerhalb der Elite“ darstellten; andererseits jene, die hauptsächlich in den polnischen Gebieten des Zarenreichs aktiv waren. Auf diese Weise soll untersucht werden, welches Mobilitätsregime bei den an der Peripherie eingesetzten Beamten ein Gefühl der Überforderung erzeugte und wie sich räumliche Hierarchien auf Rotationsmuster im russländischen Verwaltungsapparat auswirkten.

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

- Barbara Henning, Jun.-Prof. Dr., Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Historisches Seminar, Arbeitsbereich Geschichte des Islams im östlichen Mittelmeerraum, Jakob-Welder-Weg 20, 55128 Mainz
- Abdulhamit Kırmızı, Prof. Dr., Marmara Üniversitesi, İnsan ve Toplum Bilimleri Fakültesi, Tarih Bölümü, Göztepe Yerleşkesi 34722 Kadıköy, İstanbul
- Philipp Schedl, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Institut für Geschichte, Ammerländer Heerstraße 114-118, 26129 Oldenburg
- Tamara Scheer, Priv.-Doz. Dr., Universität Wien, Institut für Osteuropäische Geschichte, Spitalgasse 2, 1090 Wien
- Tondera, Benedikt, Dr., Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover, Waterlostraße 8, 30169 Hannover
- Alexa von Winning, Dr., Universität Tübingen, Institut für osteuropäische Geschichte und Landeskunde, Wilhelmstr. 36, 72074 Tübingen



Anna C. Reinhardt

Schule, Migration, Übergang

**Eine situationsanalytische Rekonstruktion
und theoretische Reflexion zur
Beschulung von neu Zugewanderten**

Der Zugang zu Bildung und damit der Übergang in das Regelschulsystem findet für neu zugewanderte und geflüchtete Kinder und Jugendliche oft durch eine institutionell geprägte Zwischenphase in Vorbereitungsklassen statt. Aus einer Ungleichheitsrelevanten Perspektive rekonstruiert Anna C. Reinhardt in ihrer qualitativen Studie diese Vorbereitungsklassen als komplexe Übergangssituationen und dekonstruiert ihr relationales Zustandekommen als konflikthaften Aushandlungsprozess um Teilhabe und Zugehörigkeit in der Migrationsgesellschaft.

*Reflexive Übergangsforschung – Doing Transitions, 11
2024 • ca. 480 S. • kart. • ca. 58,00 € (D) • ca. 59,70 € (A)
ISBN 978-3-8474-2526-7 • eISBN 978-3-8474-1718-7*



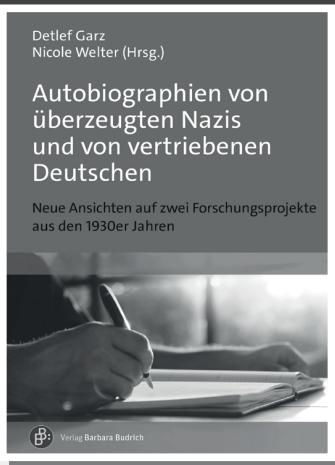
Kathrin Henrich

Studium als biographischer Übergang

**Eine qualitative Studie zu den Perspektiven
der Studierenden**

Der Übergang ins Studium ist für viele eine der wichtigsten Veränderungen im Lebensweg. Welche Erfahrungen machen Studierende? Wie gehen sie mit diesen Erfahrungen um? Die Studie wertet biographisch-narrative Interviews aus und bietet einen subjektorientierten reflexiven Blick auf das Studium als Übergang. Es wird gezeigt, dass die Themen, die im Studium für die Menschen relevant werden, ähnlich sind, sie diese jedoch in unterschiedlichen Modi des Doing-Transition gestalten.

*Reflexive Übergangsforschung – Doing Transitions, 12
2023 • 231 S. • kart. • 34,00 € (D) • 35,00 € (A)
ISBN 978-3-8474-2754-4 • eISBN 978-3-8474-1924-2*



Detlef Garz, Nicole Welter (Hrsg.)

Autobiographien von überzeugten Nazis und von vertriebenen Deutschen

Neue Ansichten auf zwei Forschungsprojekte
aus den 1930er Jahren

2023 • ca. 300 S. • kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2743-8 • eISBN 978-3-8474-1913-6

Warum kam Hitler an die Macht? Diese viel gestellte Frage war auch der Titel einer 1934 durchgeföhrten Studie mit überzeugten NS-Anhänger*innen, deren Autobiographien Gegenstand der Beiträge dieses Bandes sind. Auch die Selbstzeugnisse ehemaliger Nationalsozialist*innen und vertriebener Deutscher werden herangezogen, um individuelle und kollektive biographische Prozesse nachzuvollziehen. Die Autor*innen widmen sich etwa Orientierungsmechanismen in nationalen Wir-Gemeinschaften, Eintrittsmotiven und Entlastungsstrategien sowie der Frage, welche Forschungsperspektiven und Erkenntnispotenziale sich aus den vielfältigen Manuskripten generieren lassen.

Die Herausgeber*innen:

Prof. Dr. Detlef Garz, Seniorprofessor, Institut für Pädagogik, Allgemeine Pädagogik, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Prof. Dr. Nicole Welter, Professorin, Institut für Pädagogik, Allgemeine Pädagogik, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel



Timo Schreiner,
Dominik Wagner-Diehl (Hrsg.)

**Soziale Ungleichheit,
Bildung, Biografieforschung**
Perspektiven zum Werk von Ingrid Miethe

2023 • 143 S. • kart. • 24,90 € (D) • 25,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-2716-2 • eISBN 978-3-8474-1886-3

Der Band befasst sich mit unterschiedlichen Facetten der Bildungs-, Ungleichheits- und Biografieforschung. Die Autor*innen behandeln die Themen Ausgrenzung, Teilhabe, gruppenbezogene Diskriminierung aber auch Forschungsethik und empirische Zugänge rund um soziale Ungleichheit. Die Beiträge sollen so die Themenschwerpunkte der Erziehungswissenschaftlerin Ingrid Miethe abbilden, deren Schriften auch für die Soziale Arbeit als prägend gelten.

Die Herausgeber:

Prof. Dr. Timo Schreiner, Professur für Kinder- und Jugendhilfe, Fakultät Soziale Arbeit, Ostfalia Hochschule für angewandte Wissenschaften

Dr. Dominik Wagner-Diehl, Pädagoge im therapeutischen Dienst, Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Universitätsklinikums Giessen und Marburg (UKGM), Standort Marburg